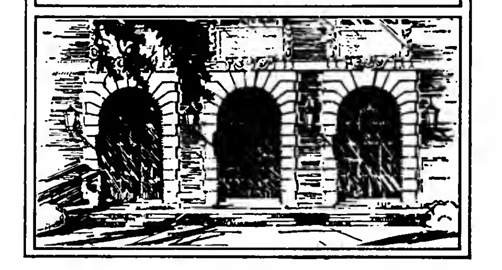
Ludwig Wolff

GESAMMELTE WERKE







Ludwig Wolff

Werke

Ludwig Wolff

GESAMMELTE WERKE

ZWEITER BAND

★

Der Sohn des Hannibal

★

Prinzessin Suwarin



VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

Der Sohn des Hannibal

Ein Sportroman

von

Ludwig Wolff

1.

Der Sohn des Hannibal wurde am siebenten März in Napagedl geboren. Seine Mutter war Napfény, in deren Adern das edle Kinisenblut rollte. Daß er geboren wurde, verdankte er einer auf theoretische Erwägungen gestützten Laune des Besitzers von Napagedl, der Napfény zu Hannibal nach Graditz geschickt hatte. Seine Erzeugung kostete eine Menge Geld, wenn man die Transport- und Verpflegungskosten der Mutter und die Decktaxe in Rechnung zieht. Gewöhnliche Sterbliche kommen billiger auf die Welt. Der Sohn des Hannibal erfüllte aber nicht die Erwartungen, die man vom züchterischen Standpunkt auf die Verbindung Napfénys mit dem Gradițer gesetzt hatte. Es war eben eine Vernunftehe, und Kinder, die lieblos empfangen werden, gedeihen nie so gut wie die Kinder der Liebe.

Napfény war ein heiteres, temperamentvolles, unbesonnenes, fast leichtsinniges Geschöpf, das sich an die schwerfällige, ernste Art Hannibals nicht so bald gewöhnen konnte. Vielleicht litt Napfény im Norden an Heimweh, denn es wurde berichtet, daß sie während des Gradiţer Aufenthalts schlecht gefressen und sich recht kopfhängerisch und apathisch verhalten habe. Bei ihrer Wiederankunft in Napagedl soll sie kaum zu bändigen gewesen sein. Stalleute erzählen auch, daß Napfény stets eine auffallende Zärtlichkeit für Woolwinder an den Tag gelegt habe. Widrige Umstände brachten es aber mit sich, daß die Verbindung dieser beiden nie zustande kam.

Keinesfalls war die kurze Ehe Napfénys mit Hannibal eine glückliche. Der Sprößling dieser Ehe bewies es augenfällig. Der Sohn des Hannibal war ein schmächtiges, unansehnliches Tier, etwas überbaut, hellbraun, mit einer großen Blesse, die von der Stirn bis unter die Augen hinablief, so daß der Kopf einen melancholischen Ausdruck erhielt.

Von den ersten Monaten des jungen Hannibal ist nur zu berichten, daß Napfény zu ihrem Sohn nicht so zärtlich war,

wie es sonst junge Mütter zu ihren Kindern zu sein pflegen. Als das Hengstel von der Mutter wegkam und auf die Koppel geschickt wurde, stellte es sich heraus, daß der junge Hannibal unter seinen Altersgenossen gar keine Freunde fand. Die jungen Aristokraten, lauter Gouvernants und Woolwinders, von hochedlen Müttern geboren, deren Stammbäume bis zu den Anfängen der Vollblutzucht reichten, verhielten sich dem Halbpreußen gegenüber ablehnend und zurückhaltend. Es mag auch sein, daß der junge Hannibal keinen Anschluß suchte, oder daß sein verschlossenes Wesen von den andern als Hochmut und Überhebung angesehen wurde. Jedenfalls lief er stets allein herum, während die andern in übermütigen Rudeln durch die Wiesen galoppierten.

So oft der Gestütsherr die junge Herde besichtigte, blieb er kopfschüttelnd vor dem Hannibalsohn stehen, der bei diesen Gelegenheiten womöglich noch verdrossener und melancholischer in die Welt sah, gleichsam als käme er sich seinem Herrn gegenüber schuldbewußt vor.

2.

Als Oberleutnant Graf Muntaniz mit seinem Regimentskameraden Perarollo nach dem zweiten Rennen die Klubtribüne verließ, kam ihnen die Komtesse Daisy Sarkány entgegen und fragte:

„Haben Sie meinen Papa nicht gesehen, Herr Oberleutnant? Ich habe ihn plötzlich verloren."

„Sie werden ihn sicher wiederbekommen, Komtesse", sagte Muntaniz. „Der Herr Papa ist im Ring und handelt um Odds."

„Dann müssen Sie inzwischen mein Kavalier sein, falls Sie noch Zeit haben."

„Gern, Komtesse, es geht schon noch. Mario, du bist so lieb und schaust in den Paddock, ob alles in Ordnung ist."

Perarollo grüßte und ging.

Als Muntaniz mit der Komtesse über den grünen Rasen schritt, sahen ihnen viele Leute nach. Sie waren ein gutes Paar, jung, gesund, und trugen edle Köpfe.

Die alte bissige Fürstin Berwang blickte aus ihrer Loge auf die beiden jungen Menschen hinab und sagte zu Ciampigotto:

„Passen Sie auf, der Muntaniz gewinnt heute die Armee."

Ciampigotto fragte:

„Wieso kommen Sie darauf, Fürstin?"

„Das ist doch klar. Der Junge ist jetzt in Form. Der kriegt auch die Sarkány, obwohl er ein armer Hund ist. Schauen Sie nur, wie verliebt die Daisy den Burschen ansieht!"

Daisy sagte: „Ich sollte eigentlich nicht nett zu Ihnen sein, weil Sie versprochen haben, uns Ostern zu besuchen, und nicht gekommen sind."

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Komtesse, aber ich mußte in Alag reiten."

„Also die Pferde sind Ihnen wichtiger als ich? Gut, ich werde es mir merken. Jetzt bin ich erst recht böse auf Sie!"

Muntaniz sah sie ungläubig an und sagte:

„Es ist ja nicht wahr. Sie können gar nicht böse sein."

Die Komtesse lachte:

„Kann ich auch gar nicht! Aber jetzt zeigen Sie mir den Ehrenpreis, bitte."

Herr Philipp Rosenzweig, Herausgeber des kleinen Sportblatts „Der gute Tip", wies mit ausgestreckter Hand auf Muntaniz und sagte zu dem Agenten Friedrich Pollak:

„Sehen Sie, der da gewinnt die Armeesteeplechase, so wahr ich Rosenzweig heiße."

„Wer ist das?" fragte Pollak.

„Den kennen Sie nicht?" rief Rosenzweig entrüstet. „Das ist doch der Muntaniz, der den Cevedale reitet. Ich habe ihn an erster Stelle getippt."

„Sie können mir gestohlen werden mit Ihre Tips", sagte Pollak. „Der Cevedale, verstehen Sie mich, ist für mich keine Klasse. Ich geh' immer mit der Klasse."

Als Muntaniz und die Komtesse vor dem Ehrenpreis standen, fragte Daisy:

„Haben Sie Chance, zu gewinnen?"

„Du lieber Gott, Chance hat man immer, sonst würde man ja gar nicht mitreiten, aber so ein Rennen ist stets eine unsichere Sache. Man kann leichter Sieger sein oder sich das Genick brechen."

Die Komtesse wurde ein wenig blaß. „Ich mag die Rennen nicht, in denen Sie mitreiten. Es ist zu aufregend."

In diesem Augenblick kam der alte Sarkány und rief mit Stentorstimme:

„Endlich find' ich dich. Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt? Servus, Muntaniz. Wer gewinnt die Armee?"

„Ich natürlich", sagte Muntaniz.

„Also deinen alten Cevedale kannst du bei mir wetten. Das Rennen gewinnt der Radojcich mit Frundsberg im Kanter.

Er steht auch nur mehr pari im Ring. Ich hab' ihn noch $1\frac{1}{2}:1$ gekriegt. Wenn du willst, geb' ich dir was ab."

„Danke schön", erwiderte der Oberleutnant. „Das ist verlorenes Geld. Frundsberg steht die Distanz nicht durch."

„Na, dann wett' doch deinen Gaul, wenn du Courage hast."

„Bitte."

Muntaniz zog eine zerknüllte Tausendkronennote aus der Tasche und reichte sie Sarkány.

„Aber nur, wenn du die Wette 4 : 1 bekommst."

Sarkány lachte spöttisch:

„Lieber Freund, ich leg' dir ja den Cevedale 5 : 1. Ich mache die Wette in mir. Warum sollen die Bookies das schöne Geld schlucken?"

„Abgemacht."

Die Komtesse bat:

„Bitte, Herr Graf, wetten Sie nicht. Mir zuliebe nicht."

Sarkány fiel ihr ins Wort:

„So laß ihn doch! Wenn er so viel Geld zum Hinauswerfen hat!"

Perarollo kam. Es war höchste Zeit, zur Wage zu gehen.

Der Graf verabschiedete sich.

Daisy sagte:

„Ich muß wohl Hals- und Beinbruch wünschen?"

Aber sie zog dabei die Mundwinkel herab, als hätte sie etwas Bitteres getrunken.

Auf dem Weg zur Wage machte sich Muntaniz Vorwürfe darüber, daß er sich hatte hinreißen lassen, tausend Kronen zu wetten. Sein ganzes Monatsgeld. Er pflegte sonst nie hoch zu spielen oder zu wetten. Hundert Kronen waren sein höchster Satz. Aber das war sein alter Erbfehler: Aus Trotz, aus Widerspruch war er imstande, Dinge zu begehen, die er klaren Kopfes nicht verantworten konnte. Sarkány hatte ihn gereizt. Und wenn nicht Daisy dabei gewesen wäre, hätte er den Spott des Grafen lächelnd aufgenommen.

Er sagte zu Perarollo:

„Du, Mario, ich habe eine große Dummheit gemacht!"

„Was denn?"

„Ich habe tausend Kronen auf Cevedale gewettet. Bei Sarkány."

„Das ist Wahnsinn!"

Muntaniz fuhr auf: „Ich bitte dich, Mario, mach' mir jetzt keine Vorwürfe. Geschehen ist geschehen."

Perarollo sagte liebenswürdig:

„Wenn du erlaubst, gebe ich dir hundert Kronen dazu. Ich hätte Cevedale ja jedenfalls gewettet."

„Nein, ich danke dir, wette beim Toto, wenn du dein Geld los sein willst. Mir ist mit den hundert Kronen nicht geholfen. Wenn ich verliere, fahre ich abends nach Haus und fresse den ganzen Monat Butterbrot."

Nachdem sie den Wagraum verlassen hatten, gingen sie langsam zum Paddock. Cevedale wurde noch gestriegelt und auf den letzten Gang hergerichtet. Der Trainer, Mr. Tuckett, stand in der Box und strich Cevedale die Haare aus der Stirn.

Mr. Tuckett war einer der ehrlichsten und korrektesten Trainer, die je auf dem grünen Rasen gearbeitet haben. Er war ein bescheidener, sachverständiger alter Mann, den die Mißerfolge, die das Leben ihm gebracht, nicht entmutigt hatten. Sein Pech war sprichwörtlich. In der Jugend war er als Jockei tätig gewesen, ohne jemals einen nennenswerten Erfolg erzielt zu haben. Später fand er in einem großen Stall Beschäftigung als Futtermeister. An der Schwelle des Greisenalters wurde er Trainer und arbeitete drei oder vier Offizierspferde.

„Hallo, Mr. Tuckett," rief Muntaniz, „haben wir Chance, zu gewinnen?"

„Sicher, Sir", erwiderte Tuckett bitterernst.

„Das sagen Sie immer", lachte der Oberleutnant. „Können wir Frundsberg schlagen?"

„Leicht, Sir. Frundsberg steht die Distanz nicht durch und hat keinen Speed. Sie werden das Rennen gewinnen, wenn Sie Cevedale über die Hindernisse bringen und das Rennen erst bei der Distanz aufnehmen. Über die letzten hundert Meter schlägt Cevedale alle Pferde. Er ist sehr schnell und war noch nie so gut wie jetzt beisammen."

Der Stallbursche, der das Pferd in der Arbeit ritt, nickte zustimmend.

„Also Sie sollen recht haben, Mr. Tuckett", sagte Muntaniz und wiederholte mechanisch wie ein Schuljunge: „Über die Hindernisse bringen, bei der Distanz das Rennen aufnehmen und gewinnen."

Er stieg in den Sattel und ritt in die Bahn. Es waren nur sieben Konkurrenten. Erster Favorit bei den Kassen und im Ring war Frundsberg, dessen wilder, tollkühner Reiter Radojeich die Sympathien der Turfbesucher für sich hatte, zweiter Favorit war La Samaritaine, und an dritter Stelle notierten zu gleichen Kursen Cevedale und Zbogom. Es ritten vier

Husaren, Honved und gemeinsame Armee, und zwei Ulanen. Muntaniz war der einzige Dragoner.

Beim Probesprung flog Frundsberg wie eine Katze über die Hürde. Sehr gut sprang auch La Samaritaine. Cevedale ging ein wenig schwerfällig über das Hindernis.

Der zweite Startversuch gelang. Im Anfang wollte niemand die Führung übernehmen, so daß die ersten zweihundert Meter im Jagdgalopp zurückgelegt wurden. Dann ging das Leichtgewicht Altvater, von Leutnant Maistatt geritten, an die Spitze und legte ein mörderisches Tempo vor. Zweiter war Zbogom, dann folgte Frundsberg, hinter ihm La Samaritaine, an vierter Stelle lag Cevedale. Die übrigen fielen aus dem Rennen.

Muntaniz ließ Cevedale gehen, wie er wollte. Nur nicht stürzen, dachte er, sonst kann ich das Rennen nicht gewinnen. Bei der Distanz mußt du zu reiten anfangen. Nicht früher. Auf der Flachen schlägt Cevedale die andern Pferde sicher. Tuckett würde sich freuen, wenn ich das Rennen gewänne. Er ist ein braver Kerl. Ich möchte ihm den Erfolg gönnen. Sarkány würde springen. Sechstausend Kronen müßte er zahlen. Dazu noch der Preis! Fein. Aber alles hängt von Cevedale ab. Und plötzlich sah Muntaniz den Berg Cevedale vor sich, wie er ihn an einem Augustvormittag zum erstenmal vom Eisseepaß erblickt hatte. Der Vater hatte ihn damals auf die Tour mitgenommen. Hopp! Eine Hürde! Cevedale sprang tadellos. Wie lange so ein Rennen dauert! Eine Ewigkeit. Wenn nur die Distanz schon da wäre! Ein schönes Mädel, die Daisy! Hätte man nur ein bissel mehr Geld. Aber so. Achtung! Der Tribünensprung. Altvater führte noch immer. Aber Radojcich begann jetzt zu reiten. Er nahm die schweren Hindernisse immer in voller Karriere. Ein stumpfsinniges Bravourstück, dachte Muntaniz. Für die Galerie.

Schon war Frundsberg vorne und nahm als Erster den Tribünensprung. Plötzlich sah der Dragoner einen Körper durch die sonnenflimmernde Luft wirbeln. Aha, Maistatt war gestürzt. Armer Kerl! Ob er tot ist? Nur nicht stürzen! Hopp! Das schwere Hindernis war genommen. Jetzt führte Frundsberg mit einigen Längen, an zweiter Stelle lag La Samaritaine, dann kam Zbogom, den Schluß bildete Cevedale. So ging es im Gänsemarsch bis zur Einlaufsecke. Beim Einbiegen in die Gerade führte Frundsberg noch immer mit drei Längen. Zbogom hatte mit La Samaritaine aufgeschlossen. Eine Länge zurück war Cevedale. Aufgepaßt, dachte Muntaniz, jetzt kommt gleich die Distanzscheibe. Dort mußt du zu reiten anfangen.

Auf der Flachen schlägt Cevedale die andern Pferde. Hopp! Die letzte Hürde. Die rote Scheibe. Jetzt los. Der Dragoner faßt die Zügel kürzer, beugt sich tief über den Hals seines Pferdes und gibt ihm leicht die Sporen. Vom Guldenplatz und von den Tribünen hört er ein dumpfes Brausen: „Frundsberg gewinnt! Frundsberg! Frundsberg!" Jetzt hat Cevedale Zbogom und La Samaritaine überholt. Frundsberg liegt noch immer mit zwei Längen vorne. Radojcich reitet wie ein Besessener. Die Peitschenschläge prasseln ununterbrochen auf den nassen Pferdeleib nieder. Aber Frundsberg wird langsamer. Er hat genug. Cevedale kommt näher. Nur eine Länge trennt die beiden Pferde mehr. Muntaniz reitet jetzt bloß mit Zügelhilfen. Von den Tribünen donnert es: „Frundsberg gewinnt!" Jetzt hat Cevedale Frundsberg erreicht. Gurt an Gurt galoppieren die Pferde. Cevedale kann nicht vorbei. Ein letzter Schenkeldruck. Und Cevedale schüttelt den Gegner ab. Aber die Menge brüllt noch immer: „Frundsberg! Frundsberg!"

„Nach hartem Kampf mit einer Länge gewonnen!" lautete der Richterspruch.

Die folgenden Minuten waren wie ein Traum. Der Erzherzog gratulierte. Baron Blühnbach, sein Oberst, umarmte ihn. Perarollo küßte ihn. Mr. Tuckett grinste über das ganze Gesicht. Géza von Góth sagte: „Der Teufel soll dich holen! Ich habe zwanzigtausend Kronen auf Frundsberg verloren." Eine kleine, rosige Hand zitterte in der seinen. Ein dicker Herr steckte ihm sechs Tausendkronenscheine zu und stieß dabei furchtbare ungarische Gotteslästerungen aus.

Die alte bissige Fürstin Berwang triumphierte zu Ciampigotto:

„Sehen Sie, ich habe gleich gesagt, der Junge gewinnt die Armee. Eine Zeitlang haben die Muntanize immer Glück."

Herr Philipp Rosenzweig aber, der Herausgeber des Sportblatts „Der gute Tip", lief wie ein Wahnsinniger auf dem Rennplatz herum und zeigte allen Freunden und Bekannten, daß er als einziger Cevedale an erster Stelle getipt hatte.

3.

Die Grafen Muntaniz auf Glandegg sind ein altes Tiroler Adelsgeschlecht, deren Stammsitz die Burg Glandegg im Eppan ist. Die Burg steht für gewöhnlich leer und wird von dem alten Villgrattner betreut. Im Volk erzählt man, daß die

Grafen Muntaniz nur nach Burg Glandegg kommen, wenn sie sterben wollen.

Es leben nur mehr zwei Grafen Muntaniz, der Dragoner-Oberleutnant Graf Ferdinand und sein älterer Bruder, Graf Andreas, der als Priester in Brixen wohnt.

Der Vater der beiden, Graf Vigilius Muntaniz, hatte in wenigen Jahren eine unerhörte Karriere gemacht. Er war noch nicht vierzig Jahre alt, als er zum Landespräsidenten in Tirol ernannt wurde. Als Deutsch-Nationaler ging er mit unerbittlicher Strenge gegen die welschen Umtriebe im Trentino vor, so daß es im italienischen Südtirol keinen Mann gab, der mehr gehaßt wurde als der Graf Vigilius Muntaniz auf Glandegg. Gelegentlich der deutschen Kolonisationsbestrebungen im Val Sugana exponierte er sich derart, daß ihn die Regierung um des lieben Friedens willen fallen lassen mußte. Graf Muntaniz zog sich grollend auf die Burg Glandegg zurück. Seine Frau, eine lebenslustige ungarische Aristokratin, konnte die Einsamkeit auf Burg Glandegg nicht ertragen. Sie starb wenige Jahre nach dem Sturz ihres Mannes. Der ältere Sohn wurde in ein Priesterseminar geschickt, der jüngere in die Kadettenschule gesteckt, so, wie es ihren Neigungen entsprach.

Nun hauste Graf Vigilius mit seinem getreuen Villgrattner allein auf Burg Glandegg. Um seinen überschüssigen Kräften Ventile zu öffnen, warf er sich dem Bergsport in die Arme. Er wurde begeisterter Alpinist. Bei einer Besteigung der Thurwieserspitze stürzte er in der wunderbarsten Weise ab. Er rollte die schmale Firnschneide, die zum Gipfel führt, bis zum Thurwieserjoch ab und stand auf, als wäre es ein guter Spaß gewesen. Er stieg nach Trafoi ab und fuhr nach Haus. Zwei Wochen später starb er. Wahrscheinlich hatte er sich beim Sturz innere Verletzungen zugezogen.

Die Grafen Muntaniz waren kein begütertes Geschlecht. Als Graf Vigilius starb, blieben dem Grafen Ferdinand die Burg Glandegg und ein kleines Vermögen, dessen Zinsen zwölftausend Kronen im Jahr betrugen.

4.

Als der Gewinner der Armeesteeplechase nach dem Abendessen, das das Regiment ihm zu Ehren gab, in den Klub kam, rief Sarkány:

„Du mußt mir Revanche für Cevedale geben!“

Muntaniz konnte nicht gut nein sagen, obwohl er keine Lust hatte, Karten zu spielen und den Gewinn des heutigen Tages möglicherweise wieder zu verlieren.

„Wir spielen Ecarté. Vier Doubles, zu tausend Kronen, wenn es dir recht ist."

Muntaniz versuchte, billigere Bedingungen herauszuschlagen, aber da Sarkány hartnäckig blieb, mußte er klein beigeben.

Muntaniz gewann die vier Doubles, ohne ein Single zu verlieren. Da Sarkány das Single immer aussetzte, gewann der Dragoner in einer halben Stunde zwölftausend Kronen.

Sarkány stand puterrot auf und sagte:

„Mit dir ist heute nicht zu spielen. So ein Schwein habe ich noch nicht erlebt."

An Sarkánys Stelle trat Góth, der verwegenste Spieler des Klubs. Er war ein Mann ohne Nerven, der kaltblütig hunderttausend Kronen auf ein Pferd setzte, dem er Chance gab, und Millionengewinste oder -verluste im Spiel aufnahm, als handelte es sich um Erbsen. Man wußte nie recht, wie er finanziell stand. Es gab Zeiten, da man ihn auf zwanzig Millionen schätzte, und Zeiten, da er jedem einzelnen Buchmacher Geld schuldig war. Aus seinem Gesicht war nichts zu lesen. Er war stets gut gelaunt, und sein fahler Mongolenkopf verriet niemals eine Gemütserregung.

Auf Góths Seite pointierten Graf Prettau von der Deutschen Botschaft, Begunski und Lavaredo. Die Pointeure des Dragoners waren Ciampigotto von der Italienischen Botschaft und mit ganz kleinen Beträgen Perarollo.

Muntaniz gewann siebzehn Doubles nacheinander. Es war ein Taumel von Glück. Er gewann jedes Single in zwei oder drei Spielen, er markierte fast stets den König, es gab niemals einen ernstlichen Kampf. Góth wechselte nach jedem Double die Karten. Blaue und rote, rote und blaue. Sein Gesicht blieb gleichmäßig freundlich und leidenschaftslos. Er rauchte eine russische Zigarette nach der andern und trank zwischendurch zwei Flaschen Champagner. Graf Prettau hatte bald zu pointieren aufgehört. Begunski knirschte hörbar mit seinen starken weißen Zähnen. Lavaredo bekam ein zitronengelbes Gesicht und starrte wie ein Ertrinkender auf den Kartenfall.

Nach dem sechzehnten Double sagte Ciampigotto:

„Ich möchte, obwohl wir im Gewinn sind, den Herren den Vorschlag machen, das Spiel abzubrechen. Es ist heute ganz aussichtslos, gegen die Chance des Grafen Muntaniz zu spielen."

Begunski und Lavaredo protestierten.

Góth aber erwiderte gelassen:

„Ciampigotto hat recht. Wir spielen chancelos."

Und zu Muntaniz:

„Ich proponiere dir noch ein Double, um zehntausend Kronen, wenn es dir recht ist. Es muß bis zur Entscheidung ausgesetzt werden."

„Bitte."

Ciampigotto und Perarollo setzten nicht mehr mit. Muntaniz mußte allein den ganzen Betrag halten. Er gewann das Double in fünf Spielen.

Góth stand auf, reichte dem Dragoner die Hand und sagte:

„Mein lieber Muntaniz, es war mir ein Vergnügen."

Als Muntaniz mit dem Rittmeister Perarollo auf die Straße trat, war es heller Morgen. Die Spatzen lärmten um die Marktwagen, die zur inneren Stadt fuhren.

Perarollo verabschiedete sich beim Hotel Bristol, wo er abgestiegen war, und sagte:

„Vergiß nicht: Um neun Uhr Nordbahnhof."

„Hoffentlich verschlafe ich nicht. Servus!"

Muntaniz ging durch den morgenfrischen Stadtpark und ließ sich die kühle Luft um die Stirn wehen. Seine Müdigkeit war verschwunden. Er ging aufrecht und leicht, wie die Sieger gehen. Das war heute ein blödsinniger Glückstag. Zuerst die Armee gewonnen, die Wette mit Sarkány, und jetzt diese unwiderstehliche Chance beim grünen Tisch. Und morgen sieht er Daisy. Schön ist das Leben.

Als er nach Haus kam, war sein Diener, der junge Villgrattner, der auch schon über vierzig Jahre auf dem Rücken trug, bereits wach und putzte Schuhe.

„Um halb acht wecken, Toni!"

„Wohl, Herr Graf."

Bevor Muntaniz schlafen ging, zählte er seinen Gewinn. In allen Taschen hatte er Bargeld und Bons stecken. Es machte neunzigtausend Kronen aus. Mit dem Renngewinn zusammen hatte er heute so viel gewonnen, als das Drittel seines ganzen Vermögens betrug. Eigentlich eine unmoralische Sache, dachte er eine Sekunde lang.

Als er im Bett lag, erblickte er den Kaiserpreis, der ihm gegenüber auf einer Konsole stand. Es war ein Husar, der in voller Karriere über eine Hürde sprang.

Während des Einschlafens hatte Muntaniz das Gefühl, als stürmte der Husar geradeswegs auf ihn los.

5.

Die Vollblutauktion der Jährlinge in Napagedl ist immer ein Fest. Was nur irgendwie mit dem Rennsport in Verbindung steht, ist da. Kleine Pferdehändler, große Pferdehändler, Sportjournalisten, die Rennstallbesitzer, die Trainer, fast der ganze Klub und die Kiebitze.

Nach dem üppigen Frühstück, das der Gestütsherr seinen Gästen gibt, beginnt die Versteigerung.

In diesem Jahre wurden Rekordpreise erzielt. Besonders die Gouvernantkinder wurden maßlos in die Höhe getrieben. Góth kaufte den teuersten Jährling. Der Preis betrug fünfundvierzigtausend Kronen. Es war das schönste Tier des Jahres, und die Rennstallbesitzer, die den edlen Hengst gern in ihren Besitz gebracht hätten, hörten erst zu steigern auf, als Góth erklärte, daß er jeden Preis halten werde. Er kaufte Pferde, wie andere Leute Poker zu spielen pflegen. Und da man wußte, daß Góth sein Wort halten würde, boten die andern nicht weiter. Mr. Tuckett sagte philosophierend zum Tierarzt Lardschneider:

„Ein starker Wille vermag mehr als die Millionen Rothschilds."

Góth hatte sofort einen Namen für den Hengst gefunden. Er nannte den Jährling Carissimo.

Muntaniz war nach Napagedl in der Absicht gefahren, seinen Rennstall zu vergrößern, der aus Cevedale und der mäßigen Dreijährigen Lorelei bestand. Einen kleinen Teil seines Gewinnes hätte er gern für den Ankauf eines guten Jährlings verwendet. Aber die Preise, die dieses Jahr für guterzogene Tiere gezahlt wurden, schlossen ihn von jeder Konkurrenz aus.

Die Auktion ging ihrem Ende zu. Das Interesse für die Pferde, die noch vorgeführt wurden, flaute ab. Die großen Sensationen waren vorüber, und man ließ jetzt die kleinen Leute untereinander steigern. Der Gestütsherr und die Käufer zeigten gleichmäßig befriedigte Mienen.

Ganz zum Schluß gab es noch eine lustige Episode.

Der Auktionator verkündete:

„Brauner Hengst von Hannibal aus der Napfény. Dreitausend Kronen."

Die ganze Gesellschaft begann wie auf Kommando zu lachen. Selbst das Stallpersonal grinste.

Der Sohn des Hannibal kam daher wie ein Kalb, das zur Schlachtbank geführt wird.

So viel Lebensunlust und Weltverdrossenheit hatte man noch nie bei einem Tier gesehen.

Der Auktionator wiederholte sein Angebot.

Niemand meldete sich. Die kleinen Pferdehändler machten glänzende Witze.

Mr. Tuckett sagte zu Muntaniz:

„Kaufen Sie den Gaul, Herr Graf. Dreitausend Kronen ist er jedenfalls wert. Wenn mit Abstammung irgendwie zu rechnen ist, dann muß das Tier was können."

Muntaniz lachte hellauf:

„Sie wollen sich wohl einen Scherz mit mir machen, Tuckett? Diesen Schinder soll ich kaufen?"

Tuckett sagte eindringlich:

„Kaufen Sie den Gaul, Herr Graf. Sie riskieren dabei nicht viel. Sie werden es gewiß nicht bereuen."

Muntaniz wollte dem alten Mann eine Freude machen und erwiderte:

„Schön, Sie sollen recht behalten, Tuckett. Aber ich tue es nur, weil wir gestern die Armee gewonnen haben."

Als der Auktionator zum drittenmal den Kaufpreis für den Hannibalsohn ausrief, meldete sich Muntaniz. Ein unerhörtes Hallo entstand.

Der Ausrufer brüllte, um den Lärm zu übertönen:

„Dreitausend Kronen zum erstenmal! Dreitausend Kronen zum zweitenmal! Niemand mehr?"

Begunski sagte lachend zu Góth:

„He, Géza, lizitier' doch ein bissel mit, damit er den Gaul nicht so billig kriegt."

Góth aber meinte:

„Natürlich! Und dann läßt mich Muntaniz hängen!"

„Dreitausend Kronen zum drittenmal!"

Der Sohn des Hannibal und der Napfény wurde dem Grafen Ferdinand Muntaniz auf Glandegg zugeschlagen.

Tuckett trat zu dem melancholischen Pferdchen und streichelte ihm den Kopf.

Muntaniz schämte sich seines Kaufs und sah den Spott- und Witzworten, die noch kommen würden, mit nervöser Unruhe entgegen.

Der alte Fürst Reifenstein meckerte wohlwollend:

„Mein lieber Muntaniz, Sie wollen sich wohl einen Pony-Zirkus anlegen?"

Der Dragoner lachte gereizt:

„Sie haben es erraten, Durchlaucht."

Lavaredo sagte mit Leichenbittermiene:

„Herr Oberleutnant, ich gratuliere zu dem billigen Kauf."

Muntaniz salutierte sehr förmlich:

„Ich danke verbindlichst."

Jetzt kam Góth mit feixendem Gesicht und fragte, scheinbar sehr sachlich interessiert:

„Hör' mal, Muntaniz, willst du mit dem Gaul die große Pardubitzer oder die Armee gewinnen?"

Die Ader auf der Stirn des Oberleutnants schwoll jählings an. Er hatte eine messerscharfe Antwort auf der Zunge, aber er beherrschte sich und erwiderte ebenso sachlich wie sein Herausforderer:

„Nein, aber das Derby."

Die Herren, die das Gespräch gehört hatten, begriffen, daß die Situation auf die Spitze getrieben worden war, und enthielten sich jeder weiteren Bemerkung. Die das Lachen nicht verbeißen konnten, zogen sich zurück.

Góth gab sich aber nicht so leicht geschlagen. Er entgegnete höhnisch:

„Dann möchte ich dir nur den Rat geben, lieber Freund, dein Pferd jetzt schon fürs Derby zu wetten. Jetzt kriegst du noch einen anständigen Kurs."

Muntaniz sah eine Sekunde lang in das kalte, leidenschaftslose Auge seines Gegners, dann fragte er den Buchmacher Österreicher, der etwas abseits in einer Gruppe stand, mit erhobener Stimme:

„Herr Österreicher, wie legen Sie mir meinen Jährling für das Derby?"

„200 : 1, Herr Graf", erwiderte Österreicher, ohne einen Augenblick zu überlegen.

„Dann wette ich tausend Kronen", sagte Muntaniz und zog seine Brieftasche.

„Das sind doch keine Odds," rief Góth, „ich lege dir 300 : 1."

„Bitte, mit Vergnügen. Ich wette bei dir auch tausend Kronen."

„Abgemacht. Willst du es schriftlich?"

„Es wäre mir lieber. Man kann ja nicht wissen. Wir sind nur Menschen."

Góth riß ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuch und sagte, während er an die Seite des Buchmachers trat:

„Jetzt mußt du nur die Güte haben, uns den Namen deines Pferdes anzugeben."

Muntaniz dachte einen Augenblick nach, dann sagte er lächelnd: „Mein Pferd heißt ‚Imperator'."

Man fand, daß der Dragoner die Sache jetzt selber humoristisch nahm, und die Spannung löste sich ein wenig."

Der Buchmacher rief geschäftsmäßig:

„Noch lege ich Imperator fürs Derby 200 : 1."

Es gab wirklich einen Menschen, der das Pferd mit hundert Kronen wettete. Es war Ciampigotto.

Als der Extrazug zur Abfahrt bereitstand, stieg Muntaniz mit Rittmeister Perarollo allein in ein kleines Abteil. Er war sehr verstimmt und rief den Trainer Tuckett, der gerade vorüberging, zu sich.

„Sie haben mir da eine schöne Suppe eingebrockt, Tuckett. Der Schinder kostet mich jetzt schon fünftausend Kronen und ein paar Kilo Nervensubstanz. Welcher Teufel hat Sie geritten, mir diesen Gaul aufzureden?"

Tuckett erwiderte gelassen:

„Das Pferd hat meiner Meinung das beste Pedigree von allen Jährlingen, die heute verkauft wurden. Der Vater Hannibal macht sehr schnelle Pferde, denken Sie nur an Mondstein und Stoßvogel, Herr Graf. Wie leicht haben diese Hannibalkinder den Preis von Helenental gewonnen. Die Mutter Napfény stammt irgendwie von Kincsem ab. Genau kann ich Ihnen jetzt die Verwandtschaftsverhältnisse nicht angeben. Wenn es mit rechten Dingen zugeht, muß der Imperator Schnelligkeit und Ausdauer besitzen."

„Alles recht schön und gut," entgegnete Muntaniz, „aber grau, Freund, ist alle Theorie. Hand aufs Herz, haben Sie je einen trostloseren Jährling gesehen?"

Tuckett sagte, als wollte er ein unanfechtbares Dogma aufstellen:

„Aus einem Pferd mit guter Abstammung kann alles werden."

6.

Sie trafen sich um drei Uhr beim Liebenberg-Denkmal. Es war ein wundervoller Frühsommertag.

Als Muntaniz Daisy erblickte, fühlte er sein Herz bis zum Hals hinauf schlagen. Eine rosenrote Wolke von Glück legte sich um seine Augen. Wie jung ich noch bin, dachte er.

Daisy sagte:

„Papa ist zum Rennen gefahren. Dann soupiert er mit dem Minister und kommt erst spät nach Haus. Wir haben also viel Zeit vor uns. Ich habe gesagt, daß ich Tante Aglae besuchen werde."

„Wenn es Ihnen recht ist, Komtesse Daisy, fahren wir mit der Elektrischen irgendwo aufs Land hinaus."

„O gern," jauchzte sie wie ein kleiner Vogel, „mit Papa komme ich ohnedies nirgends hin."

„Wohin sollen wir fahren?"

„Wohin Sie wollen."

Schön ist das Leben.

Ein Grinzinger Wagen kam.

„Steigen wir ein. Wir fahren auf gut Glück in die Welt hinaus."

Sie lachte. Niemand auf der Welt konnte so lachen wie Daisy Sarkány. Der liebe Gott hätte mitgelacht, wenn er dabeigewesen wäre.

„Sie sehen in Zivil viel besser aus als in Uniform", sagte sie.

„Wieso, Komtesse Daisy?"

„In der Uniform sehen Sie aus wie die andern, in Zivil wie ein Eigener. Wie Sie selbst. Und dann, die Uniform macht zu viel Lärm, sie verrät alles. Es muß doch nicht jeder Mensch wissen, daß Sie Kämmerer sind. Jetzt können Sie irgendeinen Beamten vorstellen, und ich bin eine postenlose Modistin. Und wir machen uns einen schönen Nachmittag."

Es fahren zwei Leute nach Grinzing, und die Reise ist bunter und abenteuerlicher, als wenn einer nach Benares fährt, der ein vertrocknetes Herz hat.

„Sie sind heute meinetwegen nicht zum Rennen gefahren. Tut es Ihnen sehr leid?"

„Oh, Sie wollen Komplimente hören, Komtesse Daisy."

„Nein, nein! Aber, bitte, sagen Sie mir, tut es Ihnen sehr leid?"

„Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen, Komtesse Daisy. Ich mache mir nichts aus Rennen und Kartenspiel, ich tu' nur so mit, weil es gerade dazugehört."

Sie wurde plötzlich ganz ernst und nachdenklich.

„Sie sollen nicht spielen. Es paßt nicht zu Ihnen."

Endstation Grinzing.

Sie gingen den Weg zum Kahlenberg hinauf. Daisy schritt voran. Ihr Körper war schlank wie eine Gerte. Der Wind hatte ihre schwarzen Schläfenhaare zerzaust. Ihr braunes Gesicht war heiß.

Vom Kahlenberg marschierten sie zum Leopoldsberg. Oben standen sie Hand in Hand und blickten auf die Welt hinunter.

„Sind Sie müde, Daisy?"

„O nein."

„Dann steigen wir nach Klosterneuburg ab."

Vom Leopoldsberg führt ein schattiger Weg durch dichten Wald über welke Laubteppiche nach Klosterneuburg hinunter. Auf diesem gesegneten Weglein steht eine Bank, halb im Wald versteckt, bei der sie Rast machten. Von dieser Bank sieht man ein schönes Stück Erde. Das Stift Klosterneuburg, die Burg Kreuzenstein und dazwischen das breite Silberband der Donau. Die Sonne ging unter, und die Vöglein sangen ihr Abendlied.

Daisy blickte starr in die blaue Dämmerung, und ihre Augen schwammen. Da bog er sachte ihren brauen Kopf zu sich herab und küßte sie lange auf den roten, heißen Mund.

Niemand auf der Welt konnte so küssen wie Daisy Sarkány.

Als sich die Abendschatten tiefer senkten, brachen sie auf und gingen nach Klosterneuburg.

Sie gingen Arm in Arm. Keines sprach ein Wort. Ihre Herzen sangen. Im Stiftskeller gab es ein feines Abendbrot mit gutem, edlem Prälatenwein. Sie saßen würdevoll wie ein junges Ehepaar bei Tisch, und ihre Augen flossen ineinander. Der Kellner sagte ohne Ironie: „Gnädige Frau." Muntaniz fragte wie ein sorgsamer Hausvater:

„Willst du Käse oder Mehlspeise?"

Und die kleine Ehegefährtin erwiderte nach reiflicher Überlegung:

„Mir ist Käse lieber, Schatzi."

Der Kellner sagte:

„Sehr wohl, gnädige Frau, wir haben Emmentaler, Gorgonzola, Ellischauer und Camembert."

Die junge Frau erklärte:

„Bringen Sie uns Camembert, aber nur, wenn er ganz durch ist, sonst ißt ihn mein Mann nicht."

Als sich der Kellner entfernt hatte, lachten sie, daß alle guten Chorherren und Prälaten des Stiftes aufwachten und mitlachten.

Nach dem Nachtmahl gingen sie zur Station. Eben war ein Zug nach Wien weggefahren. Der nächste Zug kam erst in einer Stunde.

„Dann gehen wir noch ein bißchen spazieren", sagte sie.

Von der Station gelangt man über eine Holzbrücke in die Donau-Auen. Es war eine festliche Nacht. Durch die Zweige

glänzte der junge Mond, an jedem Sträuchlein hing ein Junikäfer und leuchtete mit voller Macht, und auch die Frösche sangen melodischer als in gewöhnlichen Nächten.

Wenn die beiden Seligen stehenblieben, um sich zu küssen, tanzten Schwärme von trunkenen Mücken um ihre Köpfe.

7.

Oberst Blühnbach sagte:

„Also jetzt sind die schönen Faulenzertage vorüber. Von morgen ab heißt es wieder tüchtig arbeiten. Die Manöver stehen vor der Tür."

Muntaniz salutierte:

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Und ging und suchte Daisy.

Es waren heute so gräßlich viel Leute in der Freudenau. Derbytag. Es bemühten sich wirklich zu viele Menschen um die Hebung der Vollblutzucht. Heute war niemand zu finden. Nur wem man ein Jahr lang mit Erfolg ausgewichen war, den traf man hier todsicher.

Er stieß mit Kameraden zusammen, die Gladys umringt hatten. Einige Meter weit konnte man ihr starkes Parfüm riechen. Sie war die Geliebte des Regiments. Unverständlich, dachte Muntaniz, die jungen, hübschen Kerls und diese aufgetakelte alte Fregatte!

Wo war Daisy?

Vielleicht war ihre späte Rückkehr ins Hotel bemerkt worden. Sarkány war ein jähzorniger Mensch.

Ein bitteres Angstgefühl stieg dem Dragoner in die Kehle.

Rittmeister Perarollo kam und sagte:

„Du, der Alte hat einen Pik auf dich. Wahrscheinlich hat er von deinem Spiel im Klub erfahren."

Muntaniz rief ungeduldig:

„Laß ihm doch die Freude. Was geht das mich an!" Und ließ den Freund stehen.

Das Rennen um den Preis des Jockeiklubs wurde eingeläutet.

Muntaniz stand ratlos, in einer Gruppe lärmender Menschen eingekeilt. Plötzlich hörte er ein Lachen, das siegreich die tausendfältigen Geräusche des Derbytages übertönte. So konnte nur Daisy Sarkány lachen. Muntaniz machte sich aus dem Rudel los und stand Daisy gegenüber.

„Ich küsse die Hand, Komtesse."

„Guten Tag, Herr Oberleutnant."

Ihre Augen jauchzten.

Auch Sarkány war in bester Laune. Er hatte gewonnen.

„Was hast du fürs Derby gewettet?" fragte ihn Sarkány.

„Nichts."

Daisy sah ihn stolz und strahlend an.

Und als sich Sárkany umwendete, um dem Fürsten Reifenstein zu antworten, flüsterten ihre Lippen so leise, daß es nur der Dragoner hören konnte:

„Ich hab' dich schrecklich lieb."

Das Glück trieb ihm das Blut in die Wangen.

Plötzlich rief Daisy:

„Bitte um freundliche Gesichter, meine Herrschaften, der Kinomann!"

Die Augen der Maschine waren geradeswegs auf ihre Gruppe gerichtet. Sarkány und Reifenstein drehten sich lachend um.

„Wenn mich meine Wähler hier sehen," spottete Sarkány, „verliere ich das Mandat."

Muntaniz stand dicht bei Daisy.

Die ganze Welt soll sehen, daß wir zusammengehören, dachte er. Die Pferde gingen zum Start.

„Wir müssen in die Loge hinauf," mahnte Sarkány, „sonst sehen wir nichts."

„Auf Wiedersehen", sagte Daisy. „Wir fahren gleich nach diesem Rennen weg. Papa hat in Budapest zu tun. Aber im Herbst besuchen Sie uns bestimmt in Sarkány."

„Sehr gern, Komtesse."

Wie lange war es bis zum Herbst!

Seine Mundwinkel zitterten.

„Also komm, komm! Servus, Muntaniz!"

Der Dragoner sah ihnen nach. Auf einmal waren sie entschwunden. Dann erblickte er Daisy in der Loge. Sie mußte ihn auch sehen. Sie mußte. Er stand mit dem Rücken an die Barriere gelehnt, die das Richterhäuschen umgibt, und starrte zu der Tribüne hinauf.

Er hörte sie mitten durch das Schreien und Toben der Tausende flüstern: „Ich hab' dich schrecklich lieb."

Hinter seinem Rücken wurde das Österreichische Derby gelaufen. Ein Pferd war erstes, ein anderes zweites und eines drittes. Wie gleichgültig das alles war.

Aber jetzt wurde oben die Loge leer.

Wie lange war es bis zum Herbst!

Perarollo ging vorbei.

Muntaniz hielt ihn an und sagte:

„Ich habe eine Idee: Fahren wir nach Haus. In den Stall.“

8.

Der Garnisondienst war streng und unerfreulich. Muntaniz hatte es nie so verspürt wie jetzt. Der Oberst schien wirklich nicht gut auf ihn zu sprechen zu sein, denn die unangenehmsten Aufgaben hatte er immer für ihn bereit. Und wenn nicht Rittmeister Perarollo sein Eskadronkommandant gewesen wäre, der vieles gütlich zu schlichten verstand, so wäre es zu einem offenen Bruch gekommen.

Auch das außerdienstliche Verhältnis zu den Kameraden war nicht das angenehmste. Bei den älteren verheirateten Stabsoffizieren hatte Muntaniz auch früher nicht verkehrt. Und mit den jüngeren Waffengefährten konnte er jetzt keine Berührungspunkte finden. Das ewige Thema der Pferde, Wucherer und Weiber langweilte ihn. Die Kameraden aber faßten seine Zurückhaltung als Stolz und Hochmut auf und fanden in seinem Sieg in der Armeesteeplechase und in seinem großen Spielgewinn die Erklärung dafür.

So blieb sein Verkehr auf Perarollo beschränkt.

Rittmeister Perarollo wurde im Regiment nicht ganz voll genommen. Er war immer ein verschlossener, wortkarger Mensch gewesen, der seine eigenen Wege ging und mit niemandem freundschaftlichere Beziehungen unterhielt. Nur für Muntaniz, der sich ihm, sowie er in das Regiment trat, angeschlossen hatte, wäre er durchs Feuer gegangen.

Der Freiherr Mario von Perarollo war ein armer Teufel, der von seiner Gage lebte, ohne seinem Ansehen als feudaler Kavallerieoffizier irgendwie Abbruch zu tun. Wenn er nach Wien kam, lebte er ein paar Tage lang wie ein Grandseigneur. Daß er dafür ein Jahr hindurch Butterbrot zum Nachtmahl aß und selbstgestopfte Zigaretten rauchte, brauchten ja die andern nicht zu wissen. In guten Jahren schickte der alte Perarollo, der ein einfacher Landesproduktenhändler in Rovereto war, ein paar hundert Kronen Zuschuß. Dann ließ es sich ganz gut leben.

Kurze Zeit, bevor die Rennen in Kottingbrunn anfingen, wurde Muntaniz von einzelnen Rennstallbesitzern eingeladen, ihre Pferde im Herrenreiten zu steuern. Er ging zum Oberst

und bat um Urlaub für Kottingbrunn. Baron Blühnbach schlug seine Bitte glatt ab.

„Ich sehe es nicht gern," sagte er, „wenn meine Offiziere Turfhelden werden. Das nimmt selten ein gutes Ende. Sie haben heuer das Glück gehabt, die Armee zu gewinnen, das müßte Ihrem Ehrgeiz genügen."

Muntaniz machte kehrt und ging zu Perarollo. Er traf ihn in seiner traurigen, dürftigen Stube beim Abendbrot. Eine Flasche Bier stand da, und auf einem Teller lagen einige Scheiben Wurst. Muntaniz erinnerte sich, daß ihm der Rittmeister hundert Kronen zu seiner Wette auf Cevedale beisteuern wollte, und sein zorniges Gemüt wurde plötzlich weich und friedvoll.

Er klagte dem Kameraden sein Leid.

„Weißt du, Mario, am liebsten möchte ich ganz vom Militär weg. Es freut mich nicht mehr."

Der Rittmeister drehte sich eine Zigarette und erwiderte nach einer Pause:

„Tu's nicht, Muntaniz, du würdest es bereuen. So hat man doch einen Halt und eine Stellung. Ich habe darüber viel nachgedacht. Was soll unsereiner anfangen? Wir haben einen schönen Namen, aber kein Geld. Wir können ein bissel reiten, und das Exerzierreglement haben wir im Kopf. Glaubst du, daß man damit draußen in der Welt etwas anfangen kann?"

„Also ganz so liegt ja die Sache nicht", warf Muntaniz ein.

„Ich weiß, du hast ein paar Gulden. Aber sag' mir nur, was willst du beginnen, wenn du deinen Abschied nimmst? Rennreiter werden? Oder Spieler?"

Muntaniz schwieg. Die Armut dieses Zimmers legte sich wie ein Alp auf seine Brust.

„Und dann", fuhr der Rittmeister fort, „wegen so einer Kleinigkeit wirft man doch nicht die ganze Karriere hin. Wir sind keine Kinder mehr, die böse werden, wenn man ihnen ein Spielzeug wegnimmt. Ist es denn wirklich so ein Opfer, daß du dieses Jahr nicht in Kottingbrunn reiten darfst? Glaubst du nicht, daß das Leben noch härtere Opfer von uns verlangen wird?"

„Du hättest Pastor werden sollen, nicht Dragonerrittmeister", schalt Muntaniz und gab dem Freunde recht. „Ich hasse deine Philosophie der Genügsamkeit und Entsagung."

„Ich dränge sie niemandem auf," sagte Perarollo freundlich, „aber mir hilft sie über manches hinweg. Ich habe schon seit Jahren mit meinem Leben abgerechnet. Ich diene bis zum

Major, dann gehe ich in Pension irgendwo nach dem Süden, wo es viel Sonne gibt und die Kartoffeln billig sind. Basta. Mehr ist mir nicht zugeteilt worden. Da kann man nichts machen."

Dagegen lehnte sich Muntaniz auf.

„Man soll also die Hände in den Schoß legen und zusehen, wie das Leben verrinnt? Man soll nichts dazu tun, sein Leben größer und reicher zu machen?"

„Oh, man kann schon," sagte Perarollo skeptisch, „aber es hat doch keinen Zweck."

Als Muntaniz nach Haus kam, fand er einen Brief von Daisy.

„Wir werden noch manchen Kampf zu bestehen haben," hieß es in dem Brief, „aber wir werden siegen. Wir müssen siegen. Denn wer so recht von Herzen will, der ist stärker als das Leben."

9.

Nach den Manövern bekam Muntaniz Urlaub und fuhr nach Sarkány. Auf der kleinen Station erwarteten ihn Daisy und ihr Vater.

Sie rief freudig:

„Das ist gescheit, daß Sie endlich einmal gekommen sind, Herr Graf. Ich habe gefürchtet, daß Sie wieder auskneifen werden."

Er blickte sie strahlend an, und der Ärger der letzten Monate zerstob in alle Winde. Rosenrot wie die Abendsonne, die über den dunklen Wäldern schimmerte, lag wieder das Leben da.

Als sie im Wagen saßen, sagte Sarkány:

„Du bist gerade im richtigen Augenblick gekommen. Morgen beginnen die Jagden. Wir haben schon eine ganze Menge Leute hier. Hoffentlich bleibst du recht lange bei uns."

Muntaniz war noch nie in Sarkány gewesen.

Als das Schloß in Sicht kam, das auf einer kleinen Anhöhe lag und wie ein weißer Mädchenleib aus den schwarzen Wäldern auftauchte, die ihn umarmten, da wurde dem Dragoner das Herz schwer.

Vor der Schloßeinfahrt standen die Diener in Reih' und Glied und erwarteten den Wagen.

Als sie in die wundervolle Halle traten, begrüßte ihn Sarkány nochmals:

„Sei mir willkommen!"

Dann geleitete ihn ein Diener, der aristokratischer und vornehmer aussah als alle Diplomaten der Welt, in seine Zimmer.

Auf der Treppe rief ihm Daisy zu:

„Wir speisen um sieben Uhr."

Seine Zimmer waren mit erlesenem Geschmack eingerichtet. Der Luxus, der ihn hier umgab, war ihm fast peinlich und lähmte seine Energie. Vom Fenster aus konnte er über die Wälder hinweg seine Augen über die weite, braune Ebene laufen lassen, die irgendwo draußen mit dem Horizont zusammenfloß. Nachdem er sich gewaschen hatte, setzte er sich zum Fenster und wartete, bis es sieben Uhr sein würde. Im ganzen Schloß war es mäuschenstill. Muntaniz wußte mit sich nichts anzufangen. Er starrte in die Dämmerung hinaus, und Schwermut erfüllte sein Herz. Wozu war er hierhergefahren? Es hatte ja doch keinen Zweck.

Ein Gong ertönte.

Muntaniz sah nach der Zeit. Es war sieben Uhr. Ihm schien es, als wäre er ein Leben lang bei diesem offenen Fenster gesessen.

Er ging in die Halle hinunter. Fremde Gesichter blickten ihm entgegen. Die Damen waren in großer Abendtoilette, die Herren im Frack.

Ich bin in ein fremdes Haus getreten, dachte er.

Er blieb auf der Treppe stehen und war ratlos und befangen wie ein Gymnasiast.

Endlich erblickte ihn Sarkány, holte ihn von der Treppe und stellte ihn seinen Gästen vor. Muntaniz fühlte sich immer unbehaglicher. Bis auf einige Magnaten, mit denen er auf dem Rennplatz in Berührung gekommen war, kannte er niemanden.

Lauter fremde Namen schwirrten um sein Ohr.

Ein älterer Herr verwickelte ihn in eine englische Unterhaltung, der er notdürftig folgen konnte. Es handelte sich, soweit er zu verstehen glaubte, um die neuen Dreadnoughts. Offenbar hielt ihn der Herr für einen Marineur. Wenn er nur eine Ahnung gehabt hätte, wer der Mann war. In einer Ecke stand Daisy und sprach mit einem Menschen, der schön wie ein junger Gott war. Muntaniz erkannte es neidlos an. Als Daisy mit dem jungen Mann zu ihnen kam und ihn als Percy Glanvell vorstellte, wußte der Dragoner erst, aus der Ähnlichkeit schließend, daß er mit Lord Glanvell über Kriegsschiffe debattiert hatte.

Dann führte Sarkány Muntaniz zur Marquise des Zumelles, die ihm als Tischnachbarin zugeteilt war, und der Aufmarsch in den Speisesaal begann.

Die junge Marquise plauderte unaufhörlich, so daß ihr Kavalier sich auf ein paar Zustimmungskundgebungen beschränken konnte. Sein Nachbar zur Linken war der Herzog von Pederoa, der glücklicherweise auf dem rechten Ohr taub war.

Daisy saß am andern Ende der Tafel neben Percy Glanvell Muntaniz blickte, so oft es nur anging, zu ihr hinüber. Er spürte es in allen Nerven, daß der junge Engländer um sie warb, ohne daß er ihr irgendwie den Hof machte. Und bittere Eifersucht vergiftete sein Blut.

Percy Glanvell sagte:

„Ich finde es barbarisch, daß die Offiziere hierzulande die Uniform auch außer Dienst tragen."

Daisy erwiderte freundlich:

„Die Uniform ist bei uns ein Ehrenkleid. Sie ist des Königs Rock."

Und sie sah den Dragoner zärtlich an.

Muntaniz hatte das Gefühl, daß die beiden über ihn sprachen, und seine Verbitterung wurde immer größer.

Auf einer kleinen Estrade spielten Zigeuner.

Der Oberleutnant hatte den Eindruck, in irgendeinem vornehmen Restaurant mit fremden Leuten bei Tisch zu sitzen. Es schien ihm, als hätte er das Ganze schon einmal mitgemacht. Er erinnerte sich an einen Pariser Abend im Bois. Es war alles genau so gewesen. Selbst die Zigeuner fehlten nicht. Auch damals war eine Dame mit klangvollem aristokratischem Namen neben ihm gesessen, aber ihr Pedigree war sicher nicht in Ordnung gewesen. Und er wendete sich zu der Marquise des Zumelles und erzählte ihr von Pariser Erlebnissen. Die Marquise war dankbar und kokettierte mit ihm, als hätte sie endlich den Mann gefunden, auf den sie ein Leben lang gewartet hatte.

„Mein Gemahl kommt erst nächste Woche," sagte sie bedeutungsvoll, „er ist noch in St. Pétersbourg."

Die allgemeine Stimmung bei der Tafel war glänzend. Die sanften französischen Walzer der Zigeuner wurden vom Lachen und Gläserklingen überdeckt. Die Magnaten begannen Witze zu erzählen.

Muntaniz dachte an Rittmeister Perarollo. Der saß jetzt in Hemdärmeln bei seiner Flasche Lagerbier und rauchte in Frieden eine Zigarette nach der andern. Perarollo war ein kluger Mann, der das Leben kannte; ihm konnte man nichts vormachen. Es wäre besser, bei ihm zu sitzen und Bier zu trinken.

Die Marquise hob ihr Sektglas und trank ihm zu. Er mußte ihre Freundlichkeit erwidern.

Und jetzt fiel ihm seine gute alte Burg Glandegg ein. Er war lange nicht dort gewesen. Seit Vaters Tod nicht. Er dachte mit einiger Zärtlichkeit an die spröde, einfache Feste, die so trotzig die Eppaner Hochebene beherrschte. Dort war er frei und Herr. Hier kam er sich wie ein armer, fahrender Ritter vor, ein Don Quichotte. Er hatte es sich nie so recht klargemacht, daß Sarkány einer der reichsten Magnaten Ungarns war. Auf dem Rennplatz gleichen sich die Gegensätze aus. Aber dieser Abend zeigte ihm die Kluft, die ihn von Sarkány trennte, mit schonungsloser Deutlichkeit. Es war einfach lächerlich zu glauben, daß ihm Sarkány die Hand seines einzigen Kindes geben würde. Was war er schließlich? Ein Oberleutnant, der zwölftausend Kronen Rente hatte. So viel kosteten zwei Tage auf Schloß Sarkány, wenn ein paar Gäste von Rang da waren. Und weiter? Er hatte die Armeesteeplechase gewonnen. Schön. Jedes Jahr gewinnt einer die Armee.

Sein Name?

Wem wollte man heute noch mit einem Stammbaum imponieren!

Die Tafel wurde aufgehoben.

Alles strömte in die Halle zurück. Die Diener servierten Kaffee und Liköre. Die Herren setzten ihre Zigarren in Brand, die Damen rauchten Zigaretten.

Sarkány kam zu dem Dragoner und sagte:

„Wir spielen ein bißchen Bac. Willst du mithalten? Wir müssen aber unbemerkt verschwinden."

Muntaniz erwiderte aufrichtig:

„Danke schön, aber mir macht das Spielen kein Vergnügen."

Der Hausherr zwinkerte ungläubig mit den Augen und meinte mit einem Blick auf die Marquise:

„Ach so, ich verstehe. Recht hast! Ist viel gescheiter."

Sarkány ging, bevor Muntaniz ihm antworten konnte.

Die Zigeuner spielten einen Tango:

Die kleine Marquise fragte:

„Können Sie Tango tanzen?"

Der Dragoner verneinte.

Oh, schade, Percy Glanwell tanzt famos Tango. Bitte, sagen Sie ihm, daß ich tanzen will."

Er ging zu Glanvell, der neben Daisy saß, und sagte förmlich:

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe, die Frau Marquise des Zumelles bittet Sie, mit ihr Tango zu tanzen."

Percy stand sofort auf und ging zu der Marquise.

„Du bist so traurig, Schatzi," flüsterte Daisy. „was hast du?"

„Ich fühle mich hier so unbehaglich. Ich passe nicht hierher."

„Glaubst du, ich säße nicht auch lieber mit dir allein in Klosterneuburg? Aber was will man machen!"

„Du bist hier so ganz anders zu mir, so fremd, so —"

„Wie kannst du nur so etwas sagen, Schatzi", sagte sie, und Tränen lagen in ihrer Stimme. „Ich kann dich doch nicht hier vor aller Welt umarmen!"

Die Marquise und Percy Glanvell tanzten Tango.

Die Gesellschaft war begeistert.

„Seitdem ich hier bin, erscheint mir alles hoffnungslos", klagte er.

„Laß mich nur machen, Schatzi", sagte sie ganz leise und stand auf.

Die Zigeuner spielten „Quand l'amour meurt".

Daisy Sarkány und Percy Glanvell tanzten den langsamen französischen Walzer. Man konnte sich nichts Anmutigeres denken.

Die Marquise des Zumelles hatte sich neben Muntaniz gesetzt und sang ganz leise den Text des Walzers.

Sie sang, als wüßte sie von dem Leid, das ihren Nachbar bedrückte.

10.

Am nächsten Morgen bat Muntaniz Rittmeister Perarollo telegraphisch, ihn durch eine dienstliche Depesche in die Garnison zurückrufen zu lassen. Als er von der Jagd kam, war das Telegramm schon da.

Sarkány sagte:

„Schade! Aber da kann man nichts machen. Dienst ist Dienst."

Die Marquise erklärte entrüstet:

„Das Militär ist eine brutale Einrichtung."

Vor dem Diner traf Muntaniz Daisy in der Halle. Es war noch niemand da.

„Warum fährst du weg, Schatzi?" fragte sie, und Tränen standen in ihren Augen.

„Es hat keinen Zweck, länger hierzubleiben", sagte er. „Ich habe keine Gelegenheit, mit dir beisammen zu sein, und die andern Leute langweilen mich. Wenn ich noch acht Tage hier bin, erschieße ich mich aus Verzweiflung."

Sie blickte hilfesuchend um sich. Im Saal stimmten die Zigeuner ihre Instrumente.

Endlich sagte sie:

„Du mußt nur noch ein bißchen Geduld haben, Schatzi. Es wird alles gut werden. Vergiß nie, daß ich dich immer, immer liebhaben werde.“

Ihre Worte machten ihn wieder stark und mutig. Er drückte ihre Hand und flüsterte:

„Wenn du mich nicht mehr liebhast, bin ich verloren.“

Der Herzog von Pederoa und die Marquise kamen die Treppe herunter.

Bald nach dem Diner zog sich Muntaniz zurück. Er setzte sich in seinem Zimmer zum Fenster und wartete auf ein Wunder. Aber die Ungeduld trieb ihn vom Fenster und aus dem Zimmer. Er mußte noch ein wenig spazieren gehen. Er schlich leise über die Treppe in die Halle hinunter, die nur halb beleuchtet war, und trat vor das Schloß. Der breite weiße Kiesweg leuchtete im Mondlicht wie Silber.

Er ging den Weg entlang bis zum Parktor, das wie eine unübersteigliche Schranke die Sorgen der Welt vom Schloß fernhielt.

Auf dem Rückweg erblickte er vor dem Schloß auf einer kleinen Steinbank, dem Springbrunnen gegenüber, eine Gestalt sitzen. Als er näher kam, konnte er unterscheiden, daß es ein Mann in einer gewöhnlichen Jagdjoppe war, der aus einer kurzen Pfeife rauchte. Wahrscheinlich jemand von der Dienerschaft, dachte Muntaniz und wollte seinen Weg fortsetzen.

Plötzlich rief der Mann mit der Pfeife:

„Hallo, Muntaniz!“

Der Dragoner blieb erstaunt stehen und erkannte Sarkány.

„Du bist es!“

Der Schloßherr saß da wie ein kleiner ungarischer Bauer, der im Abendfrieden vor seinem Häuschen die Pfeife raucht.

Sarkány sagte:

„Setz' dich doch ein bissel her zu mir, wenn du willst.“

Muntaniz nahm die Einladung gern an.

„Siehst du,“ begann der Schloßherr, „das ist mir die liebste Stunde vom ganzen Tag. Jeden Abend, wenn ich meine Gäste losgeworden bin, ziehe ich mir meinen alten Jagdrock an und setz' mich hierher. Dann zünd' ich meine Pfeife an und freu' mich, daß ich am Leben bin.“

„Das könntest du ja viel einfacher haben,“ meinte Muntaniz, „wenn du dir keine Gäste auf den Hals laden würdest.“

„Das geht nicht“, erwiderte Sarkány. „Erstens hat man Verpflichtungen, und zweitens wäre es gar nicht so schön, wenn ich

den ganzen Tag als Bauer herumlaufen dürfte. Dann würde es mir sicher nicht so viel Spaß machen."

Der Springbrunnen rauschte.

Nach einer Weile sagte Sarkány:

„Eine schöne Nacht haben wir heute."

„Eine schöne Nacht", antwortete Muntaniz.

Das Mondlicht rieselte fast hörbar über Bäume und Wege.

Muntaniz kämpfte einen schweren Kampf mit sich und überlegte jedes Für und Wider. Irgendeine stärkere Macht zwang ihn endlich, zu sagen:

„Sarkány, gib mir deine Tochter zur Frau!"

Ein langes, unerträgliches Schweigen folgte.

Endlich nahm der Schloßherr die Pfeife aus dem Mund und antwortete:

„Du bist mir ein lieber Freund, Muntaniz, aber meine Tochter möchte ich dir nicht gern zur Frau geben."

Der andere fragte mit heiserer, hoffnungsloser Stimme:

„Warum nicht?"

Sarkány setzte umständlich seine Pfeife wieder in Brand und sagte:

„Willst du die Wahrheit hören oder ein paar Redensarten?"

„Die Wahrheit!"

Es klang wie ein Ruf um Hilfe in die Nacht hinaus.

Und wieder machte Sarkány eine lange Pause, ehe er zu reden begann:

„Schau, lieber Freund, du hast nichts. Reg' dich nicht auf, das ist keine Schande und wäre auch weiter kein Unglück. Ich habe Geld genug. Aber schlimmer ist es, daß du nicht der Mann bist, um von dem Geld deiner Frau zu leben."

Muntaniz rief:

„Ich brauche dein Geld nicht!"

Sarkány antwortete gleichmütig:

„Du siehst, lieber Freund, wie recht ich habe. Du willst mein Geld nicht. Schön. Aber kann ich dir meine Tochter geben, wenn ich weiß, daß sie mit dem Kreuzer wird rechnen müssen?"

Der Freiersmann starrte regungslos auf die glitzernden Wasserstrahlen, die der Brunnen in die Höhe schleuderte.

„Du bist auch nichts, mein lieber Freund. Wenn du Glück hast, wirst du in fünfundzwanzig Jahren Oberst sein. Alle Achtung, gewiß. Aber soll ich mich darüber freuen, daß Daisy Sarkány ihr ganzes schönes Leben in kleinen Garnisonstädten verbringen wird?"

Es kam keine Antwort.

„Du hast einen Beruf, der chancenlos ist. Wenn du ein kleiner Bankbeamter wärest, könnte ich mir sagen: Vielleicht wird er ein großer Bankdirektor. Wenn du ein talentloser Jurist wärest, würde ich mir sagen: Vielleicht wird er Justizminister. In jedem Beruf gibt es Möglichkeiten und Überraschungen, nur in deinem nicht. Bei dir weiß ich bestimmt, daß du in einer Reihe von Jahren Oberst werden wirst. Ich sehe dein Leben von heute an bis zum letzten Kondukt, den sie dir mit Pauken und Kanonen geben werden."

Die Schloßuhr schlug elf.

„Ich bin noch nicht fertig," fuhr Sarkány fort, „da du ja die Wahrheit hören willst. Du bist ein Spieler."

Jetzt lachte Muntaniz auf:

„Ich ein Spieler?!"

„Lach' nicht. Ich kenne mich aus. Du bist ein Spieler ohne Leidenschaft. Und das sind die schlimmsten. Ein Spieler ohne Leidenschaft kämpft mit dem Glück. Er glaubt, seine Nerven seien stärker als die Chance der Karte oder des Rennens. Er rechnet die Chance ziffernmäßig aus und wird dir jederzeit beweisen können, daß er gewinnen muß. Der leidenschaftliche Spieler ist abergläubisch und Fatalist. Er stürzt sich in das Spiel, wie jemand, der ins Wasser springt. Gewinnt er, so ist es recht, verliert er, so hört er vielleicht auf. Er ist jedenfalls zu kurieren. Der Spieler ohne Leidenschaft kämpft bis zum Augenblick, in dem er erkennt, daß das Glück stärker ist als die Rechnung. Aber dieser Augenblick ist die Minute vor dem Tod."

„Hör' auf," bat Muntaniz, „was du sprichst, ist Wahnsinn."

„Ich bin schon fertig", sagte Sarkány.

Nach einer langen Weile sagte der Dragoner, und stolze Scham erstickte seine Stimme:

„Sarkány, deine Tochter liebt mich."

Der Schloßherr erwiderte bedächtig:

„Ich habe in allem Anfang nur gesagt, daß ich dir meine Tochter nicht gern zur Frau geben möchte. Das ist ja noch lange kein Nein. Du sagst, daß dich das Mädel gern hat. Mag sein. Sei mir nicht böse, aber ich glaube nicht daran. Das sind so Entwicklungsschwärmereien. Vielleicht irre ich mich. Um so besser für dich. Ich glaube eben nicht an die große Liebe. Aber ich will dir was sagen, Muntaniz. Das Mädel ist noch jung. Gib uns zwei Jahre Zeit. In zwei Jahren kann allerlei geschehen. Wer weiß, was aus dir noch wird. Vielleicht gehst du vom Militär weg und wirst Millionär. Alles ist schon dagewesen.

Komm in zwei Jahren wieder, Muntaniz. Und wenn du mir dann noch sagen kannst: Sarkány, deine Tochter liebt mich. dann kriegst du sie. Darauf gebe ich dir mein Ehrenwort."

Er reichte dem Offizier die Hand und sagte:

„Aber jetzt gehe ich schlafen. Servus, Muntaniz!"

11.

Graf Muntaniz und Rittmeister Perarollo ritten an einem trüben Herbstnachmittag über die Stoppelfelder.

Der Himmel hing tief, regungslos standen die grauen Wolken, und manchmal rieselte ein feiner Regen herab. Die ganze Welt war grau und trostlos.

Die Pferde gingen im Schritt, als fürchteten sie, in dem aufziehenden Nebel den Boden unter den Füßen zu verlieren.

„Du hast mich nie gefragt", begann Muntaniz, „warum ich dich gebeten habe, mir das Telegramm nach Sarkány zu schicken."

„Du wirst wohl deine Gründe gehabt haben", antwortete der Rittmeister.

„Was hast du dir gedacht? Aufrichtig!"

Perarollo sah in die Luft und sagte:

„Daß du dir einen Korb geholt hast."

Muntaniz erwiderte nach einer Weile:

„Es stimmt nicht ganz, aber es ist wohl das gleiche."

In der nächsten Viertelstunde sprachen sie nichts miteinander.

Dann fragte Muntaniz: „Glaubst du, Mario, daß ich irgend etwas im Leben leisten könnte?"

Der Rittmeister antwortete vorsichtig:

„Ich weiß es nicht. Ich kenne deine Fähigkeiten zu wenig."

Und wieder fragte Muntaniz:

„Glaubst du, Mario, daß ich ein Spieler bin?"

„Ich glaube es."

Und zum Schluß fragte Muntaniz:

„Glaubst du an Liebe, Mario?"

Perarollo wurde verlegen und sagte ausweichend:

„Ich verstehe nichts von Liebe."

Muntaniz gab seinem Gaul die Sporen.

Als die Pferde nach dem Galopp wieder in Trab fielen, sagte Muntaniz: „Ich halte es nicht mehr aus, Mario. Ich will vom Militär weg."

„Tu', was du nicht lassen kannst", antwortete der Rittmeister.

Die Dämmerung zog rasch auf und hüllte die Welt in dichte Schleier.

12.

Daisy Sarkány schrieb:

„Mein geliebtes Schatzi!

Heute erzählte mir mein Papa, daß Du mit ihm gesprochen hast. Warum hast Du das getan? Es war sehr ungeschickt von Dir. Nicht, daß mein Papa schlecht von Dir gesprochen hätte, im Gegenteil: aber er verlangte von mir, daß wir uns zwei Jahre nicht sehen sollen. Ich habe ihm nichts versprochen, denn ich könnte ja nicht leben, wenn ich Dich zwei Jahre lang nicht sehen sollte. Mein Papa wird jedenfalls alles tun, um zu verhindern, daß wir zusammenkommen. Er hat mir schon erklärt, daß wir diesen Winter nicht nach Wien zum Hofball fahren werden. Aber das macht nichts, Schatzi, geliebtes. Ich werde schon Mittel und Wege finden, um mit Dir beisammen sein zu können. Du mußt nur Geduld und Vertrauen zu mir haben. Du weißt ja, ich werde Dich liebhaben, solange ich lebe.

Daß Du vom Militär weggehen willst, freut mich sehr. Ich mag die Uniform gar nicht. Du wirst es sicher sehr weit bringen, wenn Du Dich nur ein bißchen anstrengst. Gott, Schatzi, ein Mensch wie Du hat es doch nicht notwendig, jahraus, jahrein Rekruten abzurichten. Du, mit Deinen Fähigkeiten, kannst Botschafter oder Minister werden oder was weiß ich noch alles. Und ich werde dann sehr, sehr stolz auf Dich sein. Wenn Du Lust hast, kannst Du auch Kaufmann werden oder Gutsbesitzer. Mir ist alles egal, wenn Du Dich nur wohl fühlst. Schreib' mir, wann Du vom Militär weggehst, und ob Du nach Wien ziehst. Nach Budapest zu kommen, hat keinen Zweck, denn da kennt mich jeder, und wir könnten nie zusammen sein.

Leb' wohl, mein Einziggeliebtes, und sei vielmals geküßt von

Deiner treuen Daisy."

13.

Anfangs November reichte Muntaniz um seinen Abschied ein. Die Bestürzung im Regiment war allgemein. Man hatte die kleinlichen Verstimmungen und Ärgernisse längst vergessen, und die Trauer, einen guten Kameraden und noblen Menschen zu verlieren, war ehrlich und aufrichtig.

Am betrübtesten war Oberst Blühnbach. Er sagte:

„Sie bereiten mir einen großen Schmerz, wenn Sie auf Ihrem Entschluß beharren, mein lieber Muntaniz. Geben Sie mir doch wenigstens einen triftigen Grund an, warum Sie uns verlassen wollen. Sind Sie mir böse, weil ich Ihnen den Urlaub für Kottingbrunn verweigert habe?"

„Aber, Herr Oberst!"

„Ich dachte damit nur zu Ihrem Besten zu handeln", fuhr der Oberst fort. „Ich wollte Sie vom Spiel fernhalten. Aber ich verspreche Ihnen, lieber Muntaniz, Sie nie mehr zu bevormunden, wenn Sie bei uns bleiben. Sie bekommen Urlaub, wann und so oft Sie wollen. Es tut mir wirklich weh, meinen besten Reiter im Regiment zu verlieren."

Der graue Schnurrbart des alten Soldaten zitterte vor Erregung.

Aber Muntaniz blieb unerschütterlich.

„Herr Oberst," sagte er, „es sind Umstände privatester Natur, die mich zwingen, um meine Entlassung zu bitten. Machen Sie mir den Abschied nicht allzu schwer."

Der Oberst faltete resigniert das Gesuch zusammen.

Als Muntaniz am letzten Tag seiner aktiven Dienstleistung in den Stall kam, um den Abendrapport abzuhalten, erwartete ihn die ganze Eskadron in Paradeadjustierung. Der älteste Wachtmeister, Johann Bodenwies, kommandierte: „Habtacht!", meldete dem Oberleutnant den Stand und sagte dann:

„Indem daß uns der Herr Oberleutnant heutigen Tags verlassen, erlaubt sich die Eskadron, dem Herrn Oberleutnant für alles Gute und Freundliche, das er der Eskadron erwiesen hat, gehorsamst zu danken. Ferner erlaubt sich die Eskadron, dem Herrn Oberleutnant auch für sein weiteres Leben viel Glück und Wohlergehen gehorsamst zu wünschen. Der Herr Oberleutnant Graf Muntaniz auf Glandegg lebe hoch! hoch! hoch!"

Die ganze Eskadron schrie so, daß die Pferde unruhig wurden und laut wieherten, als wollten sie sich der Kundgebung anschließen.

Muntaniz war von dieser kleinen Feier, die seine Leute ganz ohne fremde Anregung aus eigenem Antrieb veranstaltet hatten, so überrascht und ergriffen, daß er nicht gleich Worte des Dankes fand. Er gab sich endlich einen Ruck, um seine Bewegung zu unterdrücken, und sagte:

„Ich danke euch vielmals für die freundlichen Worte, die ihr mir zum Abschied gesagt habt. Wenn ich manchmal streng zu euch war, so dürft ihr es mir nicht nachtragen, denn es

geschah sicher nur im Interesse des Dienstes. Wenn ich vielleicht einem unter euch einmal unrecht getan habe, so verzeiht mir, denn ich bin auch nur ein schwacher Mensch. Ich danke euch allen für die Treue und Anhänglichkeit, die ihr mir erwiesen habt, und wünsche jedem einzelnen von euch viel Glück auf dem Lebensweg."

Die Eskadron stand „Habtacht!" und blickte starr auf den Mund des Sprechers. Dem alten Wachtmeister Bodenwies und dem Rekruten Vincenz Paludnig rannen dicke Tränen über die Backen.

Der Oberleutnant Muntaniz fühlte ein Drücken und Würgen im Hals, und er schloß mit einer letzten Anstrengung:

„Die zweite Eskadron lebe hoch!"

Dann ging er von Mann zu Mann und reichte jedem einzelnen die Hand. Den meisten stand das Wasser in den Augen. Wie sentimental Dragoner sein können, spottete Muntaniz innerlich, um die Rührung zu unterdrücken, die ihn zu überwältigen drohte.

Abends fand in der Offiziersmesse ein großes Bankett statt, das das Regiment ihm zum Abschied gab. Das ganze Offizierskorps mit dem Obersten an der Spitze war erschienen. Im Anfang herrschte eine sehr gedrückte und unfrohe Stimmung. Es war noch ein Glück, daß eine Militärkapelle bestellt worden war, die fast ohne Unterbrechung spielte. Während des Essens und nach den ersten Gläsern Weins wurde es allmählich gemütlicher. Die älteren Herren begannen aufzutauen, und die jüngeren vergaßen nach und nach, weshalb man beisammensaß.

Als der Champagner kam, stand Oberst Blühnbach auf und sprach ein paar herzliche Worte des Abschieds. Muntaniz dankte und trank auf das Wohl des Regiments und seines Obersten. Es folgte noch eine ganze Reihe unnötiger Trinksprüche, und gegen Mitternacht begannen einige vorsichtige Herren, die von ordnungsliebenden Frauen daheim erwartet wurden, sachte vom Schauplatz zu verschwinden.

Die Stimmung war jetzt sehr fröhlich und ausgelassen. Es wurde rechtschaffen getrunken und manches gute Lied gesungen. Und als die Musik den Prinz-Eugen-Marsch spielte, war der Höhepunkt des Abends erreicht.

Muntaniz saß mit einem dumpfen Gefühl der Trauer im Kreis seiner Kameraden. Es sind lauter liebe Kerls, dachte er, die ich jetzt verlasse, ich werde keine besseren finden. Sie haben ihre Fehler, aber wenn einer von ihnen ja sagt, dann gilt es. Und eine unklare Angst vor der Zukunft griff ihm ans Herz.

Es war spät in der Nacht, als Rittmeister Perarollo energisch zum Aufbruch mahnte. Ein letztes Glas wurde getrunken; man sang: „Wir sind vom k. und k. Dragonerregiment ...", und das Fest war zu Ende.

Muntaniz ging mit dem Rittmeister Perarollo eines Weges nach Haus. Es war eine klare, kalte Winternacht, und der hohe Himmel stand voller Sterne.

„So ein Abschied ist schrecklich," sagte Muntaniz, „die ganzen Nerven gehen kaputt."

„Dio mio," antwortete Perarollo philosophisch, „man nimmt ja ununterbrochen von allem möglichen Abschied."

Als sie beim Haustor standen, rief Muntaniz mit hoffnungsfreudigem Aufatmen: „Mario, jetzt beginnt das neue Leben!"

Der Rittmeister sagte mit Pathos: „Nur der Tod ist neues Leben."

Er hatte in dieser Nacht mehr als gewöhnlich getrunken.

14.

Jeden Morgen um halb sechs Uhr wachte Muntaniz auf. Es dauerte immer einige Sekunden, bis ihm zum Bewußtsein kam, daß er nicht aufzustehen brauchte. Er lag in Wien in seiner Junggesellenwohnung und hatte nichts zu tun. In diesen Wintertagen war es um halb sechs Uhr morgens noch stockfinster, aber auf den Straßen erwachte schon das Leben. Er konnte, während er wieder einzuschlafen versuchte, das Rollen der Milchwagen hören, den lauten Schritt früher Arbeiter und nach einer Weile die Glockensignale der elektrischen Straßenbahnen.

Jetzt ist die Frühfütterung schon vorbei, dachte er. Hoffentlich bleiben wir heute in der gedeckten Reitschule, denn draußen ist eine Mordskälte. Und er drückte sich tiefer in das warme Bett und schlief ein. Wenn er wieder erwachte, war es schon neun Uhr vorüber. Und bis Villgrattner das Frühstück in dem geheizten Speisezimmer auftrug, schlug die Uhr zehn. Es war sehr schön und angenehm, in diesem freundlichen Raum zu sitzen, Zigaretten zu rauchen und die Zeitung zu lesen. Manchmal schien es ihm, als hätte er nicht viel mehr vom Leben zu fordern. Wenn er hier und da durch die Zeitung Einblick in die sozialen Verhältnisse seiner Zeit gewann, mußte er sich sogar für einen Bevorzugten des Schicksals halten. Er stand im besten Alter, war gesund und konnte mit den Zinsen seines kleinen Vermögens, das bei der Länderbank deponiert war, bequem sein Auskommen finden.

Seinen Spielgewinn hatte er bei einer andern Bank hinterlegt, als wollte er dieses Geld nicht mit seinem väterlichen Erbteil vermischen. Nachdem er nach Wien übergesiedelt war, hatte er sein Speisezimmer, das zugleich Salon und Herrenzimmer war, neu möbliert und einige gute Bilder gekauft. Er wollte ein Heim haben und nicht allzuviel ausgehen. Wenn er an diesen Wintervormittagen seinen Rentnerphantasien nachhing, stellte er die gewonnenen hunderttausend Kronen für außergewöhnliche Ausgaben in Rechnung. Dazu zählte er in erster Linie seinen Rennstall, dessen Kosten er planmäßig nur mit dem gewonnenen Geld deckte. Der kleine Stall kam nicht zu teuer, da Tuckett ein ehrlicher und korrekter Mann war, und ließ sich schon eine ganze Zeitlang halten. Schließlich und endlich konnte man ja auch etwas gewinnen, wenigstens so viel, wie die Kosten betrugen. Viele Chancen boten seine drei Pferde allerdings nicht, am wenigsten wohl der kleine Imperator. Er mußte sich übrigens gelegentlich einmal bei Tuckett in Alag erkundigen, wie sich der Hannibalsohn entwickelte. Sind die hunderttausend Kronen aufgebraucht, rechnete er weiter, so löst man ruhig den Stall auf und ist aller Sorgen ledig.

Er hatte in solchen lässigen Stunden oft Augenblicke, in denen er nüchtern und kalten Herzens an Daisy dachte. Er fühlte, daß dieses junge Geschöpf eine Gefahr für ihn bedeutete. Es stellte Forderungen auf, die er vielleicht nicht erfüllen konnte. Daß er den Militärdienst verlassen hatte, war das erste Opfer, das er Daisy gebracht hatte. Er mußte sich freilich zugestehen, daß es kein Opfer war, denn er lebte jetzt angenehmer und behaglicher als zuvor. Aber nunmehr erwarteten Daisy und ihr Vater, daß er die Kraft haben werde, Großes im Leben zu erreichen. Sie zwangen ihn, sich in Unternehmungen und Abenteuer zu stürzen, denen sein innerstes Empfinden widersprach.

Es gab träge, energielose Stunden, in denen er seine Liebe im Stich ließ. Aber dann stieg wieder das Bild vor ihm auf, da er in den Donau-Auen diesen süßen, schlanken Mädchenleib an sich gepreßt hatte, und die feige, nüchterne Vernunft verkroch sich voll Scham. Er machte sich die härtesten Vorwürfe wegen seiner schmählichen Gedanken und war zu jedem Opfer bereit, das seine Liebe von ihm verlangte. Die reine Stimme seines Herzens sagte ihm mit unwiderleglicher Klarheit, daß das ganze Leben mit allen seinen Annehmlichkeiten nichts für ihn bedeuten konnte, wenn Daisy nicht sein würde. Er erkannte, wie ein erwachender Spieler, daß er sein ganzes Leben

auf eine Karte gesetzt hatte. Die Karte hieß: Daisy Sarkány. Wenn diese Liebe ihn trog, war sein Spiel verloren. Und oft packte ihn eine namenlose Angst, daß die Liebe des jungen Mädchens nicht stark genug sein werde, um ihn zu halten. Wenn der alte Sarkány recht hatte, der von einer Entwicklungsschwärmerei sprach? Wenn Perarollo die Wahrheit fand, als er die Liebe leugnete? Aber alle seine Zweifel besiegte die Stimme des Mädchens, die sagte: Vergiß nie, daß ich dich immer, immer liebhaben werde. Und er schämte sich seines kleinmütigen Herzens.

Im Anfang seines Wiener Aufenthalts begnügte sich Muntaniz damit, alte Beziehungen wieder aufzufrischen oder neue Verbindungen anzuknüpfen. Es stellte sich bald heraus, daß er nur wenige Leute kannte, die ihm irgendwie behilflich sein konnten. Er kannte eigentlich nur Menschen, die mit dem Rennsport in Verbindung standen. Es waren Offiziere oder Aristokraten, die von ihren Renten leben konnten, ohne einen andern Beruf zu haben, als die Vollblutzucht zu fördern und ein Ballettmädchen zu soutenieren. Freilich gab es auch Leute im Klub, die einen Beruf hatten. Die waren Politiker oder Großgrundbesitzer oder Diplomaten und ließen sich nicht allzu häufig blicken. Muntaniz kannte von dieser Sorte Menschen nur einige Attachés von fremden Botschaften. Er mußte bald einsehen, daß die Leute, die am Steuerruder der Zeit saßen, nicht im Klub zu finden waren. Wie sollte er mit den Bankmenschen, den großen Unternehmern, den Industriellen und Fabrikanten in Verbindung treten? Im Klub saßen lauter Menschen von vorgestern. Von dort aus konnte man nicht die Karriere machen, die Sarkány und seine Tochter von ihm erwarteten.

Eines Abends traf er den alten Grafen Valparola allein im Klub. Es war jetzt eine ziemlich tote Zeit, da viele Mitglieder nicht in Wien waren. Sie weilten entweder auf ihren Besitzungen oder betrieben irgendwo einen Wintersport. Es gab auch keine großen Spielpartien, da Géza Góth in Monte Carlo war.

Von Valparola wußte Muntaniz ganz unklar, daß er mit Banken in Verbindung stand. Und so fragte er ihn ziemlich unvermittelt:

„Sagen Sie mir einmal, Herr Graf, wie wird man eigentlich Verwaltungsrat?"

Der Alte nahm einigermaßen überrascht seinen Kneifer von der Nase und antwortete aufrichtig:

„Ehrlich gesagt, lieber Muntaniz, ich weiß es nicht."

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," sagte Muntaniz, „ich bildete mir ein, Sie wären Verwaltungsrat."

„Bin ich auch," lachte Valparola, „bei sechs oder sieben Unternehmungen sogar, aber wenn Sie mich fragen, wie man Verwaltungsrat wird, so muß ich Ihnen antworten: Ich weiß es nicht."

Muntaniz sah ihn ungläubig an und fragte:

„Verzeihen Sie meine Indiskretion, Herr Graf, aber wie sind Sie Verwaltungsrat geworden?"

„Das kann ich Ihnen schon erzählen," meinte Valparola, „aber davon werden Sie nichts haben. Vor vielen, vielen Jahren wurde in Wien eine kleine Bank gegründet, die für ihre Prospekte ein paar aristokratische Namen brauchte. Die Leute traten auch an mich heran. Ich hatte damals nicht viel zu verlieren und gab meine Einwilligung. Bei der Generalversammlung wurde ich zum Verwaltungsrat gewählt und bekam ein sehr schönes Gehalt. Im Lauf der Jahre entwickelte sich meine kleine Bank, die von einem genialen Menschen geleitet wurde, zu einem der größten Institute Österreichs. Ich wurde, fast automatisch, möchte ich sagen, in den verschiedensten Unternehmungen, denen meine Bank nahestand, zum Verwaltungsrat gewählt und befinde mich sehr wohl dabei."

„Da müssen Sie aber enorm viel zu tun haben, Herr Graf", warf Muntaniz ein.

„Haben Sie eine Ahnung," lachte der alte Graf, „ich gehe jedes Vierteljahr einmal in eine Sitzung, höre eine Stunde lang den Debatten zu, von denen ich kein Wort verstehe, und bekomme dafür jährlich über hunderttausend Kronen."

„Das ist eine sehr feine Stellung", sagte Muntaniz mit einigem Neid. „Aber zu so einer Position kommt unsereiner heute nicht mehr."

„Oder jedenfalls sehr schwer, wenn man keine große Protektion hat", antwortete Valparola. „Aber ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß Ihnen meine Geschichte nicht viel nützen wird."

„Ich möchte mich sehr gern irgendwie betätigen," erklärte Muntaniz, „im Bankfach oder in der Industrie. Können Sie mir nicht einen Weg weisen, lieber Herr Graf?"

Valparola überlegte eine Weile und erwiderte dann:

„Ich will Ihnen was sagen, lieber Muntaniz, ich werde Ihnen eine Empfehlung an den Generaldirektor meiner Bank geben. Der Mann heißt Hochheimer und ist der gescheiteste

Mensch, den ich kenne. Gehen Sie zu ihm. Vielleicht weiß er was für Sie."

Muntaniz dankte und nahm die Empfehlungskarte mit neuer Hoffnung.

15.

Muntaniz trat in den Bankpalast mit dem unbehaglichen Gefühl eines Studenten, der zu einer schweren Prüfung geht. Es dauerte eine gute Zeit, bis er in dem weitläufigen, von Arbeit summenden Gebäude in das Vorzimmer des direktorialen Büros geführt wurde. Er schickte durch einen Diener seine Karte mit dem Empfehlungsschreiben Valparolas zu dem Generaldirektor und erhielt den Bescheid, daß der Allgewaltige augenblicklich durch eine wichtige Konferenz verhindert sei, ihn zu empfangen. Er möge entweder später kommen oder sich eine Weile gedulden. Muntaniz beschloß mit der Hartnäckigkeit eines Mannes, der ein Ziel vor sich sieht, zu warten. Es ging ihm wie dem Menschen, der mit heftigen Zahnschmerzen zum Arzt läuft und, während er im Vorzimmer lange Zeit warten muß, seine Schmerzen verliert. Muntaniz wartete ohne Groll und Bitterkeit, aber je länger er wartete, desto nutzloser und überflüssiger erschien ihm sein Besuch. Wie sollte ihm der Bankdirektor helfen? Es war das klügste, wegzugehen und einen Spaziergang über die Ringstraße zu machen. Während er mit diesem Gedanken spielte, kam der Diener und bat ihn, einzutreten.

Direktor Hochheimer war ein großer, starker Mann mit ergrauendem Vollbart, der ein gutmütiges, freundliches Gesicht umrahmte, dem nur die listigen, unruhigen Augen besonderen Ausdruck gaben. Er stand beim Schreibtisch und empfing den Grafen wie ein Monarch, der kurz bemessene Audienzen erteilt. Er lud seinen Besucher zum Sitzen ein und sagte, die Karte ablesend:

„Herr Graf Muntaniz auf Glandegg?"

Muntaniz machte eine zustimmende Verbeugung.

„Ich freue mich, Sie persönlich kennenzulernen, Herr Graf. Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich läßt, haben Sie voriges Jahr die Armeesteeplechase gewonnen."

Wieder verbeugte sich Muntaniz.

„Sie wollen mich offenbar um Rat fragen, wie Sie Ihre Kapitalien am besten anlegen sollen, und da Sie mein verehrter

Freund Valparola so warm empfiehlt, wird es mir ein großes Vergnügen machen, Ihnen dienlich sein zu können. Sie reflektieren auf eine hohe, aber sichere Verzinsung, ohne ein Risiko übernehmen zu wollen. Ich bin in der Lage, Ihnen mehrere Anlagepapiere empfehlen zu können, die absolut sicher sind und trotzdem sieben Prozent pro anno tragen."

Da der Bankdirektor bei diesem Satz niesen mußte, fand Muntaniz endlich Gelegenheit, den Redestrom Hochheimers zu unterbrechen.

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr Generaldirektor, aber ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um meine Kapitalien möglichst vorteilhaft anzulegen, sondern um Sie zu bitten, mir einen Rat zu geben, wie ich mich im Bankfach betätigen könnte."

Der Bankdirektor sah Muntaniz ein wenig überrascht und neugierig an und fragte dann:

„Wie stellen Sie sich Ihre Betätigung im Bankfach vor, Herr Graf?"

„Das weiß ich nicht. Deswegen bin ich ja zu Ihnen gekommen, Herr Generaldirektor."

„Es gibt da nur die Möglichkeit, daß Sie als Volontär bei uns eintreten, um das Bankwesen von Grund auf kennenzulernen. Wir haben schon einen aristokratischen Volontär, den Prinzen Dullwitz. Der junge Mann ist, nebenbei bemerkt, gar nicht unbegabt. Aber Sie sind wohl nicht mehr jung genug, Herr Graf, um an einer solchen Volontärstellung Freude zu finden."

„Woraus schließen Sie das, Herr Generaldirektor?"

„Weil ein Mann in Ihrem Alter nicht wie ein Lehrbub das Leben von neuem beginnen kann. Und Ihre Stellung kann naturgemäß keine andere als die eines jungen, ungeschickten Anfängers sein, wenn man auch noch so bemüht sein würde, Rücksicht auf Ihre gesellschaftliche Stellung zu nehmen. Manchmal wird vielleicht doch einer der Herren im Drang der Arbeit vergessen, daß sein Untergebener Kämmerer und Graf ist. Solch ein Zwischenfall ist dann für alle Beteiligten im höchsten Grade peinlich."

Muntaniz starrte bekümmert in die Luft. Er mußte dem Mann recht geben. Der Generaldirektor sagte, mit einemmal ganz herzlich und menschlich:

„Warum wollen Sie sich das Leben schwer und unangenehm machen, Herr Graf? Sie haben es doch wahrlich nicht not-

wendig, als Bankkommis hier einzutreten. Das kann nur eine augenblickliche Laune oder falscher Ehrgeiz sein. Wenn Sie meinen Rat befolgen wollen, so bringen Sie mir Ihr Geld, das ich Ihnen, meinem Freund Valparola zuliebe, mit sieben Prozent pupillarsicher anlegen werde. Das Arbeiten überlassen Sie uns."

In diesen Worten lag ein Hochmut, der Muntaniz verletzte. Er fragte, ein wenig gereizt:

„Sie halten mich also für unfähig, Herr Generaldirektor, eine Arbeit zu leisten? Glauben Sie wirklich, daß man absolut ein Kretin sein muß, weil man zufällig Graf und Kämmerer ist?"

Der Bankdirektor erwiderte ohne Erregung:

„Sie imputieren mir Ansichten, die ich nie geäußert habe, Herr Graf. Ich habe mir nur erlaubt, Ihnen — auf Ihr Verlangen — einen Rat zu geben, den Sie befolgen können oder auch nicht. Ich stelle es Ihnen andererseits gern frei, als Volontär bei uns einzutreten. Sie werden uns stets willkommen sein."

Muntaniz stand auf und reichte dem Bankdirektor die Hand.

„Ich will mir die Sache überlegen. Wahrscheinlich haben Sie recht, Herr Generaldirektor. Jedenfalls danke ich Ihnen aufrichtig für den Rat."

„Es war mir ein Vergnügen, Herr Graf."

Als Muntaniz das Büro des Direktors verlassen hatte und auf Irrwegen wieder durch eine Flucht von Bankräumen ging, wo ein kleines Heer von Beamten arbeitete, sagte er sich freimütig:

Der Mann hat recht. Ich kann hier nicht als Lehrbub eintreten. Ich halte es nicht zwei Tage aus. Das kann Sarkány nicht verlangen.

Und als er in der kalten, klaren Winterluft durch die Alleen der Ringstraße schritt, dachte er, daß es das klügste wäre, das freundliche Anerbieten des Bankdirektors anzunehmen und sein kleines Vermögen bei ihm zu deponieren. Der Mann schenkte ihm ungefähr zwölftausend Kronen jährlich. Seine Einkünfte würden sich dadurch verdoppeln. Er hätte dann beinahe zweitausend Kronen monatlich zu verzehren. Und wieder erwachten die freundlichen Rentnerphantasien, die ihm ein friedliches, sorgenloses Leben vorgaukelten.

Aber man erwartete ja Großes von ihm, und da war es leicht, das Geschenk des Bankmenschen nicht anzunehmen.

16.

In einer schmalen Seitengasse der inneren Stadt befand sich ein kleiner Friseursalon, dessen Kunden der halbe Klub und die Herren der vornehmen Kavallerieregimenter waren. Der Salon gehörte dem Herrn Kammerfriseur Radko, einem kaisertreuen Serben, der die deutsche Sprache in der anmutigsten Weise mißhandelte. Herr Radko beschäftigte zwei Gehilfen, die ebenfalls Serben oder mindestens Ungarn waren und ein behagliches Leben führten, da sie bloß die Außenseiter zu behandeln hatten, die der Zufall in das Lokal führte. Die richtigen Stammkunden ließen sich nur von Herrn Radko persönlich bedienen, der allerdings ein Künstler in seinem Fach war. Er stand zu seinen Kunden, die ihn durch die Bank duzten, in den freundschaftlichsten Beziehungen, er kannte ihre Vermögensverhältnisse, ihre Erbhoffnungen, ihre Frauen oder Freundinnen, ihre Spielchancen, ihre Beförderungsaussichten und ihre Pferde. Er war nicht nur ein Haarkünstler ohnegleichen, sondern auch ein Menschenkenner und eines der vielseitigsten Geschöpfe, die Gottes Erde je getragen hat. Er bediente jeden seiner Herren mit solcher Sorgfalt und Zeitverschwendung, als ob es die ausschließliche Aufgabe seines Lebens wäre, diesen einen Kopf zu verschönern. Wenn er bei der Arbeit war, fühlte er sich nur als Künstler. Es war ihm ganz gleich, ob er den Kopf eines Erzherzogs oder eines schlichten Barons unter seinen Händen hatte. Seine Kunden hatten bei ihm die ersprießliche Kunst des Wartens gelernt. Radko hätte seine Arbeit nicht um eine Sekunde beschleunigt oder gar unterbrochen, auch wenn der Dalai-Lama höchstpersönlich bei ihm erschienen wäre und seine Dienste in Anspruch genommen hätte.

Radko bediente einen jungen Erzherzog und erhielt dafür das Dekret eines Kammerfriseurs. Diese Rangerhöhung, die jeden andern hochmütig und stolz gemacht hätte, bewirkte bei Radko nur, daß er seiner Umwelt gegenüber noch jovialer und leutseliger wurde.

Radko betrieb einen schwunghaften Parfümeriehandel. Er hatte stets die kostbarsten Wohlgerüche und die teuersten Seifen auf Lager, die er an seine Kunden zu mäßig erhöhten Preisen abgab. Er legte besonderen Wert darauf, daß diese Luxusartikel nicht sofort bezahlt, sondern erst am Schluß des Jahres auf Grund einer unorthographisch geschriebenen, aber unzuverlässigen Rechnung geordnet wurden. Er hatte es nämlich

sehr bald herausgefunden, daß man unnötige Dinge viel leichter kauft, wenn man das schöne Geld dafür erst nach einer Reihe von Monaten auf den Tisch legen muß.

In seinen Mußestunden betätigte sich Radko als Destillateur. Er erzeugte ein Haarwasser, das er Narzissus nannte, und einen ganz hervorragenden Jamaika-Bay-Rum, den er, wie er des öfteren beim Leben seiner toten Mutter beschwor, direkt von Westindien bezog. Das Haarwasser Narzissus, das nur zehn Kronen kostete, brachte die unerhörtesten Wirkungen hervor. Die kahlsten Glatzen überzogen sich nach einer Woche mit einer dschungelartigen Haarwildnis, und wenn man unvorsichtigerweise einen Tropfen des Narzissuswassers auf die Hand oder einen andern haarlosen Körperteil fallen ließ, so entstanden sofort üppige Haarwiesen, die nur mit dem Haarbeseitigungsmittel Agrippina, das freilich zwanzig Kronen kostete, auszumerzen waren.

Außerdem handelte Radko auch mit Bildern. Man konnte in seinem Salon stets wertvolle Gemälde hängen sehen, einen echten Rembrandt oder einen Segantini oder einen Corot, welche er zu wahren Spottpreisen an Kunstliebhaber abgab, die Geld brauchten. Man konnte übrigens im Salon Radko auch zu jeder Jahreszeit Pferde kaufen, 1:26er Traber oder Vollblüter. Radko war ein berühmter Pferdekenner. Er kannte jeden Gaul, der in den letzten zwanzig Jahren in Österreich-Ungarn gelaufen war, er kannte seine Eltern, seine Großeltern, seine Geschwister und Vettern. Wenn er in der Freudenau oder auf dem Trabrennplatz erschien — er fehlte bei keinem Rennen —, so war er immer von einer dichten Schar jugendlicher Adepten umringt, die seinen hippologischen Vorträgen mit großer Wißbegierde lauschten.

Er hatte eine unfehlbare Methode, auf dem Turf zu gewinnen: Er spielte nicht. Er begnügte sich damit, die Wettaufträge seiner Klienten auszuführen. Von dem Gewinn bekam er stets eine Provision, und ging ein Auftrag allzu sehr gegen sein fachmännisches Gewissen, so machte er die Wette in sich. Er riskierte dabei nichts; denn wenn die Sache schief ging, gab er dem Klienten das Geld mit der Entschuldigung zurück, daß er zu dem Rennen zu spät gekommen wäre, was kein einsichtiger Kavalier dem vielbeschäftigten Meister übelnehmen konnte.

Als Muntaniz zum erstenmal seit seinem Abschied vom Regiment im Salon Radko erschien, war der Chef des Hauses bereits über alles informiert. Er billigte den Entschluß des Grafen und knüpfte an sein Ausscheiden aus dem Heer die

zuversichtliche Erwartung, daß Muntaniz jetzt seinem Haar eine rationelle Pflege, Narzissus-Haarwasser verbunden mit Bay-Rum, angedeihen lassen werde. Er erzählte während der Arbeit seinem Kunden alle Neuigkeiten, die ihn irgendwie interessieren konnten. Seine Kaiserliche Hoheit habe sich vor einer Woche den Schnurrbart englisch stutzen lassen. Lavaredo gehe jetzt mit der kleinen Zechbauer von der Josefstadt. Herr von Góth sei aus Monte zurückgekommen und habe eine halbe Million gewonnen. Carissimo soll sich kolossal entwickelt haben und werde für den Preis vom Helenental aufgespart. Gladys habe bei ihm ein neues Parfüm von Coty bestellt, das hundertvierzig Kronen koste. Ob er den Cevedale nicht verkaufen wolle, er habe einen Käufer.

Als Meister Radko seinen Bericht beendigt hatte, fragte ihn Muntaniz scherzhaft:

„Radko, weißt du kein Geschäft für mich?"

Der Haarkünstler antwortete mit Überzeugung:

„Was brauchen der Herr Graf noch ein Geschäft? Herr Graf haben doch, bitte sehr, das beste Geschäft in der Hand."

„Was für ein Geschäft?"

„Der Herr Graf haben einen kleinen Rennstall. Der Herr Graf besitzen, entschuldigen, bitte sehr, nicht großes Vermögen, man muß also Stall langsam vergrößern und dann geschickt managen, bitte sehr. Wenn der Herr Graf haben zwei oder drei Rennen im Jahr auf sicher und dann fest wetten, was brauchen der Herr Graf noch ein besseres Geschäft, bitte sehr?"

Muntaniz mußte lachen und sagte freundlich:

„Radko, du bist ein Esel."

Radko schüttelte geschmeichelt seinen kahlen Kopf.

„O nein, bin ich kein Esel, bitte sehr. Glauben Herr Graf selbst nicht."

„Hast recht, Radko, vielleicht bin ich der Esel."

Meister Radko wagte nicht zu widersprechen.

17.

Wenn ein zuversichtlicher, hoffnungsstarker Brief von Daisy Sarkány kam, faßte Muntaniz neuen Mut und neue Entschlüsse. Er machte hundert Wege, die zu keinem Ziel führten, und studierte jedes Projekt, das sich ihm anbot, auf das gewissenhafteste durch. Er wurde schließlich so verwirrt und ratlos, daß er selber nicht wußte, was er eigentlich wollte.

Eines Tages gelang es ihm, den Minister im Klub allein zu treffen.

„Exzellenz," sagte er „entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe. Ich habe eine große Bitte."

„Was denn, mein lieber Muntaniz?" fragte der Minister und legte den „Temps" beiseite.

„Ich möchte gern eine Stellung haben, Exzellenz."

Der Minister blickte ihn erstaunt an.

„Eine Stellung? Ja, verzeihen Sie, lieber Muntaniz, Sie sind doch Kämmerer, Graf, Dragoneroberleutnant, Mitglied des Klubs, Rennstallbesitzer, was wollen Sie denn noch?"

Muntaniz antwortete hartnäckig:

„Das genügt mir nicht, Exzellenz. Ich möchte gern eine Stellung, in der ich mich betätigen könnte. Ich würde mich gern dem diplomatischen Dienst widmen."

Der Minister lachte:

„Halten Sie den diplomatischen Dienst wirklich für die Stelle, an der man sich betätigen kann?"

„Es wäre wenigstens ein Anfang, Exzellenz."

Der Minister erwiderte ernsthaft:

„Wie stellen Sie sich die Sache eigentlich vor, mein lieber Muntaniz? Glauben Sie wirklich, daß ich Sie ohne weiteres zum Legationssekretär in Paris vorschlagen kann?"

„Nein, aber —"

„Sie können bestenfalls als Konzipist in das Ministerium eintreten, das kann ich Ihnen machen. Aber meine Herren Konzipisten, die sich der diplomatischen Karriere widmen wollen, sind gewöhnlich zwanzig Jahre alt. Wollen Sie sich wirkiich neben diese jungen Herren setzen? Das kann nicht Ihr Ernst sein. Bis Sie Attaché werden, haben Sie graue Haare."

Muntaniz sah den Minister hilfesuchend an und meinte dann:

„Vielleicht geht es im Konsulatsdienst, Exzellenz."

„Ein gräflicher Konsulatsbeamter ist in unserm demokratischen Zeitalter schwer möglich. Die Leute haben zu einem Konsul, der Aristokrat ist, kein Vertrauen, wahrscheinlich haben sie sogar recht. Ein jüdischer Kaufmann ist der beste Konsul, den wir haben können. Und würde es schließlich Ihren Ehrgeiz befriedigen, irgendwo in Valparaiso oder in Rustschuk als Konsularattaché zu sitzen?"

Muntaniz wußte keine Antwort.

Der Minister sagte sehr freundlich:

„Glauben Sie mir, mein lieber Muntaniz, das sind die Launen eines Mannes, der vom Militär weggegangen ist und

im Anfang mit seiner freien Zeit nichts anzufangen weiß. Aber dieser Tätigkeitsdrang wird sich sehr bald legen. Warten Sie nur, bis die Rennen beginnen."

Muntaniz schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, lieber Muntaniz, daß ich sofort mit Ihnen tauschen möchte. Glauben Sie, daß mir meine Stellung Freude macht? Sie sind ein freier Mann und keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Ich kann jeden Morgen beim Frühstück in allen möglichen Zeitungen lesen, daß ich der größte Trottel der Monarchie bin. Habe ich das notwendig? Ich möchte viel lieber auf meinem Gut sitzen und mich ein bissel um meine Pferde kümmern."

Muntaniz sagte treuherzig:

„Sie haben von Ihrem Standpunkt gewiß recht, Exzellenz, aber man möchte doch etwas leisten im Leben."

„Dann werden Sie in Gottes Namen Politiker. Dazu ist keine Vorbereitung, kein Studium, keine Sachkenntnis notwendig, nur ein gutes Mundwerk. Lassen Sie sich in Ihrer Heimat zum Abgeordneten wählen, und dann machen Sie so lange Lärm und Opposition, bis man Sie auf einen Ministerfauteuil setzt."

„Zu dieser Karriere habe ich kein Talent, Exzellenz."

Der Minister stand auf und sagte:

„Dann machen Sie sich Ihr Leben nicht unnötig schwer und bleiben Sie hübsch bei Ihren Pferden. Vergrößern Sie Ihren Rennstall, legen Sie sich ein kleines Gestüt an, und Sie werden Arbeit genug finden. Wenn Sie ein paar gute Pferde züchten, so ist das eine mindestens ebenso ersprießliche Tätigkeit, als wenn Sie im Parlament mit dem Pultdeckel Krawall machen oder in irgendeinem Botschaftsgarten Tennis spielen. Grüß' Sie Gott, lieber Muntaniz."

Muntaniz zündete sich eine Zigarette an und starrte in die Luft. Der Minister hatte ihm denselben Rat gegeben wie der Friseur Radko. Es war wirklich nichts zu machen. Man konnte nicht über sich hinaus. Es war lächerlich, allen möglichen Phantomen nachzujagen und blaue Luftschlösser zu bauen, wenn man festen, gesicherten Boden unter den Füßen hatte. Die Leute nahmen seinen Ehrgeiz nicht ernst. Er mußte sich von jedem einzelnen sagen lassen, daß er zu alt wäre.

Wahrscheinlich kann man mit vierunddreißig Jahren wirklich kein neues Leben mehr beginnen. Und er hatte zum erstenmal das eisige Gefühl des Altwerdens.

Géza Góth kam, gutgelaunt, von der Sonne gebräunt, aufrecht wie ein Jüngling trotz seinen fünfzig Jahren, und begrüßte Muntaniz.

„Was macht der Imperator?"

Muntaniz konnte ihm keinen Bescheid geben.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ich habe das Muli seit Napagedl nicht mehr gesehen. Aber du brauchst keine Angst zu haben, Imperator wird das Derby nicht gewinnen."

Góth erwiderte lachend:

„Na, es ist schon alles dagewesen. Willst du spielen?"

„Danke, heut nicht. Ich habe Kopfschmerzen."

„Also ein andermal. Du bist mir noch Revanche schuldig."

Als Muntaniz aus dem Klub ging, empfand er fast Reue darüber, daß er sich um den Sohn des Hannibal so gar nicht gekümmert hatte.

18.

Ende März fuhr Muntaniz nach Alag. Mr. Tuckett erwartete ihn auf dem Bahnhof und führte ihn mit einem gewissen Stolz in den Stall. Muntaniz hatte ein richtiges Heimatsgefühl, als er nach so langer Zeit wieder Pferde roch. Er fühlte sich freier und frischer, er hatte wieder Wagemut und Freude am Leben, er kam sich wie ein junger Leutnant vor, als er im Stall stand.

Tuckett zog den Sohn des Hannibal aus der Box und sagte voll Genugtuung: „Was sagen Sie jetzt, Herr Graf?"

Imperator hatte sich erstaunlich verändert. Er war ein richtiges Pferd geworden, obwohl er nicht sehr gewachsen war und das Ponymaß kaum überschritt.

Muntaniz sah den kleinen, kugelrunden Kerl verblüfft von allen Seiten an und erklärte:

„Tuckett, das ist ein Meisterstück! Wie haben Sie das fertiggebracht?"

Der Engländer klopfte das Tier zärtlich ab und sagte einfach: „Mit Liebe geht alles."

Der kleine böhmische Stallbub, der das Pferd hielt — er hieß Johann Vojtasek und war vierzehn Jahre alt —, grinste über das ganze Gesicht, als wollte er die Worte seines Meisters bestätigen.

„Schauen Sie sich die Beine an, Herr Graf," fuhr Tuckett fort, „tadellos und ganz rein. Passen Sie auf, aus dem Burschen wird etwas."

Muntaniz war in fröhlicher Laune und lachte:

„Na, hören Sie, Tuckett, wir wollen doch mit ihm das Derby gewinnen."

Der Trainer wehrte bescheiden ab.

„Es muß ja nicht das Derby sein, Herr Graf, es gibt auch andere schöne Rennen."

„Wann wollen Sie ihn denn zu arbeiten anfangen, Tuckett?"

„Bis es ein wenig wärmer wird, Herr Graf. Ich möchte das Training nicht zu sehr überstürzen, wenn Sie erlauben."

„Natürlich, natürlich," erwiderte Mantaniz und hatte den Kopf voll neuer Pläne, „ganz wie Sie glauben. Ich werde Sie nicht drängen. Wenn Sie mir sagen werden: Jetzt ist er so weit, dann gehen wir los."

„Für welche Rennen soll ich ihn nennen, Herr Graf?"

„Auch das überlasse ich ganz Ihrem Ermessen, lieber Tuckett. Imperator ist Ihr Werk, also managen Sie ihn, wie Sie es für richtig halten."

Der Trainer nickte befriedigt mit dem Kopf und meinte nachdenklich:

„Jetzt brauchen wir nur ein bißchen Glück."

Muntaniz klopfte Tuckett auf die Achsel und meinte übermütig:

„Keine Angst, es wird schon kommen."

Der Trainer fragte:

„Was machen wir mit Cevedale, Herr Graf?"

Der alte Steepler hatte sich über den Winter einen schönen Bauch zugelegt. Muntaniz betrachtete ihn prüfend und sagte:

„Den dicken Kerl werden wir nicht so bald fit kriegen. Schauen Sie, daß Sie ihn für Kottingbrunn fertigmachen. Vielleicht findet sich dort ein Rennen für ihn."

Die gute Lorelei war das Schmerzenskind des Trainers. Er seufzte und fragte:

„Und was geschieht mit der Stute?"

„Die schicken wir in die Verkaufsrennen. Vielleicht meldet sich ein Käufer, und dann weg mit Schaden."

Als sie den Stall verlassen hatten und durch den kalten, aber sonnigen Frühlingstag gingen, fragte Muntaniz:

„Wird in Alag schon viel gearbeitet?"

„Nur die Pferde für das Frühjahrsmeeting, Herr Graf. Es war ein schlimmer Winter. Bis vor acht Tagen haben wir noch Frost gehabt. In Totis und in Oberweiden ist der Husten ausgebrochen."

„Und was gibt es sonst Neues?"

„Herr von Góth hat einen neuen Stalljockei, namens Atchinson. Er reitet schon in der Arbeit."

„Ein tüchtiger Mensch?"

„Er ist ein glänzender Finisher, aber ich halte ihn nicht für ganz korrekt. Er soll übrigens ein Schwager des Jockeis Copper sein."

„Und was hört man von Carissimo?"

„Ich habe ihn gesehen. Er hat gut überwintert. Er ist ein schönes Pferd."

Muntaniz fuhr nach Budapest und ging unter Daisy Sarkánys Fenster spazieren. Er wußte, daß sie in Abbazia weilte; aber man konnte in diesen schönen, mondhellen Frühlingsnächten nichts Besseres beginnen. Und schließlich wäre es auch kein zu großes Wunder gewesen, wenn sich plötzlich in der Nacht oben ein Fenster geöffnet und ein junges, braunes Gesicht den romantischen Spaziergänger angelacht hätte.

Aber es öffnete sich kein Fenster.

19.

Der Jockei Frank Atchinson war ein entzückender, bildhübscher Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, der es verstand, die Sympathien seines Patrons, des Direktoriums und der Turfbesucher im Sturm zu erringen. Er hatte niemals einen Anstand mit dem Starter und war der fairste Reiter, den man sich denken konnte. Er behinderte niemals einen Kollegen im Endkampf und hatte auch unter den Jockeis nur Freunde. Der einzige, mit dem er sich nicht vertragen konnte, und mit dem er in offener Feindschaft lebte, war der Meisterjockei Copper. In den ersten Tagen, da Atchinson in der Arbeit ritt, war aus einem kleinlichen Anlaß zwischen ihm und Copper ein Streit entstanden, der bis zu Tätlichkeiten ausartete. Seit damals waren die beiden Jockeis erklärte Todfeinde, und den Gerüchten, daß Atchinson und Copper Schwäger wären, wurde damit endgültig jede Grundlage entzogen.

Atchinson hatte eine zarte, blonde Engländerin zur Frau, mit der er sich aber niemals zeigte, so daß die wenigsten Leute von seiner Ehe eine Ahnung hatten. Auf dem Rennplatz ging Atchinson an seiner Frau vorbei, als wäre sie eine Wildfremde. Sie war stets in Gesellschaft einer älteren Dame und eines jungen Mannes, mit denen sie auch gemeinschaftlich im Auto die Freudenau verließ. Der junge Mann, der sich

Mr. Edwards nannte, als er seine Karte für den Wettring löste, pflegte ihre Wettaufträge auszuführen. Die ehrenwerte alte Dame ging nur zu den Totalisatorkassen.

In den Bars und Vergnügungsetablissements war Atchinson ein oft gesehener Gast. Er kannte nach einem Monat alle Leute, die irgendwie mit dem Rennbetrieb in Verbindung standen, so daß er von jeder größeren Wettoperation und von jeder Schiebung Kenntnis hatte. Er selber wettete niemals. Er legte immer nur kleine Beträge an, wenn sein Trainer Mc Even oder sein Patron Góth ihn bei ihren Wetten mitnahmen. Als er im Wiener Frühjahrsmeeting zum erstenmal in den Sattel stieg, gelang es ihm, drei Siege nacheinander zu erringen, die schöne Quoten brachten. Mc Even strahlte, Góth machte ein vergnügtes Gesicht, die Sportblätter feierten den neuen Reiter, und der Zweikronenraum warf Copper zum alten Eisen und proklamierte Atchinson als Champion.

Mr. Edwards hatte im Ring eine beträchtliche Summe gewonnen, und auch die ehrenwerte alte Dame holte sich von den Kassen ein schönes Stück Geld. Nur Copper machte ein finsteres Gesicht.

Die Herren vom Klub beglückwünschten Góth zu seinem neuen Jockei, den er, wie jetzt bekannt wurde, um eine wahre Spottgage engagiert hatte.

Muntaniz fragte Góth:

„Hast du etwas dagegen, wenn ich mir einen Ruf auf deinen Jockei sichere?"

„Aber, bitte, mit größtem Vergnügen. Nur wenn ich ein Pferd im Rennen habe, lasse ich ihn unter gar keinen Umständen für einen andern reiten."

„Dann muß er doch ohnehin für dich reiten."

Góth sagte: „Es wäre ja möglich, daß er das Gewicht nicht in den Sattel bringen kann, oder daß ich einen Stallbuben reiten lasse. Ich habe es mir kontraktlich ausbedungen, daß er nicht gegen meine Pferde reiten darf. Das führt immer zu Verstimmungen und Konflikten."

„Du hast ganz recht", erwiderte Muntaniz. „Ich würde es ebenso machen."

An diesem Renntag traf Muntaniz zum erstenmal seit jener nächtlichen Unterredung vor dem Schloß mit Sarkány zusammen.

Sarkány begrüßte ihn herzlich und fragte:

„Ja, ist das wirklich wahr, lieber Freund, daß du vom Militär weggegangen bist? Man hat es mir schon in Budapest erzählt, aber ich habe es gar nicht glauben können."

Muntaniz erwiderte ironisch:

„Ja, warum denn nicht? Ich bitte dich, was kann man denn beim Militär werden? Wenn ich Glück gehabt hätte, wäre ich in zwanzig Jahren Oberst geworden. Du mußt mir doch zugeben, daß der Militärdienst ein ganz chancenloser Beruf ist."

Sarkány lachte gutmütig über den Spott des andern:

„Sehr gut, lieber Freund, das hab' ich dir nämlich gesagt."

„Wie du siehst, befolge ich deine weisen Ratschläge."

Sarkány fragte ein wenig überlegen:

„Na, und was treibst du denn jetzt, lieber Freund?"

„Ich warte."

„Worauf?"

Muntaniz sah ihn entschlossen an.

„Auf den Herbst des nächsten Jahres. Dann komme ich wieder zu dir und verlange die Hand deiner Tochter."

Sarkány erwiderte ruhig:

„Ich werde mein Wort halten."

Aber nach einer Weile fragte er mit einem boshaften Lächeln:

„Wie wirst du denn die Zeit bis zum Herbst des nächsten Jahres ausfüllen, lieber Freund?"

Muntaniz antwortete spöttisch:

„Ach Gott, ich habe ja meinen Rennstall, den ich jetzt noch vergrößern will. Da gibt es Arbeit genug. Oder weißt du ein besseres Geschäft für mich?"

„Aber gewiß nicht, lieber Freund. Wenn man so viel Glück hat wie du, darf man Pferde laufen lassen. Wirst du auch wieder selbst reiten?"

„Nein," sagte Muntaniz höhnisch, „ich will es nicht mehr riskieren, daß sich dein zukünftiger Schwiegersohn das Genick bricht."

Sarkány lachte herzlich.

„Du bist ein ganz verfluchter Kerl!"

An diesem Tag hatte Daisy Muntaniz ihre Photographie geschickt. Auf dem Bild stand geschrieben:

„Bis zum Tode Dein! Daisy."

20.

Eines Vormittags, als Muntaniz noch beim Frühstück saß, brachte Billgartner eine Karte und meldete, daß der Herr ihn zu sprechen wünschte. Auf der Karte stand: Adolf Hermelin.

Sonst nichts. Muntaniz drehte die Karte unschlüssig zwischen seinen Fingern und suchte vergebens in seinen Erinnerungen nach einem Mann, der den Namen Hermelin trug. Endlich beschloß er, den Besucher zu empfangen.

Herr Adolf Hermelin war ein kleiner, schwarzer Jude von etwa dreißig Jahren, der einen sauber gebürsteten, fadenscheinigen schwarzen Anzug und knallgelbe Schuhe trug. Er trat demütig, aber ohne eine Spur von Verlegenheit, ein und fühlte sich nach einigen Minuten wie zu Haus.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," begann Herr Hermelin, „daß ich Sie zu so früher Stunde belästige, aber ich hab' Ihnen eine wichtige Offerte zu machen."

Muntaniz lud ihn zum Sitzen ein.

„Was ist das für eine Offerte, Herr Hermelin?"

„Sie sind Sportsmann, Herr Graf, und Rennstallbesitzer. Ihr Stall ist zwar klein, aber ein Stall ist es doch. Ich weiß augenblicklich nicht, wie viele Pferde Sie haben, aber der Cevedale ist ein guter Steepler. Er hat mich damals ein schönes Stück Geld gekostet. Ich hab' nämlich den Frundsberg gespielt und –"

Muntaniz unterbrach ihn lachend:

„Sie sind doch nicht zu mir gekommen, Herr Hermelin, um mir Geschichten von Cevedale zu erzählen."

„Gewiß nicht, Herr Graf, aber sagen Sie ruhig bloß Hermelin zu mir. Mein Name verträgt den Herrn nicht. Man kegelt sich die Zung' aus, wenn man sagen soll: Herr Hermelin."

„Schön, aber jetzt sagen Sie mir endlich, womit ich Ihnen dienen kann."

„Sie sind Rennstallbesitzer, Herr Graf," begann Hermelin von neuem, „und wetten doch sicherlich."

„Ich wette selten und dann auch nur ganz kleine Beträge."

„Wie wollen Sie einen Rennstall erhalten," rief Hermelin, „wenn Sie nicht wetten, Herr Graf? Wie wollen Sie da auf die Spesen kommen? Von den Preisen allein kann man keinen Rennstall erhalten, außer man ist Rothschild oder Dreher."

Muntaniz sagte sehr amüsiert:

„Ich kann Ihnen nicht helfen, lieber Hermelin, aber ich wette nicht."

Hermelin schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wem wollen Sie das erzählen, Herr Graf? So reich sind Sie nicht. Wenn Sie nicht wetten, müssen Sie Ihren Rennstall aufgeben."

„Das fällt mir gar nicht ein", lachte Muntaniz.

„Also dann foppen wir uns nicht, Herr Graf," erklärte Hermelin sehr überlegen, „Sie wetten ja doch und werden mich sehr gut brauchen können."

„Wozu?"

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, aber Sie fragen wie ein kleines Kind. Sie müssen doch jemanden haben, der für Sie wettet."

Muntaniz wehrte sich noch immer:

„Ich wette selbst."

„Wie können Sie selbst wetten, Herr Graf? Ein Rennstallbesitzer kriegt niemals anständige Odds. Sie werden staunen, was für Kurse ich Ihnen bringe."

„Darf ich fragen, was eigentlich Ihr Beruf ist, Herr Hermelin?"

„Ich bitt' Sie nochmals, Herr Graf, sagen Sie nur Hermelin zu mir, sonst werden Sie nicht mit mir verkehren können. Sie fragen mich, was mein Beruf ist? Ich wett' für andere Leute. Ich hab' schon für einige große Rennstallbesitzer gearbeitet, aber jetzt hab' ich augenblicklich keinen Patron. Deswegen bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Graf. Glauben Sie mir, es ist ein trauriges Geschäft. Früher einmal hab' ich für mich selbst gewettet. Ich hab' nämlich ein Manufakturwarengeschäft gehabt, das pleite gegangen ist."

„Sehen Sie, das kommt vom Wetten."

„Natürlich, Herr Graf, aber damals war ich noch ein Ochs, der nix verstanden hat. Wenn ich heut' das Geld hätt', das ich verspielt hab', ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, in einem Jahr wär' ich Millionär."

Muntaniz stand auf und sagte:

„Sie bemühen sich umsonst, lieber Hermelin, aber ich habe für Sie wirklich keine Beschäftigung."

Hermelin ließ nicht locker.

„Machen Sie doch einen Versuch, Herr Graf. Sie werden staunen, was für Informationen und Kurse ich Ihnen bringe."

„Entschuldigen Sie, lieber Hermelin, aber die Sache ist mir nicht ganz klar. Wenn Sie zweimal für mich beim Buchmacher wetten, weiß er doch ganz genau, daß Sie von mir den Auftrag haben."

Hermelin war ganz gekränkt.

„Halten Sie mich wirklich für so blöd, Herr Graf? Ich schick' einmal meinen Vater, dann wieder meinen Bruder oder meine Schwäger oder meine Geschwisterkinder, immer einen

andern. Sie glauben gar nicht, wie viele Verwandte ein armer Jud hat."

Da Muntaniz noch immer zögerte, sagte Hermelin:

„Machen Sie einen Versuch, Herr Graf! Was riskieren Sie dabei? Sie werden eine Menge Geld gewinnen, und ich werd' auch zu leben haben. Sie brauchen sich nicht zu fürchten, daß ich Sie kompromittieren werde. Auf dem Rennplatz kenn' ich Sie gar nicht."

„Und was ist Ihr Verdienst?" fragte Muntaniz.

„Sie werden mir zehn Prozent vom Gewinn geben, Herr Graf."

„Und vom Verlust?"

„Sie sind ein Spaßvogel, Herr Graf. Mit mir werden Sie nix verlieren."

„Aber das eine sage ich Ihnen gleich, Hermelin, bei mir werden Sie nicht auf Ihre Kosten kommen, denn ich wette wirklich sehr wenig."

„Sie haben ganz recht, Herr Graf," stimmte ihm Hermelin bei, „man darf nicht jedes Rennen wetten, nur die sicheren Sachen."

Muntaniz mußte hell auflachen:

„Die sicheren Sachen! Lieber Hermelin, mit den sicheren Sachen haben Sie Ihr Manufakturwarengeschäft verloren."

„Lachen Sie nicht, Herr Graf, es gibt genug sichere Sachen. Haben Sie ein Programm für morgen hier, wenn ich fragen darf?"

Muntaniz reichte ihm das Programm.

„Ich werd' Ihnen gleich eine sichere Sache zeigen, Herr Graf", sagte Hermelin. „Wer gewinnt nach Ihrer Meinung das letzte Handikap über zwölfhundert Meter?"

Muntaniz sah die Liste der genannten Pferde durch, verglich die Gewichte und berechnete die Chancen. Endlich sagte er sehr bestimmt:

„Das Rennen muß Csötörtök mit einundfünfzig Kilo leicht gewinnen."

Hermelin triumphierte:

„Sehr richtig, Herr Graf. Ich seh', Sie kennen sich aus. Csötörtök wird erster Favorit sein. Aber wissen Sie, wer das Rennen todsicher gewinnen wird?"

„Nun?"

Hermelin senkte seine Stimme, als fürchtete er, belauscht zu werden:

„Das ganze Rennen gewinnt Cobenzl."

Muntaniz warf das Programm auf den Tisch und sagte:

„Lächerlich!"

„Herr Graf, ich sag' Ihnen, das ist die sicherste Sache vom ganzen Meeting."

„Wie kommen Sie auf Cobenzl? Der hat doch nicht einen Funken Chance."

Hermelin flüsterte noch geheimnisvoller:

„Was braucht der Cobenzl Chancen? Die Hauptsach' ist, daß er gewinnt. Und er wird gewinnen, so sicher, wie ich jetzt mit Ihnen red', Herr Graf. Das Handikap ist nämlich ein Jockeirennen."

„Was heißt das?"

„Das ist ein Rennen für die Jockeis. Sie einigen sich auf ein Pferd, das sie gewinnen lassen. Aber von so einer Schiebung erfährt niemand etwas außer den Jockeis."

Muntaniz sah den kleinen Juden ungläubig an:

„Und woher haben Sie das erfahren?"

Hermelin erwiderte stolz und selbstbewußt:

„Ich erfahr' alles, und ich weiß alles. Machen Sie morgen den Versuch, Herr Graf. Ich könnt' Ihnen sagen: Wetten Sie zehntausend Kronen, aber das werden Sie ja doch nicht tun, weil Sie Adolf Hermelin noch nicht kennen, also sag' ich Ihnen: Wetten Sie zweihundert Kronen. Was liegt Ihnen daran, Herr Graf? Sie haben schon einmal zweihundert Kronen verloren. Ich versprech' Ihnen, daß Sie mich nicht mehr sehen werden, wenn Cobenzl nicht gewinnt."

Muntaniz lachte:

„Also das ist allerdings zweihundert Kronen wert!"

Hermelin machte ein überlegenes Gesicht und sagte:

„Ich werd' mir übermorgen meine zehn Prozent abholen. Ich hab' die Ehre, Herr Graf."

Am nächsten Tag wartete Muntaniz mit einer gewissen Spannung, der er sich eigentlich schämte, auf das letzte Rennen. Er kam sich wie der Mitwisser eines verbrecherischen Geheimnisses vor. Hermelin hatte so sicher gesprochen, daß auch er von dem Sieg Cobenzls fast überzeugt war. Es wäre beinahe Pflicht gewesen, das Renndirektorium von der Schiebung zu verständigen, aber es fehlten ihm jegliche Beweise. Man konnte, bloß auf die Worte eines verhungerten Tipsters hin, keine so schwerwiegende Beschuldigung erheben.

Im Ring war natürlich Csötörtök Favorit. Er notierte 1½:1. Góth und die andern großen Spieler wetteten ausschließlich mit großen Beträgen Csötörtök. Muntaniz hatte das

Gefühl, ihnen laut zurufen zu müssen: Wettet nicht, ihr werdet das Geld verlieren! Dann kam ihm sein Eifer lächerlich vor. Es war ein undankbares Geschäft, jemanden von einer Wette abhalten zu wollen. Der Favorit wird wahrscheinlich gewinnen, und die Erzählungen Hermelins waren dummes Geschwätz. Nur ein Umstand kam Muntaniz verdächtig vor. Die Odds verkürzten sich nicht, obwohl ausschließlich der Favorit gewettet wurde. Die Buchmacher, die gewiß schlaue und vorsichtige Burschen waren, nahmen jeden Betrag.

Cobenzl stand unverändert 10: 1 angeschrieben. Der lange Kurs machte Muntaniz wieder unsicher.

Der Buchmacher Österreicher rief:

„Was kann ich dienen, Herr Graf?"

Muntaniz fragte:

„Wie legen Sie mir Cobenzl?"

Der Buchmacher lachte:

„Wie kommen Sie auf Cobenzl, Herr Graf?"

„Eine Idee von mir. Wie legen Sie ihn?"

„Wie Sie wollen, Herr Graf."

Muntaniz stutzte. Es schien ihm klar, daß Hermelin gelogen hatte. Er sagte scherzend:

„Also dann wette ich tausend Kronen 100: 1."

Das dicke, fröhliche Gesicht des Buchmachers wurde plötzlich ernst.

„100: 1 kann ich Ihnen das Pferd natürlich nicht legen, Herr Graf."

„Also dann wette ich 10: 1, wie der Gaul angeschrieben steht. Sie sollen sehen, daß ich kulant bin."

Der Buchmacher sagte freundlich:

„Aber wetten Sie nur zweihundert Kronen, Herr Graf. Es ist wirklich schade um das Geld."

Muntaniz lachte:

„Also da gewinnt doch Cobenzl todsicher. Aber Sie sollen recht behalten. Ich wollte ohnedies nur zweihundert Kronen wetten."

Er nahm das Ticket und begab sich auf die Tribüne, um das Rennen genau beobachten zu können. Er war neugierig, wie die Jungens die Sache arrangieren würden. Das Benehmen des Buchmachers hatte ihn wieder in der Meinung bestärkt, daß Cobenzl gewinnen würde.

Das Feld kam dichtgeschlossen bis zur Distanz. Muntaniz konnte jetzt schon mit Genugtuung sehen, daß Csötörtök kunstgerecht eingesperrt war. An der Barriere aber öffnete sich

ein Durchschlupf, den Cobenzl sofort benutzte, um leicht mit zwei Längen zu siegen. Der Favorit mußte um das ganze Feld herumgenommen werden und konnte nur zweiter werden.

Als Muntaniz seinen Gewinn einkassierte, fragte ihn der Buchmacher:

„Woher haben Sie diesen Tip gehabt, Herr Graf?"

„Dasselbe frage ich Sie."

„Wieso, Herr Graf?"

„Na, aus Nächstenliebe haben Sie mir die tausend Kronen, die ich wetten wollte, nicht ausgeredet."

Der Buchmacher lachte verschmitzt.

Am nächsten Morgen kam Hermelin, demütig und selbstbewußt.

Muntaniz gab ihm zweihundert Kronen und sagte:

„Jetzt lassen Sie sich aber rasieren und die Haare schneiden."

Der Tipster wünschte Muntaniz Gesundheit und ewiges Leben.

21.

Vor Beginn des Derbymeetings schrieb Tuckett, daß er zwei Zweijährige und einen Steepler von Leutnant Maistatt in Training hätte, mit denen er nach Wien käme. Er fragte an, ob er Imperator, der schon viel Arbeit hinter sich hätte, mitbringen sollte. Muntaniz antwortete ihm, er möge den Hannibalsohn und die Lorelei mitnehmen. Er war neugierig, zu sehen, was Imperator im Rennen leistete.

Der erste Eindruck, den er von dem Pferd in Wien hatte, war weniger günstig als in Alag. Das junge Tier sah schmächtig und unbedeutend aus, da es nicht mehr so kugelrund wie im Frühjahr war, aber es hatte dafür tüchtige Muskeln angesetzt. Tuckett behauptete, Imperator wäre fit. Man könnte ruhig einen Versuch mit ihm machen.

Muntaniz fragte:

„Über welche Distanzen haben Sie ihn geschickt?"

„Über neunhundert und tausend Meter, Herr Graf. Der Stallbub hat ihn geritten, und wenn meine Uhr richtig geht, so waren die Zeiten fabelhaft."

„Wir werden ihn jedenfalls hier noch einmal ausprobieren. Für welche Rennen haben Sie ihn genannt?"

Der Trainer zog sein Merkbuch aus der Tasche und antwortete:

„Für den Preis vom Helenental, für das Esterházy-Memorial, für den St.-Ladislaus-Preis, für den Austria-Preis und für das Hendel-Memorial."

Muntaniz lachte:

„Vor allem vergessen Sie mir das Derby nicht, lieber Tuckett. Wie Sie wissen, habe ich große Wetten laufen."

Tuckett erwiderte ernsthaft:

„Ich werde keinen Termin versäumen, Herr Graf."

„Aber jetzt sagen Sie mir ehrlich, lieber Tuckett, glauben Sie wirklich, daß das Pferd auch nur einen Funken Chance in den Rennen hat, die Sie aufgezählt haben?"

Der Trainer sagte achselzuckend:

„Man kann nie wissen, Herr Graf. Ich halte Imperator für ein Pferd allererster Klasse."

Muntaniz wurde von dem Optimismus des alten Mannes angesteckt. Er begann jetzt selber an die hohen Qualitäten seines Pferdes zu glauben.

„Jedenfalls wollen wir möglichst bald sehen, woran wir sind. Aus dem Preis vom Helenental lassen Sie Imperator streichen, da wir ihn jetzt starten wollen. Ich möchte ihm für den Anfang kein zu schweres Rennen geben."

Tuckett dachte nach und sagte:

„Ich denke, wir schießen ihn im Bon-ami-Rennen ab, Herr Graf."

„Sie haben natürlich keine Ahnung, wer für das Rennen genannt werden wird?"

„Nein, Herr Graf."

„Was hören Sie von Carissimo?"

„Er hat sich glänzend entwickelt."

„So. Sie wissen nicht, wann er herauskommt?"

„Nein."

„Es wäre aber wichtig, zu erfahren, ob er nicht vielleicht auch im Bon-ami-Rennen startet. Wenn er so gut geworden ist, möchte ich Imperator diese Konkurrenz ersparen. Aber halt, ich werde Ihnen morgen oder übermorgen sagen können, ob Carissimo startet."

„Sehr wohl, Herr Graf."

Hermelin wurde beauftragt, eine zuverlässige Nachricht einzuziehen. Er brachte vierundzwanzig Stunden später den Bescheid, daß Carissimo erst in Kottingbrunn auf der Bahn erscheinen werde.

„Woher wissen Sie das, Hermelin?" fragte Muntaniz neugierig.

Hermelin antwortete ausweichend:

„Ich erfahr' alles, und ich weiß alles, Herr Graf. Ich möcht' Ihnen aber raten, Herr Graf, lassen Sie Ihr Pferd rechtzeitig für das Bon-ami-Rennen wetten, sonst kriegen wir keine Odds."

„Haben Sie keine Angst, Hermelin, Sie bekommen rechtzeitig den Auftrag."

Muntaniz hatte kein richtiges Probepferd für Imperator. Die beiden Zweijährigen von Leutnant Maistatt taugten nicht viel, und einen fremden Stall wollte er nicht angehen. Tuckett schlug Lorelei vor, die über neunhundert Meter immer ein anständiges Tempo zu gehen vermochte. Schließlich konnte man mit Gewicht die beiden Pferde ganz gut zusammenbringen. Muntaniz beschloß, die Vierjährige selber zu reiten. Er wog siebzig Kilo. Imperator wurde von dem kleinen Vojtasek geritten, der sechzig Kilo in den Sattel nehmen mußte.

Das Trial fand um halb fünf Uhr morgens statt. Muntaniz nahm die Innenbahn, um der Vierjährigen auch diesen Vorteil zu sichern, und hatte einen sehr guten Start. Imperator versäumte sich ein wenig. Muntaniz ritt ein scharfes Rennen, mit Sporen und Peitsche, und fand, daß Lorelei ihr Bestes leistete. Bei der Distanz wurde er von dem Zweijährigen geholt, der mühelos mit vielen Längen Vorsprung durch das Ziel kanterte.

Muntaniz stieg strahlend aus dem Sattel und sagte zu dem Trainer:

„Tuckett, der Gaul ist fabelhaft."

Der Trainer lachte über das ganze Gesicht:

„Und die Zeit ist kolossal, Herr Graf. 0,54!"

Muntaniz schüttelte den Kopf und klopfte den Hannibalsohn ab, der staubtrocken und mit ruhiger Lunge dastand, während die gute Lorelei aussah, als hätte man sie soeben aus dem Rhein gezogen.

„Sie haben recht, Tuckett, aus dem Pferd kann noch alles werden."

Der Trainer antwortete:

„Das Bon-ami-Rennen muß er jedenfalls gewinnen."

Nachmittags verpflichtete Muntaniz den Jockei Atchinson für den Ritt.

Am nächsten Tag, es war ein Mittwoch, erschien zeitig in der Frühe Hermelin. Er war ganz verstört und aufgeregt. Da Muntaniz noch schlief, wollte Villgrattner den Besucher, für den er ohnehin wenig Sympathie empfand, nicht vorlassen.

Der kleine Jude machte aber einen solchen Lärm, daß Muntaniz erwachte und ihn eintreten ließ.

„Herr Graf," rief Hermelin außer sich, „was machen Sie für Sachen?!"

Muntaniz fragte lachend:

„Ja, was ist denn geschehen?"

Hermelin jammerte:

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie den Imperator trialen? (Er sprach das Wort so aus, wie es geschrieben wird.) Warum haben Sie nicht schon gestern gewettet?"

Muntaniz sagte ruhig:

„Regen Sie sich nicht auf, lieber Hermelin, wir haben heute und morgen noch Zeit genug, zu wetten."

Der Tipster schrie verzweifelt:

„Wer sagt Ihnen das, Herr Graf? Wir werden heut keine Odds mehr bekommen."

„Aber lächerlich. Es gehen gute Pferde mit, die schon ihre Rennen gewonnen haben, und Imperator, der noch nie gelaufen ist, kennt kein Mensch."

Hermelin konnte sich nicht beruhigen:

„Sie glauben mir nicht, Herr Graf. Aber ich kann Ihnen nur sagen, in allen Kaffeehäusern der Leopoldstadt war der Tip ‚Imperator' heute nacht schon ausgeschrien."

Muntaniz begann sich zu ärgern. Er hatte die Absicht, einen größeren Betrag zu wetten, da er seiner Sache sicher zu sein glaubte.

„Das ist dummes Gerede, Hermelin. Gehen Sie zu ein paar Buchmachern und erkundigen Sie sich, was Sie für Odds haben können."

Hermelin fragte bekümmert:

„Wieviel wollen Sie wetten, Herr Graf?"

„Tausend oder zweitausend Kronen, ich weiß noch nicht."

„Nur Sieg?"

„Ja. Telephonieren Sie mir, was für einen Kurs Sie bekommen können, und wenn er mir paßt, holen Sie sich das Geld."

Hermelin ging wehklagend fort.

Um elf Uhr kam er schweißtriefend zurück.

„Sie haben es mir ja nicht geglaubt, Herr Graf. Wissen Sie, was der beste Kurs ist, den ich bekommen kann?"

„6 : 1", sagte Muntaniz.

Hermelin lachte, wie die Hölle lacht:

„6 : 1, Sie haben eine schöne Ahnung — 1½ : 1!"

„Das ist unmöglich! Das gibt es nicht."

„Bitte, Herr Graf, überzeugen Sie sich selbst."

„Ja, erklären Sie mir, Hermelin, wieso kommt das Pferd zu diesem Kurs?"

Hermelin zuckte die Achseln:

„Ich weiß nur, daß ein junger Engländer, namens Edwards, noch gestern abend ein paar Tausender auf Imperator gewettet hat."

Muntaniz zeigte auf einige Sportblätter und sagte:

„Ich verstehe die Sache nicht. In keiner Zeitung ist Imperator getipt, die meisten erwähnen ihn überhaupt nicht, und Sie wollen mir erzählen, daß er heute schon Favorit ist?"

Hermelin antwortete überlegen:

„Bitte, gehen Sie selbst wetten, Herr Graf."

Muntaniz fuhr in das Büro des Buchmachers Österreicher.

„Wie legen Sie mir Imperator für das Bon-ami-Rennen, Herr Österreicher?"

Der Buchmacher lachte:

„Am liebsten gar nicht, Herr Graf."

„Was heißt das?"

„Mein Buch ist jetzt schon voll, Herr Graf. Wenn Ihr Pferd gewinnt, verliere ich ein kleines Vermögen."

„Machen Sie keine schlechten Witze."

„Es ist wirklich so, Herr Graf. Wenn ich Ihnen ganz besonders entgegenkommen will, so lege ich Ihnen noch tausend Kronen pari. Im Ring steht der Gaul morgen auf."

Muntaniz dankte. Zu diesem Kurs wettete er nicht.

Er fuhr zu dem Buchmacher Herzog und bekam denselben Bescheid. In der ersten Aufwallung beschloß er, sein Pferd nicht starten zu lassen. Er ärgerte sich weniger darüber, daß er keine Wette mehr abschließen konnte, als daß andere die Früchte der Arbeit seines Trainers mühelos ernten sollten.

Er verständigte Tuckett von seinem Entschluß und ersuchte ihn, niemanden davon bis nächsten Mittag in Kenntnis zu setzen. Wenn er auf das Rennen verzichtete, so sollten die andern wenigstens ihr Geld verlieren. Der Trainer bemühte sich vergeblich, Muntaniz von seinem Entschluß abzubringen.

Als Muntaniz am nächsten Tag den Jockei Atchinson auf dem Rennplatz traf, sagte er ihm, daß er heute seiner nicht bedürfte, da er Imperator nicht laufen ließe.

Der Jockei sah ihn eisig an und antwortete, ohne eine Miene zu verziehen:

„All right, Sir."

Aber nachdem er Muntaniz den Rücken gekehrt hatte, war sein Gesicht wutverzerrt.

Auch Mr. Edwards und Mrs. Atchinson blickten an diesem schönen Sommertag düster und mißlaunig auf die Rennbahn.

Das verdrossenste Gesicht zeigte aber der Jockei Copper.

22.

Am Tag der Armeesteeplechase traf Muntaniz Rittmeister Perarollo, der die Festwoche seines Jahres wieder in Wien verbrachte. Er freute sich aufrichtig, den alten Freund und Kameraden wiederzusehen, und fragte:

„Was gibt es Neues bei euch?"

Perarollo erwiderte gleichmütig:

„Du weißt ja, bei uns vergeht eine Woche wie die andere und ein Jahr wie das andere. Die Tage folgen einander, aber sie gleichen sich. Und wie geht es dir? Bist du zufrieden?"

Muntaniz dachte einen Augenblick nach und sagte freimütig:

„Ich weiß es nicht, Mario. Aber wenn ich ehrlich sein soll, nach dem Regiment habe ich noch keine Sehnsucht gehabt."

„Das ist immerhin schon etwas. Aber was treibst du eigentlich?"

Muntaniz antwortete mit einiger Selbstironie:

„Ich bin Rennmann."

„Rennmann?"

„Ja. Und ich muß sagen, es ist ganz interessant. Man sammelt die merkwürdigsten Erfahrungen. Wenn man so, wie wir früher, einmal im Jahr auf ein paar Tage in die Freudenau kommt, so hält man die ganze Sache für einen fashionablen Sport. Aber glaub' mir, Mario, das Rennen ist ein richtiges, ernsthaftes Geschäft, wie der Getreideterminhandel oder eine Randminenspekulation. Ich bekomme jetzt langsam Einblick in das Geschäft. Und weißt du, wer mein Lehrmeister ist? Herr Adolf Hermelin."

Der Rittmeister fragte erstaunt:

„Wer ist das?"

Muntaniz erzählte ihm belustigt von der Allwissenheit des kleinen Juden.

Perarollo hörte ihm aufmerksam zu.

„Und du fühlst dich bei alledem wohl?"

Muntaniz sagte ein wenig unsicher:

„Man muß sich oft die Hände waschen. Aber schließlich und endlich, was kann unsereiner beginnen?"

Die Armee gewann in diesem Jahr Baron Radojcich.

Das Volk jubelte ihm zu.

Der Erzherzog gratulierte ihm. Sein Oberst küßte ihn auf beide Wangen.

Muntaniz schien es, als wäre eine halbe Ewigkeit vergangen, seitdem man ihn so gefeiert hatte. Aber heute war er ein vergessener Mann. Ein Held von vorgestern.

Rittmeister Perarollo sagte, als könnte er die Gedanken seines Freundes erraten:

„Heute vor einem Jahr warst du der Mann des Tages."

Muntaniz antwortete, nicht ohne Bitterkeit:

„Ich sage dir ja, es ist alles nur ein Geschäft."

Er hatte viele Erinnerungen an diesen und die folgenden Tage.

Daisy Sarkány.

Was immer auch das Leben bringen konnte, jener Abend in Klosterneuburg kehrte nie mehr wieder. Sein Herz krampfte sich in Sehnsucht nach der Geliebten zusammen. Er fühlte sich ganz einsam und verlassen. Unter den vielen Kameraden und Bekannten war keiner, mit dem man reden konnte, wie ein Mensch zum andern. Den einzigen Freund, Rittmeister Perarollo, fürchtete er, weil sich jede Gefühlsregung vor seinen kalten, grauen Augen, die so hoffnungslos ins Leben blickten, zu einer lächerlichen Posse verzerrte.

Daisy war während der Derbywoche nicht in Wien. Sarkány ging allein und stets gutgelaunt auf dem Rennplatz herum. Er grüßte Muntaniz, so oft er ihm begegnete, auf das herzlichste, aber er vermied jedes Beisammensein und jede Unterredung. Muntaniz begann ihn zu hassen.

Das Derbymeeting ging seinem Ende zu. Der Preis des Jockeiklubs wurde von dem Favoriten gegen einige minderwertige Gegner im Handgalopp gewonnen. Nach dem Derby wurde es still in der Freudenau. Die plötzlich hereinbrechende Hitze hatte die meisten Leute frühzeitig aus der Stadt vertrieben.

Muntaniz wußte nicht, was er mit der toten Zeit, die vor ihm lag, anfangen sollte. Die Erinnerungen der letzten Tage hatten ihn wehleidig und empfindlich gemacht. Daisy war mit ihrem Vater in Aussee. Er dachte zuerst daran, sich irgendwo in der Umgebung, in Hallstatt oder Ischl, niederzulassen, aber

er sagte sich, daß die Nähe der Geliebten nur eine verstärkte Qual bedeuten würde. An einen regelrechten Verkehr war unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu denken, und ein erzwungenes Beisammensein hätte Sarkány zweifellos mit der sofortigen Abreise beantwortet. Es hatte gar keinen Sinn, die Gegensätze noch mehr zu verschärfen und Daisy Ungelegenheiten zu bereiten.

Muntaniz beschloß, in Wien zu bleiben, weil er seine Adresse nicht wechseln wollte. Er hätte sonst wohl das Bedürfnis gehabt, für einige Wochen aus dem Pferdedunst und aus der Wettatmosphäre herauszukommen und frische, reine Luft in die Lungen zu pumpen. Er wußte ja gar nicht mehr, wie eine Bergwiese aussah, und wie still es in einem dunklen Hochwald sein konnte.

Aber Daisy Sarkány schrieb ihm jeden Tag.

Manchmal waren es nur ein paar flüchtige Zeilen, manchmal kam bloß eine Ansichtskarte, aber er hatte doch täglich Nachricht von der Geliebten. Er hatte sich so daran gewöhnt, daß ihm ein Tag, an dem er durch irgendein Postversehen keinen Brief erhielt, verloren schien. Durch einen Wechsel seines Aufenthaltsortes wären unbedingt Störungen in dem schriftlichen Verkehr entstanden, die er um den Frieden seiner Seele willen vermeiden wollte.

Er blieb in Wien und fand, daß es sich im Sommer sehr gut hier leben ließ. Er fühlte sich wie in einer fremden Stadt, da alle Leute, die er kannte, abwesend waren. Er besuchte die Museen, machte kleine Ausflüge in die Umgebung, und es gab Entdeckungen über Entdeckungen. Auf seinen einsamen Fahrten und Spaziergängen begleitete ihn stets Daisy. Er unterhielt sich im Geist mit ihr, machte Pläne und Vorschläge.

Einen Teil des Jahres würde man auf Schloß Glandegg verbringen. Das Leben war dort billig, und es ließ sich vieles ersparen. Im Winter konnte man leicht ins nahe Engadin oder, wenn Daisy Sehnsucht nach Großstadtlärm hatte, nach München und Paris. Im Frühjahr wollte er seine junge Frau nach den oberitalienischen Seen oder nach Florenz führen, es lag ja alles so nah. Schloß Glandegg in Hocheppan war das Herz der Welt, so schien es ihm.

Seine schönen rosigen Träume konnten freilich erst in einem Jahr verwirklicht werden, aber die Zeit war nicht zu lang, wenn man sie richtig zu nutzen verstand. In einem Jahr konnte man viel arbeiten oder Geld verdienen, was ihm gleichbedeutend

war. Er wollte so viel Geld machen, daß er seiner jungen Frau jeden Luxus bieten könnte, ohne Sarkány in Anspruch nehmen zu müssen.

In Muntaniz war allmählich eine rasende Geldgier erwacht. Er hatte begriffen, daß Geld allein Macht und Unabhängigkeit bedeutete. Er wurde peinlich sparsam, ja fast geizig. Er kontrollierte die Haushaltungskosten, er fuhr stets in der Elektrischen und rauchte billige Zigaretten.

Eines Nachts erinnerte er sich der Unterredung mit dem Bankdirektor Hochheimer. Es war ein Wahnsinn, das Anerbieten des Bankmenschen nicht anzunehmen. Eine siebenprozentige Verzinsung bedeutete nahezu eine Verdoppelung seines Einkommens. Er konnte kaum den Morgen erwarten, um Hochheimer aufzusuchen. Der Bankdirektor war zwei Tage vorher auf Urlaub gefahren und kam erst im Herbst zurück. Muntaniz ging wie vor den Kopf geschlagen weg und berechnete seinen Zinsenverlust. Es war jetzt nichts zu machen. Man mußte bis zum Herbst warten.

Zu Hermelin hatte Muntaniz unbegrenztes Vertrauen. Er setzte die größten Hoffnungen auf das Zusammenarbeiten mit dem kleinen, allwissenden Juden. Er hatte eine natürliche Abneigung gegen die ganze Art Hermelins; er konnte krank vor Nervosität werden, wenn der Mann im Affekt mit den Händen redete, und er empfand körperliches Unbehagen vor seinen stets schwarzgeränderten Fingernägeln, die er doch immer wieder wie hypnotisiert anstarren mußte, aber er überwand alle Widerstände. Der Zweck heiligt die Mittel, sagte er sich entschuldigend. Er behandelte Hermelin mit einer gewissen Hochachtung, die der andere mit einer komischen Art von Herablassung und Überlegenheit beantwortete.

Hermelin saß während der Sommermonate in Vöslau, um in der Nähe Kottingbrunns und des Badener Trabrennplatzes zu sein. Hier saß er wie eine Spinne auf der Lauer und lauschte mit tausend Ohren und sah mit zweitausend hungrigen Augen. Für den Trabrennsport hatte er nicht viel übrig, da ihm, wie er oft erklärte, die vielen Schiebungen das anständige Arbeiten in unverantwortlicher Weise erschwerten.

Aber wenn man hungrig war, konnte man seinen Passionen nicht nachgehen und mußte auch mit dem kargen Brot, das die Trabrennfahrten abwarfen, vorliebnehmen. Auf dem Trabrennplatz fühlte er sich unsicher, zumal er mit seinem eigenen Geld spielen mußte. Auf den Galoppbahnen war er zu Haus.

Er kannte jeden Stallbuben, jeden Futtermeister, jeden Trainer, jeden Jockei, er kannte alle Buchmacher und ihren ganzen Stab von Clerks, Akquisiteuren, Zuträgern, Vertrauensmännern und Detektivs; er kannte alle Bediensteten des Jockeiklubs, alle Kellner, vom Hotel Sacher angefangen bis zum letzten Leopoldstädter Zuhälter-Kaffeehaus; er kannte alle Barkeepers, alle Tänzerinnen und Two-Step-Niggers aus den Vergnügungsetablissements, alle Blumenmädchen und Dirnen, mit denen Jockeis oder Lehrlinge zu verkehren pflegten; er kannte alle Friseure, deren Kundschaften Rennleute waren, und alle Masseure und Hühneraugenoperateure der Dampfbäder. Aus diesen tausend Quellen rieselten ihm unablässig die widersprechendsten Nachrichten zu, die sein auf jeden Sportschwindel eingestelltes Gehirn wie ein Schwamm aufsaugte, um sie zu verdauen, zu überprüfen und bis zu einer untrüglichen Schlußfolgerung zu kondensieren. Er besaß eine geniale Kombinationsgabe, die einer edleren Sache würdig gewesen wäre, und einen Instinkt, der ihn blind auf die richtige Spur führte. Er durchschaute die Winkelzüge der Manager, Trainer und Jockeis, als wären sie in seiner Gegenwart besprochen worden. Was ihm fehlte, um Millionär zu werden, war Spielkapital. Er mußte oft Nachrichten unverwertet lassen, weil er kein Geld hatte und auch niemanden fand, der sich von ihm zu der Wette verleiten ließ.

Eines Tages bestellte ihn Muntaniz in die Stadt zum Rapport. Hermelin schrieb postwendend zurück, daß er nicht kommen könnte, weil er das Fahrgeld nicht besäße. Muntaniz schickte ihm zwanzig Kronen.

Hermelin kam und sagte bitter:

„Sie müssen entschuldigen, Herr Graf, daß ich Sie angeschnorrt hab'; aber wovon soll ein armer Jud in der toten Saison leben?"

Muntaniz tröstete ihn:

„Na, nächste Woche beginnt Kottingbrunn."

„Werden Sie den Imperator starten lassen, Herr Graf?"

„Ich denke wohl."

„In welchem Rennen?"

„Wahrscheinlich im Preis vom Schloß."

Hermelin machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Da werden Sie wenig Chancen haben, Herr Graf. Das Rennen gewinnt Carissimo."

„Der geht ja gar nicht mit. Sein Besitzer hat mir gesagt, daß er ihn im Preis vom Helenental laufen läßt."

Hermelin ereiferte sich:

„Was hören Sie dem Besitzer zu, Herr Graf. Wenn ich Ihnen sag', daß Carissimo im Preis vom Schloß läuft, können Sie Gift darauf nehmen."

Muntaniz wagte nicht zu widersprechen und antwortete:

„Wenn es wahr ist, dann werde ich mir ein anderes Rennen aussuchen. Aber sagen Sie mir, Hermelin, wer gewinnt den Preis vom Helenental, wenn Carissimo nicht startet?"

Hermelin sagte:

„Wer soll gewinnen? Ein Verwandter von Ihnen, Herr Graf."

„Ein Verwandter?"

„Nu ja, der Stiefbruder von Ihrem Imperator, der Graditzer, wird gewinnen."

Muntaniz lachte und meinte:

„Wenn Sie das so sicher wissen, müßte man ihn eigentlich wetten."

„Muß man auch. Aber ich werde Ihnen was sagen, Herr Graf, der Graditzer steht schon so kurz, daß sich die Wette nicht rentiert. Wir werden eine Schiebewette machen, Graditz gekoppelt mit Carissimo im Preis vom Schloß. Eine todsichere Sache. Wir werden die beiden Pferde noch 20:1 kriegen."

Muntaniz war sofort entschlossen.

„Gemacht. Wenn Sie die beiden 20:1 bekommen, wette ich tausend Kronen."

Hermelin schüttelte mißbilligend das Haupt:

„Warum gleich tausend Kronen? Die Wette ist zwar todsicher, aber fünfhundert Kronen sind genug."

„Gut, wie Sie glauben, also fünfhundert Kronen."

Als Hermelin das Ticket brachte, bat er um einen kleinen Vorschuß, den Muntaniz vorerst abschlug.

Hermelin sagte:

„Schauen Sie, Herr Graf, Sie werden über diese Wette zehntausend Kronen gewinnen. Davon bekomm' ich tausend Kronen. Da können Sie mir wirklich fünfzig Kronen Vorschuß geben. Ich brauch' das Geld zum Leben."

Muntaniz konnte diesen Argumenten nicht widersprechen.

Einige Tage später schrieb Tuckett, daß Imperator hustete. Die Erkrankung wäre nur ganz leichter Natur, aber immerhin müßte man eine Woche mit dem Training aussetzen, so daß er empfehlen möchte, den Hengst nicht nach Kottingbrunn zu schicken. Muntaniz war damit ganz einverstanden und antwortete dem Trainer, daß er den Zweijährigen jetzt schonen

und für das Septembermeeting in der Freudenau vorbereiten sollte.

Der Preis vom Helenental verlief so, wie Hermelin es vorhergesagt hatte. Carissimo wurde nicht gestartet, und der Gradißer gewann, wie er wollte. Hermelin triumphierte und bekam abermals einen Vorschuß. Für den Preis vom Schloß war Carissimo Favorit.

Am Tag vor dem Rennen kam Hermelin in der Frühe zu Muntaniz und erklärte:

„Herr Graf, wir haben unsere Wette verloren."

Muntaniz sah ihn überrascht an und fragte:

„Wieso? Ist Carissimo gestrichen worden?"

„Nein, aber er gewinnt nicht."

„Ja, warum nicht?"

„Ich sag' Ihnen, Herr Graf, er gewinnt nicht. Jockei Copper gewinnt das Rennen."

Muntaniz fragte zweifelnd:

„Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es, das muß Ihnen genügen, Herr Graf. Ich kann Ihnen nicht meine ganzen Geschäftsgeheimnisse anvertrauen."

„Lieber Hermelin, seien Sie nicht böse, aber diesmal glaube ich Ihnen nicht."

Hermelin erwiderte ungeduldig:

„Ich wär' doch nicht nach Wien gefahren, Herr Graf, wenn ich nicht bestimmt wüßt', daß etwas vorgeht. Jetzt können wir noch etwas retten. Geben Sie mir das Ticket, heut bekomm' ich sicher noch dreitausend Kronen dafür."

Muntaniz wollte davon nichts hören.

„Das tue ich nicht, Hermelin. Wenn Carissimo geschlagen wird, verliere ich fünfhundert Kronen, aber wenn er trotz Ihrer Information gewinnt, verliere ich siebentausend Kronen. Und außerdem zerspringe ich vor Ärger."

Hermelin drang nicht mehr in ihn.

„Gut, wie Sie wollen, Herr Graf, Sie können leicht verlieren, aber der Geschädigte bin ich."

Muntaniz sagte:

„Sie sollen nicht geschädigt sein, Hermelin. Ich schenke Ihnen in jedem Fall den Vorschuß, den Sie auf die Wette haben."

Hermelins Augen sprachen:

„Nu wenn schon!"

Er zog grollend ab.

Im Preis vom Schloß starteten elf Pferde. Carissimo war erster Favorit, obwohl er noch nie auf der Rennbahn war und gute, bereits erprobte Pferde zu Gegnern hatte. Er war weitaus das schönste Pferd im Feld. Muntaniz sah dem Gaul mit einiger Bitterkeit nach, da es ihm einfach lächerlich erschien, mit seinem Pony gegen dieses Prachttier konkurrieren zu wollen.

Als die Pferde schon beim Start waren, kam im Ring plötzlich ein Sturm auf Rampur, den Copper ritt. Man konnte nicht sagen, wer den Anfang gemacht hatte, aber dreißig Hände wirbelten mit einemmal in der Luft herum und verlangten Rampur. Ein Rufen und Schreien und Stoßen und Drängen wie bei einer Börsenpanik entstand. Die Leute, die große Wetten auf Carissimo abgeschlossen hatten, wurden von dem Rampurfieber mitgerissen und machten Deckungswetten. Die Buchmacher und ihre Clerks arbeiteten fieberhaft, um alle Wettzettel schreiben zu können. Es waren jetzt schon hundert Personen, die in nervöser Erregung Rampur schrien. Jeder Augenblick bedeutete Geld, in der nächsten Sekunde konnte das schrille Glockenzeichen den gelungenen Start anzeigen. Der Kurs von Rampur war in wenigen Minuten von 10 auf 5 gesunken. Vom Wettring verbreitete sich der Tip Rampur mit Windeseile über die ganze Rennbahn. Zuerst liefen ein paar Menschen, die an der Barriere des Ringes gelehnt hatten, zu den Kassen. Ihnen folgten andere aus Neugier. Plötzlich liefen Hunderte schweißtriefend zu den Totalisatormaschinen, um noch ein Ticket auf Rampur zu erringen. Eine wilde Jagd auf Leben und Tod begann, jeder war mit einemmal davon überzeugt, daß Rampur gewinnen müßte. Schließlich war die Nachricht bis zu dem Zweikronenplatz gedrungen, und die kleinen Maschinen wurden gestürmt. Die Leute beschimpften und prügelten sich, daß die Wache einzuschreiten versuchte, ohne gegen den unwiderstehlichen Ansturm dieser geldhungrigen Schar von Besessenen standhalten zu können. Endlich kam das erlösende Startzeichen, und die Maschinen stoppten.

Carissimo, von Atchinson geritten, führte bis zur Distanz. Dort wurde Rampur aufgebracht und an den Führenden herangeworfen. Die Pferde gingen Gurt an Gurt bis knapp vor das Ziel, wo Carissimo zurückfiel. Rampur hatte mit einer halben Länge gewonnen.

Im ersten Augenblick freute sich Muntaniz. Carissimo war also nicht das gefürchtete Wunderpferd, denn Rampur, der Sieger, hatte sich bisher noch nicht ausgezeichnet. Aber war diese Form richtig? War das Rennen einwandfrei? Er begann

daran zu zweifeln, denn Hermelin hatte das Resultat vorhergesagt. Und je mehr er zweifelte, desto stärker wurde sein Ärger über die verlorene Wette. Er verdiente es wahrhaftig nicht, daß Hermelin ihm etwas sagte.

Er fuhr übellaunig und verstimmt nach Wien zurück. Als er nach Haus kam, überreichte ihm Villgrattner ein Telegramm. Daisy depeschierte:

„Erwarte Dich morgen Montag früh in Aussee."

23.

Während der Fahrt überdachte Muntaniz alle Möglichkeiten, die Daisy zu ihrem Telegramm veranlaßt haben konnten. War es ihr gelungen, den Widerstand des Vaters zu brechen? Es schien ihm undenkbar.

War Sarkány erkrankt? War ihr selber etwas zugestoßen? Sie hätte es in ihrer Depesche zumindest angedeutet. Aber je weiter ihn der Zug von Wien entfernte, um so mehr verflüchtigten sich seine Besorgnisse und Bedenken. Und jauchzend schwoll in ihm die Freude an, daß er in wenigen Stunden die Geliebte wiedersehen würde. Über ein Jahr war seit ihrem letzten Beisammensein verstrichen. Hatte sie sich verändert? Konnte sich an dieser Liebe etwas ändern? Er fühlte sich ein wenig unsicher und befangen, aber dann kam jählings der Schlaf und löschte alles aus.

Als der Zug in Aussee einfuhr, klopfte sein Herz zum Zerspringen. Er erblickte Daisy. Sie stand, sonneübergossen, in einem einfachen, lichten Kleid auf dem Bahnsteig und suchte mit den Augen die Wagen nach ihm ab. Endlich sah sie ihn. Er winkte mit der Hand. Sie lächelte. Wundervoll war Daisy Sarkány, wenn sie lächelte. Er nahm seine kleine Handtasche und sprang aus dem Wagen. Ein Schleier lag vor seinen Augen. Die Erde zerfloß unter den Füßen und verwandelte sich in schwebende Wolken. Daisy kam auf ihn zu. Sie ging zögernd, Schritt für Schritt, als wollte sie dieses unsagbar köstliche Aufeinanderzugehen bis in die Ewigkeit erstrecken. Nun war sie ganz nahe bei ihm. Er konnte keinen Ton aus seiner Kehle bringen. Er hatte Angst, den Traum zu zerstören. Und dann schlang Daisy Sarkány ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Vor allen Leuten, an einem Sonnenmorgen im August, auf dem Bahnhof von Aussee in Steiermark. Die Passagiere grinsten, die Bahnbeamten schmunzelten, und die Sonne lachte.

Dann sagte Daisy:

„Grüß dich Gott, Schatzi!"

Ihre braunen Augen sahen bis in sein Herz. Er war berauscht von dem Klang ihrer herben, jungen Stimme. Er stand lächelnd vor Daisy und starrte sie an. Dieses Wunder Gottes war sein.

O Glück, o dummes, blindes, seliges Glück!

Sie wiederholte ganz sachte und leise, wie man einen Träumenden aufweckt:

„Grüß dich Gott, Schatzi!"

Da erwachte er und sagte:

„Grüß dich Gott!"

Und es klang wie ein Dankgebet aus befreitem Herzen zu dem allmächtigen und allgütigen Gott, der da irgendwo hoch oben im blauen Himmel saß und kleine, einfältige Menschenschicksale lenkte.

Sie fragte:

„Bist du müde, Schatzi?"

„Nein."

„Willst du zuerst ins Hotel gehen?"

„Nein."

„Dann gib deine Tasche dem Kutscher. Er wird sie dir ins Hotel bringen."

Nun gingen sie auf Feldwegen nach Aussee.

„So erzähl' doch, erzähl', was vorgefallen ist."

Sie lachte:

„Eigentlich nichts. Papa ist heute früh, eine halbe Stunde bevor du gekommen bist, nach Budapest gefahren. Er kehrt erst Mittwoch früh zurück. Da habe ich dir telegraphiert."

Wie einfach das Leben ist.

Sie sagte:

„Wir haben zwei ganze, lange Tage für uns allein, Schatzi. Meine Gesellschafterin ist krank, denk' dir das Glück, sie hat Influenza. Sie darf mir nicht in die Nähe, wegen der Ansteckungsgefahr. Der Arzt hat es angeordnet. Wir sind ganz frei."

Er stammelte:

„Ich bin so glücklich."

Sie erklärte mit wichtiger Miene:

„Ich habe das ganze Programm für die zwei Tage schon ausgearbeitet, Schatzi. Heute gehen wir zum Grundlsee und machen eine Partie zum Toplitzsee. Morgen fahren wir nach

Hallstatt. Und abends um 11 Uhr 45 mußt du wieder weg. Ist es dir recht so, Schatzi?"

„Mir ist alles recht, wenn ich nur bei dir bin."

Sie gingen auf dem schönen Weg durch den Wald an der Grundlseer Traun aufwärts. Es war ein richtiger Festtag. Der Himmel war frisch gescheuert, die Sonne strahlte siegesbewußt und optimistisch, als gäbe es kein Abendwerden, die Vögel sangen ihre schönsten Lieder, die ernsten Fichten verströmten leichtsinnig ihren Atem, als wären sie des Sparens müde, und die kleinen Wellen der Traun überstürzten und übersprudelten sich und hatten einander tausend lachende Geschichten zu erzählen.

Muntaniz ging noch immer wie durch einen unbegreiflichen Traum. Eine dunkle, sanfte Stimme sprach zu ihm:

„Das sind die schönsten Stunden deines Lebens, Freund. Mehr hab' ich nicht zu schenken."

Aber vielleicht war es ein Waldvogel oder ein Wipfelrauschen.

Daisy sagte besorgt:

„Du siehst nicht gut aus, Schatzi."

Er antwortete leise, und sein Herz zitterte:

„Ich hab' mich so nach dir gesehnt. Du weißt ja nicht, was für ein schreckliches Jahr das war."

„Für mich doch auch, Schatzi!"

„Manchmal glaubte ich, ich hielte es nicht mehr aus, wenn die furchtbare Angst kam, daß du mich nicht mehr liebhaben könntest."

„Aber Schatzi!"

Er sagte, plötzlich hoffnungslos:

„Ich verdiene es ja gar nicht, daß du mich liebhast."

Sie nahm seinen Arm und drückte ihn fest an sich:

„Du bist so dumm, Schatzi. Warum quälst du dich? Ich werde dich immer liebhaben."

Seine Augen strahlten wieder in Dankbarkeit.

Sie gingen so langsam und glückversponnen Arm in Arm durch den Sommerfrieden, daß es fast Mittag war, als Daisy beim Schrammel haltmachte.

Sie erklärte wie ein Generalstabschef, der wichtige taktische Dispositionen trifft:

„Hier werden wir Mittag essen."

Sie saßen in dem schönen Garten mit der Aussicht auf den sonnefunkelnden See ganz allein, da ein starker Wind wehte,

der die andern Gäste vertrieb. Daisy liebte den Wind. Die Schläfenhaare flatterten um ihr Gesicht.

Während des Essens sagte sie:

„Ich freue mich, daß du vom Militär weg bist."

„Ich reite auch nicht mehr im Rennen."

Sie drückte zärtlich seine Hand.

Später, als der schwarze Kaffee auf dem Tisch stand, fragte sie:

„Erzähl' mir, Schatzi, was machst du jetzt eigentlich?"

Er hatte sich eine Zigarette angezündet und begann Daisy von Valparola, von seinem Besuch bei dem Bankdirektor und von seiner Unterredung mit dem Minister zu berichten. Aber während er erzählte, fühlte er in diesem unbarmherzig klaren Licht unter dem freien strahlenden Himmel, daß er log, daß er hündisch erbärmlich log. Er wußte jetzt, daß er sich nicht eine Sekunde lang ernsthaft bemüht hatte. Es waren Gesten ohne innere Resonanz gewesen.

Daisy hörte ihm aufmerksam zu. Ihre Augen hingen an seinem Mund. Als er stockte, fragte sie neuerlich:

„Aber jetzt sag' mir, Schatzi, was du wirklich treibst."

Er fühlte, wie ihm die Schamröte über die Wangen kroch, und antwortete zögernd:

„Ich beschäftige mich viel mit meinem Rennstall. Ich habe einen sehr guten Zweijährigen. Er heißt Imperator. Vielleicht kann ich sogar das Derby mit ihm gewinnen."

Er sah plötzlich Herrn Adolf Hermelin vor sich, und die Stimme versagte ihm. Er kam sich schmutzig und unsauber vor. Er stak schon bis zum Hals im Schlamm.

Daisy fragte vorsichtig:

„Macht dir das Freude, Schatzi?"

Er blickte sie hilfesuchend an und antwortete leise:

„Ich bin so schwach, Daisy."

Wie ein schuldbewußter Schuljunge sagte er es.

Sie wollte ein ernstes Gesicht machen, aber ihre Hände glitten in überströmendem Gefühl streichelnd über seinen gesenkten Kopf, und sie sagte zwischen Lachen und Weinen:

„Das weiß ich ja, du dummer, grauslicher Mensch."

Und ganz still, als spräche sie zu sich selbst, fügte sie hinzu:

„Deswegen liebe ich dich so sehr."

Er hob seinen Kopf, als hätte sie eine unerträglich schwere Last von ihm genommen, und sagte bewundernd:

„Du bist so stark!"

Sie schüttelte den Kopf und blickte starr in die Luft:

„O nein, Schatzi. Ich bin noch schwächer als du, aber ich liebe dich."

Dann machte sie sich mit einem plötzlichen Ruck von ihrer Betäubung frei und sagte mit ihrer frischen, zuversichtlichen Stimme:

„Jetzt müssen wir zahlen und gehen, sonst versäumen wir den Dampfer."

Sie fuhren schweigend über den mittagstillen See. Manchmal wies sie auf eine kleine verschlafene Bucht oder auf eine merkwürdige Felsbildung und rief halblaut:

„Sieh, wie schön, Schatzi!"

Er wiederholte verzückt:

„Schön!"

Und sah nur ihr süßes, weiches Gesicht, das im Profil so seltsam scharf wurde.

In Gößl stiegen sie aus und gingen über die Seeklause zum Toplitzsee. Sie waren ganz allein. Der Schiffer, der sie über den See rudern sollte, versprach nachzukommen.

Sie setzten sich am Seeufer auf eine kleine, schattige Bank und warteten. Es war märchenstill. Kein Lüftchen rührte sich. Ganz ferne klopfte irgendwo ein arbeitsamer Specht. Manchmal flog eine farbenglitzernde Libelle an ihnen vorüber und surrte gewaltig wie eine richtige Flugmaschine. Der See lag regungslos und ließ sich von der Sonne müdeküssen.

Muntaniz sagte unvermittelt, als wollte er das Gespräch von vorhin richtigstellen:

„Es ist nicht wahr, Daisy, ich bin nicht schwach. Ich habe einen harten Schädel, mit dem ich durch die Wand renne, wenn es sein muß. Ich kann auch stark sein, wenn ich meiner selbst sicher bin. Aber seitdem ich dich liebe, bin ich schwach, Daisy. Ich zittere um deine Liebe, stündlich, täglich, immer. Der Gedanke, daß du mich nicht mehr liebhaben könntest, lähmt mich und macht mich feig und energielos. Alles erscheint mir unnütz und vergeblich, wenn ich daran denken muß, daß ich dich verlieren könnte."

Er fühlte, daß er die reine, klare Wahrheit sprach. Jetzt log er nicht. In diesem Augenblick erkannte er, was ihn bedrückte und niederzog. Und er legte sein wehes, wundes Herz in ihre kleinen, braunen Hände.

Sie erkannte sein Leid, und die Erkenntnis trieb ihr Tränen in die Augen. Sie schluchzte:

„Du sollst dich nicht quälen, Schatzi. Ich werde dich immer liebhaben."

Sie legte den Kopf an seine Brust und schloß die Augen. Er hielt sie sanft umschlungen und war glücklich und zufrieden und stark.

Der Schiffer kam sehr spät, gefolgt von einer Schar lärmender Touristen. Sie verzichteten auf die Fahrt über den Toplitzsee und gingen langsam über die Seeklause nach Gößl zurück. Sie waren fröhlich und ausgelassen wie zwei Kinder, die die Schule gestürzt haben. Was war denn jetzt noch zu fürchten? Das Leben lag vor ihnen wie ein breites, rosenfarbenes Band, das sich bis in die Unendlichkeit abrollte.

„Du wirst sehen," sagte er zuversichtlich, „wenn du erst meine Frau bist, werde ich alles erreichen, was ich will — und was du willst."

Sie antwortete selig:

„Ich will nichts als dich, Schatzi. Ich will nur immer dich um mich haben. Wenn du bei mir bist, bin ich gut. Du brauchst nichts zu werden und nichts zu erreichen, Schatzi, du sollst nur bei mir sein! Ich verlange sonst gar nichts. Und wenn du auch ganz arm bist, so werden wir in einem Zimmer wohnen und glücklich sein."

Er lachte:

„Aber Daisy, wir haben ja ein schönes Schloß im Eppan. Dort werden wir wohnen."

Sie jauchzte:

„Ja, ja!"

„Und im Winter gehen wir auf die Malser Heide, rodeln und Ski laufen."

„Ja, ja!"

„Und im Frühling fahren wir nach Toskana hinunter und mieten uns eine kleine Villa in Fiesole."

„Ja, ja!"

„Und im Herbst reisen wir an den Luganosee und an den Comosee und an den Gardasee."

„Ja, ja!"

Sie holte tief Atem und flüsterte:

„Und wir werden immer zusammen sein. Oh, Schatzi, wie schön ist das Leben!"

Als sie durch den Wald nach Aussee zurückgingen, war schon die Dämmerung herangebrochen.

Kurz sind die Tage der Glücklichen.

Daisy erklärte lachend:

„Schatzi, ich habe einen Riesenhunger."

„Ja, wo wollen wir denn zu Abend essen?"

Sie dachte eine Weile nach und sagte:

„Ich weiß schon. Wir essen bei Hackinger von rückwärts."

„Wer ist denn das?"

„Du wirst schon sehen. Komm nur!"

Hackinger von rückwärts war der versteckte Eingang in einen altbekannten Wirtshausgarten, so daß man nicht durch das Hotel zu gehen brauchte.

Muntaniz zögerte einen Augenblick.

„Kannst du da hineingehen, Daisy?"

„Ja warum denn nicht?"

„Es wäre doch möglich, daß dich Bekannte sähen."

Sie entgegnete trotzig:

„Mögen sie! Wir gehören doch zusammen."

Sie traten in den Garten. Zwei ältere Herren, die Muntaniz nicht kannte, rissen erstaunt die Augen auf und grüßten Daisy sehr vorsichtig.

Muntaniz fragte leise:

„Wer sind die Herren?"

„Der eine ist eine Exzellenz, mit der Papa immer Karten spielt. Ich weiß nicht, wie das alte Haus heißt. Den andern kenne ich nicht."

„Ja, fürchtest du nicht, daß Papa etwas erfährt?"

Sie erwiderte entschlossen:

„Das ist mir ganz gleichgültig. Er weiß ja, daß wir uns liebhaben."

Dann lachte sie hell auf: „Aber Schatzi, was machst du denn für ein Gesicht? O Gott, bist du ein Hasenfuß!"

Er mußte mitlachen.

„Keine Ehrenbeleidigungen, bitte. Ich muß schon ein bissel aufpassen, daß du keine Dummheiten machst, Daisy. Was sollen sich denn die Leute denken?"

Sie rief übermütig:

„Jetzt spricht er wie ein alter Professor. Wie kann man? Wie darf man? Schäm' dich!"

Er gehorchte ihr und schämte sich. Und es gab ein Lachen und Scherzen ohne Ende, daß die beiden alten Herren ganz nervös wurden.

Daisy hatte zwei Gläschen Wein rasch nacheinander getrunken, und ihr braunes Gesicht glühte. Sie war fröhlich und unternehmungslustig und hätte mit der ganzen Welt gekämpft,

wenn es notwendig gewesen wäre. Muntaniz war berauscht von ihrer hinreißenden Laune, von ihrer strahlenden Jugend und von seinem unfaßbaren Glück.

Als sie aufbrachen, erklärte Daisy auf das bestimmteste, daß man unbedingt an den beiden alten Herren vorbei durch den vorderen Hotelausgang weggehen müßte.

„Wir werden uns doch nicht verstecken, Schatzi", sagte sie entrüstet. Er mußte ihr recht geben. Das Verstecken hätte die Lage nur verschlimmert.

Sie hängte sich in seinen Arm ein und schritt stolz und aufrecht an den Exzellenzen vorbei, die sie gnädig grüßte.

Als sie auf der Straße standen, konnte sie sich vor Lachen nicht fassen.

„Hast du die dummen Gesichter gesehen, die die alten Kracher gemacht haben? Es war zu komisch!"

„Jetzt sag' mir nur, Daisy, in welchem Hotel bin ich denn eigentlich abgestiegen?"

Sie zeigte auf das Gebäude, vor dem sie jetzt standen:

„Hier, beim Erzherzog Johann. Geh' hinein und frag', ob du überhaupt ein Zimmer bekommen hast."

Er kam mit einem günstigen Bescheid aus dem Hotel und sagte:

„Jetzt werde ich dich nach Haus begleiten, Daisy."

„Nein, wir gehen noch ein wenig spazieren."

„Es wird zu spät werden, Daisy. Wo ist denn eure Villa?"

„Auf dem Weg nach Alt-Aussee, nicht weit. Komm, Schatzi!"

Sie gingen durch den schweigenden Park. Der volle Mond hatte ein silberglänzendes Netz über die Erde geworfen. Die Berge leuchteten, als wären sie von flüssigem Zucker überrieselt. Die ganze Welt hielt den Atem an, um den Rausch des Mondes nicht zu stören. Nur der Bach plätscherte und murmelte unablässig.

Sie schritten still und versonnen durch den breiten Silberstrom der beleuchteten Alleen; aber wenn sie in den Schatten tauchten, blieben sie stehen und küßten sich. Wie damals in den Donau-Auen.

Muntaniz betete zu irgendeinem Gott, an den er nicht glaubte:

„Herr, genug des Glückes."

Eine Turmuhr schlug. Sie zählten gemeinsam, es war elf Uhr.

Er sagte energisch:

„Du mußt nach Haus gehen, Geliebtes."

Sie klagte:

„Ach, Schatzi, es ist so furchtbar, daß wir jetzt auseinandergehen sollen. Ich möchte immer, immer bei dir bleiben.“

„Aber Kind!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte seinen Mund mit glühenden Küssen. Er fühlte ihren jungen, heißen Körper, der ihm zudrängte, sich ihm hingab.

Sie stammelte: „Ich hab' dich schrecklich lieb!“

Das Blut rauschte in seinen Schläfen. Die ganze Welt versank. Die Sterne erblaßten, und der gute alte Mond zog sich rasch ein Wölkchen über den Kopf.

Sie zerfleischten ihre Lippen mit trunkenen, gierigen Küssen. Nur jetzt nicht denken! Nicht denken!

Er dachte:

„Wir müssen vernünftig sein.“

Und dann sagte er laut, mit einer leeren, fremden Stimme, die er nicht kannte:

„Wir müssen vernünftig sein.“

Und er löste mit sanfter Gewalt ihre Arme.

Sie gingen schweigend bis zur Villa. Beim Tor sagte Daisy:

„Ich erwarte dich um halb neun auf dem Bahnhof. Schlaf' gut, Schatzi.“

Er küßte ihre Hand und flüsterte:

„Schlaf' auch gut, mein einzig Geliebtes.“

Dann verschwand sie.

Er ging wie in einem Taumel die Straße entlang. Der Mond hatte den Schleier wieder weggezogen.

Die Sterne strahlten und sangen. Sein Herz sang mit.

Er lag lange wachen Auges im Bett. Das halbe Zimmer war taghell beleuchtet. Überall rauschten die Brunnen.

Was war das für ein Tag, o gnädiger Himmel!

Nie wieder kommt ein solcher Tag.

Die dunkle, sanfte Stimme sprach zu ihm:

„Das sind die schönsten Stunden deines Lebens, Freund. Mehr hab' ich nicht zu schenken.“

Ganz sachte fielen ihm die Augen zu. Lauter rauschten die Brunnen.

24.

Als Muntaniz erwachte, mußte er sich erst zurechtfinden, wo er war. Er hatte nicht geträumt. Es war klare, lachende Wirklichkeit gewesen. Und ein ganzer seliger Tag lag noch vor ihm.

Daisy wartete schon, als er auf den Bahnhof kam.

„Guten Morgen, Langschläfer!" rief sie, und ihre blanken Augen strahlten. Er küßte ihr die Hand.

„Was sagst du zu dem Wetter, Schatzi? Der liebe Gott hat uns gern!"

Es war ein sonnbeglänzter, taufrischer Morgen.

Als sie in den Zug stiegen und ein ganz leeres Abteil fanden, huschelte sich Daisy wie ein schnurrendes Kätzchen in die Ecke und sagte:

„Jetzt ist es wie auf der Hochzeitsreise. Wir fahren immer weiter und weiter, Tag und Nacht, und wir gehen nie, nie mehr auseinander."

Er antwortete beklommen:

„Heute über ein Jahr, Geliebtes."

Ihr Gesicht wurde hart.

„Ein Jahr ist so schrecklich lang."

Er fragte:

„Glaubst du, daß Vater sein Wort halten wird?"

Sie erwiderte stolz:

„Papa ist ein Gentleman."

Nun begann er sie zu trösten. Ein Jahr wäre nicht gar so lang. Jetzt käme schon der Herbst, dann der Winter, und plötzlich wäre wieder der Frühling da.

Sie hörte ihm ungläubig zu und wiederholte:

„Ein Jahr ist so schrecklich lang."

Aber als der Zug haltmachte, sprang sie auf und rief mit ihrer frischen, lustigen Stimme:

„Schnell, schnell, wir müssen aussteigen!"

Sie standen auf der kleinen Station Gosaumühl und blickten dem davonfahrenden Zug so lange nach, bis er hinter einer Wegkrümmung verschwand.

Sie sagte träumerisch:

„Ich habe Eisenbahnzüge so gern."

Sie stiegen zum See hinunter und warteten auf die Überfuhr. Es war so still wie mitten in der Nacht. Kleine Wellen kamen in regelmäßigen Abständen an das Ufer gerollt, gurgelten ein bißchen und lösten sich wieder friedlich auf. Manchmal schnellte ein Fischlein aus dem Wasser, guckte die liebe Sonne an und tauchte wieder unter.

Sie standen, über das Geländer gebeugt, und starrten in das Wasser.

„Wenn man in das Wasser sieht, kann man sofort träumen."

Er antwortete verliebt:

„Ich sehe nur dein Bild im Wasser!“

Sie holte tief Atem und rief:

„Schön ist es hier, was? Wunderschön!“

Aber gleich darauf zog eine Wolke über ihr Gesicht.

„Es ist so traurig, Schatzi, daß wir nie mehr so wie heute hier stehen werden.“

„Ja warum denn nicht, Kind? Wir können nächstes Jahr gleich wieder herfahren.“

Sie strampelte zornig mit den Füßen.

„Nein, nein! Wir werden nie mehr herkommen.“

„Ja, was hast du denn, Daisy?“

Sie nahm seine Hand und streichelte sie zärtlich:

„Verzeih' mir, Schatzi, ich bin so nervös.“

Dann kam die Überfuhr.

Sie gingen über den schönen Solenweg nach Hallstatt. Daisy sang unaufhörlich wie ein vergnügter Vogel. Er brummte oft die zweite Stimme zu ihren Liedern. Wenn sich ein guter Ausblick auf den See bot, blieben sie stehen und schwiegen still. Manchmal brach Daisy mitten in einem Lied ab und sagte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt:

„Du, Schatzi, ich muß dir noch etwas sehr Wichtiges sagen.“

Er fragte ganz erstaunt:

„Ja, was denn?“

Sie zögerte ein wenig.

„Nämlich, es handelt sich darum, daß — ich dich schrecklich liebhabe.“

Und sie lachte und küßte ihn. Gleich darauf sang sie wieder ein übermütiges französisches Chanson oder ein melancholisches ungarisches Volkslied oder einen hämmernden Niggersong.

Aber am stolzesten war sie auf ein kleines dänisches Liedchen, das sie irgendwo aufgefangen hatte.

Einmal sagte sie:

„Weißt du, Schatzi, ich hätte viel Talent zur Varietésängerin.“

„Na, sei so gut.“

„Ja, wirklich. Ich stelle es mir sehr interessant vor. Ich würde rasend viel Geld verdienen.“

Er wurde ganz böse:

„Ich bitte dich, hör' auf, Daisy. Ich mag das nicht.“

Sie gab nicht nach.

„Aber Schatzi, wenn wir gar kein Geld haben werden?“

„Bitte, Daisy.“

„Ach, du verstehst gar keinen Spaß. Ich werde ja nur für dich ganz allein singen, abends, bevor wir Licht machen. Und tanzen werde ich auch für dich. Oh, ich tanze so gerne.“

Und sie ging im Two-step-Schritt, und Himmel und Erde tanzten mit ihr. Er sah berauscht ihrem bubenschlanken Körper nach, den die Sonnenlichter umspielten, und lief zu ihr und küßte sie auf den Hals.

Sie kamen erst mittags nach Hallstatt hinunter und fanden ein kleines, ruhiges Wirtshaus mit einem entzückenden Gärtchen hart am See. Hier war es schattig und kühl, während draußen die heiße Mittagssonne auf den weißen Straßen lag.

Gegen drei Uhr machten sie sich auf den Weg zum Waldbachstrub. Es war noch immer drückend schwül.

Nachdem sie eine gute halbe Stunde marschiert waren, sagte Daisy:

„Weißt du, Schatzi, wir brauchen eigentlich nicht bis zum Wasserfall zu gehen. Es ist so heiß, und ich bin ein bißchen müde. Legen wir uns lieber ein wenig im Wald nieder.“

Er war mit ihrem Vorschlag sehr zufrieden. Sie suchten, abseits vom Weg, mitten unter Tannen ein schönes, moosiges Plätzchen und setzten sich nieder. Daisy spannte ihren Sonnenschirm auf und erklärte:

„Das ist jetzt unsere Wohnung.“

Sie legte ihren Kopf auf seinen Arm und flüsterte selig:

„So ist es schön.“

Er küßte ganz sachte ihre Stirn, ihre Haare, die Nase und die Wangen und die roten, sehnsüchtigen Lippen.

Sie hauchte, kaum daß er es verstehen konnte:

„Ich bin so glücklich, Schatzi!“

Dann schloß er ihre Augen mit leisen Küssen. Sie schlief. Er sah lange, lange in das süße, schlafgerötete Gesicht und betete inbrünstig: Nichts verlange ich von dir, barmherziges Schicksal, nichts wie dieses Geschöpf. Laß mich krank und elend werden, schlage mich mit Bitternissen, mit Sorgen und Erniedrigungen, mit Qualen jeder Art, alles, alles will ich demütig tragen, o Schicksal, nur lasse mir diese da!

Muntaniz betete, daß es einen Gott geben möge, den man um Schutz und Hilfe anflehen könnte. Er kam sich plötzlich, während die Geliebte schlief, ganz hilflos und verlassen vor. Er hatte das Gefühl, daß ihm der Schlaf von den wenigen Stunden des Beisammenseins kostbare, unwiederbringliche Augenblicke wegstahl. Und er neigte seinen Kopf tiefer, um

den Atem der Geliebten zu atmen und ihr Herz lauter schlagen zu hören.

Als sie erwachten, war die Sonne schon tief gesunken. Sie sahen sich in die Augen und begannen zu lachen.

„Jetzt haben wir die schönste Zeit verschlafen, Schatzi!"

„Die kommt erst, Daisy."

Sie stützte den Kopf auf ihre Hand und sagte:

„Ich wollte, wir könnten das ganze nächste Jahr so verschlafen!"

Dann sprang sie auf und fragte:

„Sag', Schatzi, wie spät ist es eigentlich?"

„Sechs Uhr vorbei."

„Dann müssen wir gehen. Um halb acht Uhr kommt unser Zug."

Sie marschierten nach Hallstatt zurück und bestiegen das Dampfboot, um zur Station zu fahren. Die Sonne war verschwunden, und vom Dachstein her zog dunkles Gewölk auf. In den Häusern flammten allmählich die Lichter auf, knapp am See beginnend, so daß sie sich im Wasser spiegelten, und den Hallstätter Berghang ansteigend.

Daisy sagte: „Es wird regnen."

Er dachte: Der Abend ist da. Wo waren die beiden seligen Tage geblieben? Wie ein Hauch, wie ein jähes Augenaufschlagen waren sie vorübergegangen.

Ein kalter Wind hatte sich erhoben.

„Wie kühl es ist", sagte Daisy und schmiegte sich enger an den Geliebten.

Als sie im Zug saßen, war es schon ganz dunkel. Die ersten Regentropfen schlugen an das Fenster.

Sie sahen schweigend in die gleitende Nacht hinaus und hielten ihre fiebernden Hände umschlungen.

In Aussee regnete es bereits in Strömen. Sie nahmen einen Wagen und fuhren zum Hotel.

Er fragte:

„Wo wollen wir nachtmahlen, Geliebtes?"

„In deinem Hotel, im Speisesaal. Ich fahre bloß nach Haus, um meinen Regenmantel zu holen."

Im Saal saßen wenige Leute. Es war frostig und ungemütlich. Daisy aß nur einige Bissen und blickte unverwandt auf den Geliebten, der ein mühsames Gespräch aufrechtzuhalten suchte.

„Mir ist so kalt", klagte sie.

Sie tranken Wein. Er schmeckte schal und leer.

„Du mußt mir jeden Tag schreiben, Geliebtes.“

„Ja“, antwortete sie gequält.

„Wenn es bloß eine Karte ist, auf der dein Name steht, so bin ich zufrieden. Ich will nur wissen, daß du lebst, daß du an mich denkst.“

„Ja, Schatzi.“

„Ich denke immer an dich, ich zittere immer um dich, und wenn ich schlafe, träume ich von dir.“

Sie nahm seine Hand und sagte mit zuckenden Lippen:

„Du bist so gut, Schatzi.“

„Ich habe nichts auf der Welt wie dich, Daisy. Mein Leben bist du. Wenn du mich aufgibst, bin ich verloren.“

Sie führte seine Hand zu ihrem Mund und küßte sie, ehe er es verhindern konnte.

„Ich werde dich immer liebhaben, Schatzi.“

Nun hatten sie einander nichts mehr zu sagen. Er beschloß, die Qual dieser letzten Stunden abzukürzen.

Es war eine zwecklose Marter.

„Geliebtes, es ist zehn Uhr. Ich werde dich nach Haus begleiten und dann zur Bahn fahren.“

Sie rief angstvoll:

„Nein, nein!“

„Sei doch vernünftig, Kind.“

„Nein, nein! Ich will nicht nach Haus, ich werde dich begleiten.“

„Du kannst doch nicht um Mitternacht allein vom Bahnhof nach Haus fahren.“

„O ja! Mir geschieht nichts. Ich fürchte mich nicht.“

„Was wird denn die Dienerschaft sagen?“

„Das ist mir ganz egal. Sei nicht kleinlich, Schatzi. Bitte, bitte, ich will noch mit dir sein.“

Er konnte sie von ihrem Plan nicht abbringen.

Sie fuhren miteinander zum Bahnhof. Sie lag an seinem Hals und schluchzte während der ganzen Fahrt. Er versuchte vergeblich, sie zu beruhigen.

Nun kauerten sie allein in einem Winkel des kalten, nüchternen Wartesaals. Unablässig plätscherte der Regen auf das Dach, und die kleine elektrische Signalglocke bimmelte ohne Unterbrechung ihre trostlose Melodie der Ungeduld.

Es war noch eine ganze Stunde Zeit bis zur Ankunft des Zuges.

An der Wand, ihnen gegenüber, hing das große Plakat einer Schiffahrtsgesellschaft. Ein unwahrscheinlich großer

Dampfer schaukelte auf märchenhaft blauen Wellen. Daisy starrte unverwandt das bunte Bild an und sagte:

„Ich ertrage es nicht, Schatzi."

Da er keine Antwort wußte, wiederholte sie:

„Ich ertrage es nicht, Schatzi, ein ganzes Jahr fern von dir zu leben."

Er wollte sie begütigen.

„Das Jahr wird vorübergehen. Wir müssen vernünftig sein, Geliebtes."

Sie rief in maßloser Erregung:

„Ich will nicht vernünftig sein. Ich kann nicht vernünftig sein. Ich will bei dir, mit dir sein, immer, immer."

Er streichelte fassungslos ihre Wangen.

„Ja — Daisy — Geliebtes — —"

Sie packte ihn hart an der Schulter und flehte:

„Nimm mich mit, Schatzi! Laß mich nicht hier! Ich will mit dir gehen, wohin du willst. Ich will hungern und betteln und sterben mit dir, aber nimm mich nur mit!"

Er senkte den Kopf, als könnte er den Sturm ihrer Worte nicht ertragen.

„Daisy, ich bitte dich, was sprichst du? Beruhige dich, um des Himmels willen!"

Ihre Finger krampften sich fester in sein Fleisch.

„Nimm mich mit, Schatzi!"

Er faßte sich und sprach ihr zu wie einem fieberkranken Kind.

„Wie stellst du dir das vor, Geliebtes? Wir können doch nicht wie Diebe in der Nacht davonlaufen. Ich habe deinem Vater mein Wort gegeben. Ich kann nicht stehlen. Ich kann mein Wort nicht brechen."

Sie wiederholte immer nur:

„Nimm mich mit, Schatzi!"

„Es ist Wahnsinn, Geliebtes. Dein Vater kann mich wegen Entführung verfolgen."

Sie sagte überzeugt:

„Papa wird uns nicht verfolgen."

„Bedenk' doch, Daisy! Eine Komtesse Sarkány kann nicht bei Nacht und Nebel vom Haus weglaufen."

Sie machte eine wegwerfende Bewegung:

„Ach!"

„Und die Gräfin Muntaniz darf es noch weniger."

Sie sagte verzweifelt:

„Du bist so kleinlich, Schatzi. Was gehen uns die Leute an!"

Er antwortete fest und entschlossen:

„Ich muß für dich vernünftig sein, Daisy. Ich habe kein Recht, dich in Abenteuer zu stürzen. Du selber würdest es mir nie verzeihen, wenn ich dir heute nachgäbe. Du bist unerfahren und kennst das Leben nicht."

Sie blickte starr in die Luft und sagte:

„Es ist alles, alles nicht wahr."

Und dann umklammerte sie ihn ein letztes Mal, wie eine Ertrinkende, mit angstverzerrtem Gesicht, über das die Tränen herabstürzten, und bat mit wunder, bebender Stimme:

„Nimm mich mit, Schatzi!"

Der Portier öffnete die Tür des Wartesaals und rief dröhnend:

„Schnellzug über Steinach—Irdning—Selztal—Amstetten—St. Pölten nach Wien!"

Daisy ließ ihre Arme sinken. Ihr Gesicht wurde hart und steinern.

Er stand ratlos vor ihr. Sein Herz hämmerte bis zum Hals hinauf. In seinen Augen brannten ungeweinte Tränen. Es war Irrsinn, jetzt wegzufahren. Besser, man ginge in den Wald und schösse sich tot. Von ferne hörte man ein dumpfes Brausen, durch Nacht und Regen.

Daisy sagte tonlos:

„Dein Zug kommt, Schatzi."

Und dann: Verzeih mir, Schatzi. Ich war so dumm. Du hast ja recht. Sei nicht böse."

Er küßte sie und war auf einmal schwach und müde und alt.

„Leb' wohl, mein Alles!"

Er hätte jetzt noch so viel zu sagen gewußt, das er zu sagen vergessen hatte, aber seine Kehle verweigerte den Dienst.

Nun standen sie im strömenden Regen auf dem Bahnsteig. Der Zug hielt. Eine Wagentür wurde aufgerissen.

Er küßte sie. Wie blaß Daisy Sarkány war.

„Behalt' mich lieb, Daisy."

Eine fremde Stimme kam von weit her:

„Ich werde dich immer liebhaben."

Ein Laternenlicht wurde hochgeschwungen. Jemand pfiff, kurz und eindringlich.

Er lehnte aus dem Fenster des fahrenden Zuges und schrie in plötzlicher Todesangst:

„Schreib' mir!"

Aus einem schmalen Regenstreif kam die Antwort, windzerrissen:

„Ja, Schatzi.“

Er schloß das Fenster und sank erschöpft auf die Bank.

Die Räder sangen im gleichmäßigen Takt:

„Narr ... Narr ... Narr ... Narr ...“

25.

Als Muntaniz nach Wien kam, fand er einen Brief seines Trainers, der ihm mitteilte, daß Imperator wieder gesund wäre. Er hätte die regelmäßige Arbeit aufgenommen und könnte bis zum Freudenauer Septembermeeting fit gemacht werden. Als Debüt schlug Tuckett das Neulingsrennen vor.

Muntaniz las den Brief zweimal, ehe er begriff, um was es sich handelte. Die Rennen und sein Pferd und alle Gewinnmöglichkeiten waren ihm mit einemmal gleichgültig geworden. Er sah jetzt klar, daß es sich nicht darum handelte, viel Geld zu machen. Es ging um etwas ganz anderes. Er war in der Lage eines Wanderers, der nach vielen Stunden eines mühseligen Marsches erkennt, daß er einen falschen Weg eingeschlagen habe. Er müßte eigentlich den ganzen langen Weg zurückgehen oder auf gut Glück die falsche Fährte bis ans Ende verfolgen. Muntaniz tat keines von beiden. Er setzte sich an der Stelle nieder, wo er seinen Irrtum erkannt hatte, und wartete.

Er schrieb dem Trainer, daß er mit seinen Vorschlägen einverstanden wäre.

Wenn Muntaniz in der Stille seines Heims die einzelnen Phasen seines Aufenthalts in Aussee überdachte, so mußte er sich das Zeugnis ausstellen, daß er als Ehrenmann, als Kavalier, als Verlobter einer jungen Dame aus vornehmem Geschlecht einwandfrei gehandelt hatte. Kein Mann von Charakter hätte sich an seiner Stelle anders benehmen dürfen. Es ging nicht an, einer Laune, einer nervösen Überspannung zuliebe die Zukunft Daisys zu gefährden. Dennoch wurde Muntaniz seines Sieges nicht froh. Irgendwo mußte ein Rechenfehler verborgen liegen. Vielleicht war es ein grobes Vergehen, die Abwesenheit des Vaters zu einem zweitägigen, ungestörten Beisammensein auszunutzen. Vielleicht war es nur eine Bequemlichkeit des Herzens oder die feige Angst vor der Verantwortlichkeit oder die kalte Besonnenheit des älteren Menschen, die ihn über die Stimme des Blutes siegen ließen.

Eines wurde Muntaniz klar: Es war ausgeschlossen, noch ein ganzes langes Jahr die Hände in den Schoß zu legen und

zu warten. Man konnte ein Geschöpf wie Daisy Sarkány nicht in eine Schachtel einsperren, um sie erst nach zwei Jahren zu öffnen. Er beschloß, mit Sarkány zu reden, Mann zu Mann. Wenn er jetzt nicht nachgab, dann war Muntaniz jeder Schuld ledig. Dann brauchte er vor keinem Schritt der Unbesonnenheit oder Gewalt zurückzuschrecken.

Keineswegs durfte er die Dinge überstürzen. Im Lauf des Herbstes ergab sich zweifellos eine ungezwungene Möglichkeit, mit Sarkány zu sprechen.

Und Muntaniz tat das, was nur die ungestählten und erschöpften Wanderer tun, wenn sie sich verirren: Er setzte sich nieder und wartete, in Gottes Namen.

Er wartete auf die Nachrichten, die von Daisy kamen.

Am zweiten Tag nach seiner Rückkehr nach Wien erhielt er einen Brief von ihr. Sie schilderte, wie traurig ihre Fahrt vom Bahnhof nach Haus gewesen wäre. Sie habe die ganze Nacht geweint. So ein zweitägiges Beisammensein sei schlimmer als ständige Trennung. Sie schäme sich jetzt. Er möge ihre Dummheiten entschuldigen. Sie sei an jenem Abend besinnungslos gewesen. Dann rief sie ihm einige Episoden von ihren Ausflügen in die Erinnerung zurück. Am Schluß stand ein lustiges Postskriptum: „Spiel' nicht zu viel, Schatzi, sonst muß ich zum Varieté gehen. Du weißt!"

Dieser Brief gab Muntaniz vollständig recht, und er begann sich seiner Besonnenheit zu freuen. Man muß zu allen Dingen Distanz gewinnen, sagte er sich, wenn man sie richtig beurteilen will.

In ihrem nächsten Schreiben klagte Daisy, daß ihr Aussee verleidet worden wäre. Jeder Weg und jeder Baum erinnerten sie an ihn und erweckten unerträgliche Sehnsucht. Sie hätte deswegen den Vorschlag Papas, eine kleine Reise zu unternehmen, mit vielen Freuden angenommen. Die schreckliche Zeit der Trennung würde dadurch in angenehmer Weise abgekürzt. Sie freute sich auf die Reise, die nach München und Frankreich ginge. Sie würde ihm ebensooft wie von Aussee schreiben. Papa wäre jetzt sehr nett.

Muntaniz war mit der Reise sehr einverstanden. Die Geliebte würde ruhiger und bedächtiger werden und, wenn sie die Lage der Dinge klaren Auges überblickte, eine friedliche Entwicklung jeder stürmischen Gewaltmaßregel vorziehen. Nichtsdestoweniger wollte er seinen Entschluß, mit Sarkány zu sprechen und eine frühere Vereinigung zu erreichen, nicht aufgeben.

Er hatte in diesen Tagen, nachdem er die beiden Briefe erhalten hatte, das Gefühl der Sicherheit und des Friedens. Er wußte jetzt, daß Daisys Liebe stark genug war, um jedes Opfer zu bringen und jeden Widerstand zu brechen. Er bangte nicht mehr davor, ihre Liebe zu verlieren, die durch die kurze Trennung nur gefestigt werden mußte. Ferdinand Muntaniz schritt aufrecht und zuversichtlich der Zukunft entgegen.

26.

Herr Adolf Hermelin hatte eine Entdeckung gemacht, die für seine Karriere von entscheidender Wichtigkeit war: Sein Instinkt hatte ihn auf die Spur des jungen Engländers geführt, der sich Mr. Edwards nannte. Er war zum erstenmal auf ihn aufmerksam geworden, als er für Muntaniz Imperator im Bon-ami-Rennen wetten sollte und keine Odds mehr bekam. Ein junger Engländer, namens Edwards, hatte damals am Abend zuvor große Beträge auf Imperator angelegt und den Kurssturz bewirkt. Das war allerdings alles, was Hermelin in Erfahrung bringen konnte. Keiner seiner Vertrauensmänner wußte ihm zu sagen, wer dieser Engländer war und für wen er arbeitete.

Ein plumper Zufall brachte Hermelin seinem Ziel einige Schritte näher. Er stand eines Vormittags in der Nähe des Hotel Bristol, um auf seinen Vater zu warten, dem er eine Mitteilung machen wollte. Der alte Hermelin war Dienstmann und hatte seinen Standplatz auf dem Kärntnerring. An Renntagen war er allerdings nur auf dem Zweikronenplatz in der Nähe der Auszahlungskassen zu finden, wo er das einträgliche Geschäft eines Eskompteurs betrieb. Er löste gegen ein kleines Entgelt die siegreichen Tickets ein, die ihm die bequemen und leichtsinnigen Gewinner gern zur Auszahlung übergaben, um das Warten und Drängen bei den Kassen zu ersparen. Während Hermelin seinen Vater erwartete, den offenbar eine Dienstreise von seinem Standplatz entfernt hatte, trat ein eleganter Engländer in Gesellschaft einer sehr schönen jungen Frau und einer würdigen älteren Dame aus dem Hotel. Sie blieben vor dem Eingang in der Nähe Hermelins stehen und sprachen miteinander. Da Hermelin die drei Sprachen, die für den internationalen Turfschwindel unentbehrliche Behelfe sind, nämlich Tschechisch, Ungarisch und Englisch, zur Genüge beherrschte, so gelang es ihm, einige Brocken des Gesprächs aufzufangen. Die Herrschaften sprachen von Pferden und Wetten. Dieser Umstand genügte, um Hermelins vollste Aufmerksamkeit zu erregen.

Als sich die drei Leute in Bewegung setzten, war Hermelin fest entschlossen, ihnen zu folgen. In diesem Augenblick kam der alte Hermelin. Sein Sohn konnte ihm noch zuflüstern: „Frag' den Portier, wer der Mensch ist", und machte sich an die Verfolgung. Bei der Oper verabschiedete sich der junge Mann von den beiden Damen, die ihren Weg in die Kärntner Straße nahmen. Hermelin blieb dem Engländer auf den Fersen. Der junge Mann ging zuerst in ein Kaffeehaus, an dessen Kasse er einen Brief und ein Telegramm behob, die er auf der Straße öffnete und las. Da Hermelin in diesem Kaffeehaus unglücklicherweise keine Bekannten unter den Kellnern hatte, konnte er seinen Mann nicht agnoszieren.

Der nächste Weg führte den Engländer in das Büro der Buchmacherfirma Österreicher. Hermelin konnte ihm folgen, ohne Verdacht zu erregen. Er verlangte von dem Angestellten eine Starterliste französischer Pferde, die er scheinbar eifrigst zu studieren begann, ohne sein Opfer aus den Augen zu lassen. Der Engländer wurde aber in das Privatkontor des Chefs geleitet. Es war nichts zu machen. Hermelin verließ das Büro und wartete auf der Straße. Er war mit den bisherigen Resultaten sehr zufrieden, denn daß er einem großen Macher auf der Spur war, stand bei ihm fest. Einen gewöhnlichen Wald- und Wiesenwetter empfing Österreicher nicht in seinem Allerheiligsten.

Nach einer halben Stunde verließ der Engländer das Büro und begab sich zu dem Buchmacher Herzog. Hermelins Herz jauchzte. Bei Herzog war ein Clerk beschäftigt, der ein entfernter Verwandter und guter Freund von ihm war. Mit Schauder, so hieß der Clerk, war das Spiel gewonnen. Hermelin trat nach dem Engländer in das Büro. Der junge Mann, den Schauder empfing, verlangte den Chef zu sprechen.

Als der Engländer in dem Zimmer des Chefs verschwunden war, fragte Hermelin den Clerk geheimnisvoll:

„Kennst du den Sege?"

„Nein. Er ist heute zum dritten Male da; er wettet viel im Ring."

„Du mußt herausbringen, was er wettet. Es wird nicht dein Schaden sein, Schauder."

Hermelin ging strahlend weg. Er hatte zweifellos einen guten Fang gemacht. Er suchte seinen Vater auf, dem es inzwischen dank seinen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Nigger des Hotels gelungen war, den Namen des Engländers festzustellen.

„Der Mann heißt Edwards“, berichtete er seinem Sohn.

Hermelin triumphierte. Der blinde Zufall hatte ihm den vielgesuchten Mr. Edwards mühelos in die Hände gespielt.

Die nächste Aufgabe Hermelins bestand darin, auszukundschaften, für wen Edwards wettete. Solange er nicht wußte, wessen Aufträge der Engländer ausführte, waren seine bisherigen Informationen ziemlich wertlos.

Hermelin hatte es sich längst abgewöhnt, auf dem Rennplatz die Pferde anzusehen und kritisch zu mustern. Er hatte nur Aug' und Ohr für die Menschen, die die Fäden des Spiels in ihren Händen hielten. Er umkreiste die Trainers und Jockeis, er schlich ihren Frauen oder Freundinnen nach, er stellte sich zu einer Gruppe von Rennstallbesitzern, als ob er zu ihnen gehörte, und er holte die kleinen böhmischen oder ungarischen Stallburschen aus. Es war ihm ein leichtes, Mr. Edwards zu beobachten, den er jetzt sofort in Gesellschaft der beiden Damen entdeckte. Am ersten Tag konnte er nichts Auffälliges bemerken. Mr. Edwards hatte nur einmal seine Loge verlassen und war in den Ring gegangen, um zu wetten. Was er gewettet hatte, konnte Hermelin freilich nicht sehen. Es war aber, wie sich nachträglich herausstellte, das Richtige gewesen, denn er trat nach dem Rennen wieder in den Wettraum, um seinen Gewinn einzuziehen. Als Hermelin ihn mit einem Bündel Banknoten herauskommen sah, stand der Entschluß bei ihm fest, ebenfalls in den Ring zu gehen. Er wußte wohl, daß ihm dies einige Schwierigkeiten bereiten dürfte, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß der Kassierer ihm die Wettkarte verweigern würde, wenn er sich in seinem schäbigen Rock mit ausgefransten Hosen präsentierte.

Aber für Adolf Hermelin gab es keine Schwierigkeiten, wenn es galt, eine gewinnbringende Möglichkeit auszunutzen.

Hermelin wohnte in einem riesenhaften, schmierigen Zinshaus in der Schreigasse, in jenem Viertel der Leopoldstadt, das sich seinen Ghettocharakter ungeschmälert zu erhalten verstanden hat. Das Haus war von über fünfzig Parteien bewohnt, und in den Höfen und auf den Stiegen krabbelten zu jeder Tageszeit unzählige verwahrloste Kinder herum. Die Mieter waren kleine Handwerker, Hausierer, Dienstmänner, Kellner, Händler mit alten Kleidern, mit Knochen oder Hadern, Wucherer, Hehler, Pfandscheinbelehner und Leute ohne erkennbaren Beruf. Das ganze Haus starrte vor Schmutz und Ungeziefer und roch nach Knoblauch und Zwiebel. Vom frühen Morgen bis weit nach Mitternacht summte und schwirrte und lärmte es in dem Haus

wie in einem gigantischen Bienenkorb. Ehekämpfe wurden auf offenem Gang vor den neugierigen Nachbarn ausgetragen, beim Wasserholen stritten die Weiber miteinander, die Händler schrien sich wegen zwei Hellern die Kehlen wund, die Betrogenen stöhnten und riefen Gott um Hilfe an, die Betrüger schworen beim Leben ihrer Kinder und Kindeskinder, jeden Augenblick gab es johlende Balgereien zwischen Brüdern oder Schwestern, Väter prügelten ihre Töchter, Söhne ihre Mütter, und die späte Nacht wurde von rätselhaften Schreien zerrissen.

Hier wohnte Adolf Hermelin, seitdem er mit seinem Geschäft Schiffbruch gelitten hatte. Die Wohnung lag im vierten Stockwerk und bestand aus einem Zimmer und einer Küche. In dem Zimmer schlief er mit seiner Frau. Dem alten Hermelin wurde auf dem ächzenden Diwan eine Lagerstätte bereitet. Der jüngere Bruder des Hausherrn, der keinen Beruf hatte und nur mit dem Verkauf von Rennprogrammen einige Heller verdiente, schlief in der Küche.

An dem Tag, da Hermelin beschlossen hatte, Ringbesucher zu werden, kehrte er nachdenklich und versonnen nach Haus zurück. Beim gemeinschaftlichen Abendessen brachte er seine Idee vor. Er schilderte in farbensatten Bildern die unerhörten Vorteile, die sich für alle ergeben würden, wenn er in den Ring gehen könnte. Freilich müßte er zu diesem Zweck ganz neu ausgestattet werden, aber die geringen Kosten, die seine Verwandlung in einen Gentleman erforderten, würden zuverlässig tausendfache Zinsen tragen. Frau Hermelin, eine trotz ihrer Jugend gänzlich aus der Form geratene Rotblondine, die jahraus, jahrein mit vielem Behagen denselben Schlafrock trug, sprach sich kurz und bündig gegen das Projekt ihres Mannes aus. Sie witterte mit dem sicheren Instinkt der Frau die Gefahr der Entfremdung. Der alte Hermelin, ein weitsichtiger, unternehmungskühner Mann, der die Welt vom Standplatz des Kärntnerrings betrachtete, billigte die Idee seines Sohnes vollkommen. Er ging so weit, daß er sich bereit erklärte, von dem ihm anvertrauten Betriebskapital, dessen er zur Abwicklung seines Eskomptegeschäftes auf dem Rennplatz bedurfte, fünfzig Kronen wegzunehmen und seinem Sohn vorzustrecken. Hermelin küßte dem Vater dankbar die Hand. Frau Hermelin schmollte. Es handelte sich jetzt darum, eine wirklich vornehme und elegante Ausstattung herbeizuschaffen. Vater Hermelin wußte auch hier Rat. Er hatte einen Bekannten, der im Stockwerk unter ihnen wohnte, einen gewissen Jonas Wassertrilling, der als Ausrufer in einem Kleidergeschäft der Judengasse

angestellt war. Der Mann wußte zweifellos, was die Mode des Tages verlangte, und konnte Hermelin mit Rat und Hilfe tatkräftig zur Seite stehen. Am nächsten Morgen erschien Hermelin in der Judengasse vor dem Trödlergeschäft, in dem die Kavaliere ihre alten Kleider ablegten, und wurde von Herrn Wassertrilling mit gutmütiger Gönnermiene empfangen. Als Hermelin reden wollte, sagte Herr Wassertrilling:

„Du brauchst mir nichts zu erzählen, dein Vater hat mir schon alles gesagt. Ich weiß, du willst Hochstapler werden."

Hermelin lächelte geschmeichelt und folgte ein wenig erregt Herrn Wassertrilling in das Lokal.

Herr Wassertrilling musterte den Käufer vom Kopf bis zu den Füßen, nahm gleichsam mit den Augen das Maß, versank in kurzes Nachsinnen und holte dann mit einem plötzlichen Entschluß einen Stoß Kleider aus einer Ecke hervor.

„Hier muß dein Anzug sein", erklärte er mit Bestimmtheit.

Es fand sich wirklich ein streng englischer Sakkoanzug, der Hermelin sofort in die Augen stach. Er probierte ihn, und es ergab sich, daß das fürstliche Gewand ihn ausgezeichnet kleidete. Der Rock war freilich ein wenig zu weit und die Hosen zu lang, aber der Verkäufer erklärte, daß ein englischer Anzug bequem sein müsse. Für das ganze Meisterstück verlangte Herr Wassertrilling den Spottpreis von sechzig Kronen. Hermelin sah ihn mitleidig von oben bis unten an und würdigte ihn keiner Antwort. Er traf im Gegenteil Anstalten, das Lokal zu verlassen. Erst als Wassertrilling bei fünfzig Kronen angelangt war, begann Hermelin zu toben und zu rasen. Der Verkäufer erklärte:

„Das ist der äußerste Preis, den ich dir machen kann. Du mußt dir das Stück nur genau anschauen. Da, bitte, alles auf Seide gearbeitet. Ich verlier' meinen Posten, wenn ich den Anzug um fünfzig Kronen verkauf'. Einen Anzug von Poole in London. Weißt du, wer Poole in London ist?"

Hermelin mußte kleinlaut verneinen.

Nach einer halben Stunde wurden sie trotz allen Meinungsverschiedenheiten handelseins. Hermelin bezahlte für den Anzug von Poole in London neununddreißig Kronen und fünfzig Heller. Außerdem erstand er einen wahrhaft vornehmen steifen Hut von A. J. White in London um den mäßigen Preis von zwei Kronen und ein Paar amerikanische Clapp-Schuhe mit richtigen Bulldoggkappen um vier Kronen. Die alten Kleider versprach Herr Wassertrilling abends nach Haus zu bringen.

Als Hermelin den Kleidersalon verließ, ein englischer Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, hatte er das deutliche Gefühl von Scham. Ein Mann, der so gekleidet war wie er, durfte nicht in der Judengasse gesehen werden. Wie ein Dieb flüchtete Adolf Hermelin aus dem verräterischen Viertel. Er begab sich zu einem Friseur und ließ sich den Schnurrbart englisch stutzen und das widerspenstige Haar mit Hilfe einer halben Stange Pomade glatt scheiteln. Er war mit dem Bild, das ihm der Spiegel zeigte, sehr zufrieden. Er sah aus wie ein unterernährter Engländer, den seine Geschäfte allzuhäufig nach Syrien und Palästina geführt hatten. Eines stand jedenfalls fest: Kein Kassierer der Welt konnte ihm jetzt die Eintrittskarte in den Wettring verweigern.

Als Hermelin abends nach Haus kam, war es eine richtige Sensation. Das ganze Haus in der Schreigasse brüllte vor Lachen. Die Leute ließen ihre Arbeit, ihre Streitigkeiten, ihre Sorgen und Betrügereien im Stich und liefen auf den Gängen und Stiegen und in den Höfen zusammen, um den kostümierten Hermelin zu sehen. Er schritt würdig und gemessen, wie es einem englischen Gentleman zukommt, durch das lachende und johlende Spalier und hatte für das wüste Treiben nur Blicke der grenzenlosesten Geringschätzung.

Der alte Hermelin sagte voll väterlichen Stolzes:

„Du könntest ruhig im Hotel Bristol wohnen.“

Der Bruder erklärte mit Sachverständigenmiene:

„Kein Mensch möcht' erkennen, daß du ein Jud bist.“

Die gute dicke Frau Hermelin aber verliebte sich von neuem in ihren schmucken Engländer.

Am nächsten Renntag löste sich Hermelin eine Karte für den Wettraum, die man ihm anstandslos ausfolgte, und harrte der Dinge, die kommen würden. Während der ersten vier Rennen saß der junge Engländer in Gesellschaft der beiden Damen ruhig und gleichgültig in seiner Loge, so daß Hermelin schon fürchtete, die zehn Kronen für die Wettkarte vergeblich geopfert zu haben. Endlich verließ Mr. Edwards die Tribüne und blieb, ganz vertieft in das Studium des Rennprogramms, inmitten des Weges stehen, der vom Wagraum zum Paddock führte. Hermelin umlauerte ihn wie ein hungriges Raubtier. Es war ihm klar, daß in den nächsten Sekunden irgendeine Verständigung zwischen dem Engländer und seinen Auftraggebern erfolgen würde. Seine Vermutung bestätigte sich. Jockei Copper kam, mißmutig wie immer, von der Wage und ließ in der Nähe des Engländers seine Peitsche fallen. Mr. Edwards nahm davon nicht die

geringste Notiz. Er studierte unentwegt sein Programm, so daß Hermelin beinahe versucht war, an eine Zufälligkeit des Fallenlassens der Peitsche zu glauben. Um dieses Zeichen zu bemerken, hätte der Engländer auch nicht die Tribüne verlassen müssen. Wenige Minuten nach dem Vorbeigehen Coppers schritt der Engländer langsam zum Wettring. Da sich außer dem Fallenlassen der Peitsche absolut nichts Verdächtiges bemerkbar gemacht hatte, so schien es Hermelin jetzt sicher zu sein, daß Jockei Copper der Auftraggeber war. Er folgte dem Engländer in den Ring.

Das Pferd, das Jockei Copper ritt, war erster Favorit. Mr. Edwards aber wettete das Pferd, auf dem Jockei Atchinson im Sattel war, einen Außenseiter, der 8 : 1 stand. Hermelin war auf das äußerste überrascht. Er wußte ebensogut wie alle Welt, daß Copper und Atchinson Todfeinde waren. Und nun sollte Copper in einem Rennen, in dem er selber die erste Chance hatte, das Pferd wetten lassen, auf dem sein Gegner saß? Hermelin begann an seinen Schlüssen irre zu werden, aber da er kein Mann der halben Tat war, kaufte er sich jedenfalls ein Tickett um zehn Kronen auf den Sieg des Außenseiters.

Jockei Atchinson gewann das Rennen, während Copper unplaciert war. Hermelin bekam für zehn Kronen hundertvierzehn. Er hatte immerhin die Kosten gedeckt, die die Beobachtung des Engländers erfordert hatten. Und er wußte jetzt auch, daß nur Atchinson oder Copper die Auftraggeber des Engländers sein konnten.

Während seines Aufenthalts in Vöslau hatte Hermelin dann Schritt für Schritt alles herausgebracht, was er wissen wollte. Der Sieg Rampurs über Carissimo war die letzte Bestätigung gewesen. Mr. Edwards wettete für Copper und für Atchinson. Die junge, schöne Frau in seiner Gesellschaft war die Gattin Atchinsons und zugleich die Schwester Coppers, die würdige alte Dame war ihre Mutter. Copper und Atchinson aber waren die besten Freunde und Schwäger, die man sich nur denken konnte.

27.

Muntaniz hatte seit acht Tagen keine Nachrichten von Daisy erhalten. Der letzte Brief, der einige Reiseerlebnisse und Stadteindrücke enthielt, stammte aus München, dann kam eine Ansichtskarte aus Lourdes und vor acht Tagen eine Karte aus San Sebastian. Auf dieser Karte stand:

„Hier ist es wundervoll. Viele Grüße und K. Daisy."

Muntaniz war im höchsten Grad beunruhigt und nervös. Er konnte sich das Stillschweigen der Geliebten nur mit einer Erkrankung erklären. Wenn sie krank war, konnte sie allerdings ohne Wissen ihres Vaters keine Briefe an ihn befördern. Aber seine Unruhe und Nervosität wuchs von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Er schlief schlecht, und bange Träume quälten ihn. Er stand schon um sieben Uhr morgens auf, um die erste Briefaustragung nicht zu versäumen. Wenn er seine Wohnung verließ, kehrte er längstens nach einer Stunde wieder zurück, als ob ihn eine wichtige Nachricht daheim erwartete. Vom zehnten Tag angefangen, wagte er es überhaupt nicht mehr, auszugehen. Er verbrachte den Tag damit, den Briefträgern aufzulauern. Er saß beim Fenster, zündete eine Zigarette an der andern an und bewachte den Hauseingang. Wenn der Postbote sichtbar wurde, klopfte sein Herz stärker. Er lief in das Vorzimmer und spähte durch das Guckfenster, ob der Briefträger zu ihm käme. Er ging zumeist an seiner Tür vorbei oder brachte nur gleichgültige Nachrichten. Dann begab sich Muntaniz in tiefster Entmutigung wieder auf seinen Beobachtungsposten. Das Mittagessen ließ er sich aus einem kleinen Wirtshaus holen, aber sehr oft trug der Diener die Speisen unberührt wieder hinaus. Den wackeren Villgrattner erfüllte das Treiben seines Herrn mit großer Besorgnis. Abends, wenn jede Möglichkeit, daß noch ein Brief kommen könnte, geschwunden war, setzte Muntaniz seine Hoffnungen auf den Depeschenboten. Ein Telegramm konnte zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht kommen. Er hatte einen so leisen und unruhigen Schlaf, daß er sofort erwachte, wenn die Nachtglocke beim Hausmeister ging. Er setzte sich im Bett auf und horchte erregt, ob an seiner Wohnungstür angeläutet würde.

Am fünfzehnten Tag verließ Muntaniz mit einem jähen Entschluß das Haus. Seine Wohnung und das trostlose vergebliche Warten machten ihn wahnsinnig. Er mußte frische Luft schöpfen. Es schien ihm plötzlich zwecklos, noch auf einen Brief zu warten. In einem halben Monat entscheidet sich jede Krankheit. Daisy mußte schon gesund sein, wenn sie nicht gestorben war. Aber in diesem Fall hätten die Zeitungen sicherlich eine Notiz gebracht. Eine Komtesse Sarkány starb nicht im dunkeln und geheimen. Er wunderte sich, daß er so ruhig den Tod der Geliebten in Erwägung ziehen konnte. Es war klar, daß er nicht eine Sekunde lang ernstlich an diese

Möglichkeit glaubte. Und er zermarterte vergeblich sein Gehirn, um herauszubekommen, was geschehen sein konnte.

Im Verlauf seines Spaziergangs kam Muntaniz auf die Idee, nach San Sebastian zu fahren und zu sehen, was eigentlich los wäre. Er war zuerst von diesem Plan so begeistert, daß er sich einen Dummkopf schalt, weil er nicht sofort auf diesen natürlichen Ausweg verfallen war. Er hätte schon vor acht Tagen nach San Sebastian fahren sollen. Damals hätte es sicher einen Sinn gehabt. Je länger er die Sache überdachte, desto zweckloser erschien ihm die Reise jetzt. Es war kaum anzunehmen, daß Daisy noch dort war, besonders dann nicht, wenn Sarkány seine Tochter von ihm fernhalten wollte. Es war ja mehr als wahrscheinlich, daß Sarkány irgendwie seine Hände mit im Spiel hatte. Er wollte offenbar durch Reisen Daisy zerstreuen und auf andere Gedanken bringen.

Muntaniz ließ die Idee der Reise nach San Sebastian rasch wieder fallen. Er durfte sich nicht auf so lange Zeit von Wien entfernen, wo ihn jeden Augenblick ein Telegramm der Geliebten treffen konnte, das ihn irgendwohin berief. Er nahm ein Auto und fuhr nach Haus.

Er rührte sich wieder zwei Tage lang nicht aus seiner Wohnung. Es kam nur ein Brief von Tuckett, der ihm mitteilte, daß er am 1. September mit Imperator, der sehr gut auf dem Posten wäre, in der Freudenau eintreffen würde.

An einem dieser Tage erschien auch Herr Hermelin, der seinen Sommeraufenthalt in Vöslau beendet hatte.

Muntaniz freute sich über den Besuch, der ihm die trostlosen Stunden zwischen zwei Postbestellzeiten zu verkürzen half. Es schien ihm, als ob sich Hermelin, den er heute zum erstenmal in dem vornehmen englischen Anzug sah, irgendwie zu seinem Vorteil verändert hätte, aber da er allzu sehr mit sich selber beschäftigt war, machte er sich keine weiteren Gedanken darüber. Aber irgendein seltsamer und unerklärlicher Umstand, vielleicht war es wirklich nur der Anzug des Herrn Jonas Wassertrilling, hatte ihm Hermelin näher gebracht und die soziale Distanz verringert. Wahrscheinlich war es nur das Bedürfnis des Einsamen, eine menschliche Stimme zu hören.

Jedenfalls lud er Hermelin zum Sitzen ein, bot ihm Zigaretten an und schenkte ihm ein Gläschen Kognak ein. Hermelin benahm sich tadellos. Der Anzug von Poole und die Schuhe von Clapp gaben ihm Haltung und Würde. Es gelang ihm sogar, streckenweise den Jargon zu vermeiden; wenn er in Affekt geriet, fiel freilich die ganze Engländerei kläglich in sich

zusammen. Er berichtete Muntaniz von den wichtigsten Turfereignissen und von allen Neuigkeiten aus den Trainingsquartieren. Er erzählte, daß Carissimo in Budapest als Auf-Favorit mit drei Längen geschlagen worden war. Daß Atchinson den Favoriten und sein Schwager Copper den siegreichen Außenseiter geritten hatten, hob er nicht besonders hervor. Er hütete sich, irgendwie auf seine große Entdeckung anzuspielen. Muntaniz hörte dem Turfklatsch mit halbem Ohr zu, aber er empfand es als Erleichterung, daß er nicht allein war. Hermelin merkte bald, daß der Graf zerstreut und geistesabwesend war, und glaubte das Richtige getroffen zu haben, wenn er auf finanzielle Schwierigkeiten tipte. Er nahm einen Anlauf und fragte bescheiden:

„Entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit, Herr Graf. Aber brauchen Sie vielleicht Geld?"

Muntaniz mußte lachen — wie lange hatte er nicht gelacht — und antwortete:

„Mein lieber Hermelin, ich danke Ihnen. Sie sind zu liebenswürdig, aber Geld brauche ich nicht."

Für Hermelin war die Sache erledigt, denn was für Sorgen konnte ein Mensch haben, wenn er kein Geld brauchte?

Muntaniz hätte dem Besucher, aus dessen Augen die Schlauheit leuchtete, am liebsten sein Leid geklagt und einen Rat von ihm erbeten. Er schämte sich sofort seines Gedankens und begann, Hermelin von dem Hannibalsohn zu erzählen. Imperator käme am 1. September nach Wien, am 2. wollte er ihn trialen und am 4. im Neulingsrennen starten. Hermelin bat um die Erlaubnis, dem Trial beiwohnen zu dürfen, damit die Wetten nicht wiederum verspätet abgeschlossen würden. Muntaniz hatte nichts dagegen einzuwenden. Als Hermelin aufstand, um sich zu verabschieden, hätte ihn der Hausherr am liebsten zurückgehalten, so sehr fürchtete er das Alleinsein.

Nach einer schlaflosen Nacht faßte er den Entschluß, Rittmeister Perarollo zu besuchen. Er mußte einen Menschen haben, mit dem er reden konnte. Als er im Zug saß, bereute er seinen Schritt, denn es fiel ihm jetzt erst ein, daß in der kleinen Garnisonstadt eine Begegnung mit den alten Regimentskameraden schwer zu vermeiden sein werde. Aber seine Angst war grundlos. Er kam spät am Abend an und gelangte, ohne einen Bekannten zu treffen, bis zu dem Haus, in dem Perarollo wohnte.

Der Rittmeister saß in Hemdärmeln in seiner kleinen, verqualmten Stube und hatte eine Flasche Bier vor sich stehen.

Muntaniz hatte das Gefühl, daß die Zeit hier ihre Macht verloren hätte.

Perarollo zeigte nicht die geringste Überraschung über den unvermuteten Besuch und begrüßte den späten Gast herzlich und selbstverständlich, als hätte er ihn erwartet. Er schenkte ihm ein Glas Bier ein und wartete ruhig, bis der andere sprechen würde.

Muntaniz trank, zündete sich eine Zigarette an und starrte in die düster leuchtende Petroleumlampe. Es erschien ihm plötzlich ganz sinnlos, den alten Freund mit seinem Leid zu belästigen, das er ja doch nicht verstehen würde. Um nur etwas zu reden, begann er endlich:

„Ich bin zu dir gekommen, weil ich wieder einmal mit einem Menschen beisammen sein wollte."

Der Rittmeister verzog keine Miene.

„Ich könnte dich eigentlich beneiden", fuhr Muntaniz fort. „Du sitzt hier in deinem Bau unverändert und gleichmütig, verlangst nichts, erhoffst nichts und hast Ruhe und Frieden."

Perarollo sagte abwehrend:

„Um diese Ruhe brauchst du mich nicht zu beneiden, mein Lieber, es ist die Ruhe des Grabes. Ich bin schon lange gestorben, wenn ich auch noch immer die Dragoneruniform trage."

Muntaniz wußte nichts zu erwidern. Die Melancholie des Zimmers und die bittere Hoffnungslosigkeit des Freundes bedrückten ihn und vergrößerten alles Leid.

Ganz unvermittelt sagte er:

„Ich habe seit sechzehn Tagen keine Nachricht von Daisy."

Er erzählte dem Rittmeister alles, was er in den letzten vier Wochen erlebt hatte. Zum Schluß fragte er:

„Was soll ich davon denken? Was soll ich tun?"

Perarollo ließ sich lange Zeit, ehe er mit einer Gegenfrage antwortete:

„Bist du überzeugt davon, daß sie dich liebt?"

Muntaniz antwortete entrüstet:

„Diese Frage kann ich nicht zulassen, denn sie ist eine Beleidigung."

Der Rittmeister schnitt eine Grimasse und sagte gleichmütig:

„Ja, dann mußt du warten. Die Sache wird sich schon irgendwie aufklären."

Muntaniz rief verzweifelt:

„Das ist alles, Mensch, was du mir zu sagen weißt?"

„Da ein Zweifel an ihrer Liebe nicht erlaubt ist, weiß ich nicht mehr zu sagen."

Muntaniz stand auf und sagte ruhig:

„Es ist auch besser so. Leb' wohl, Mario, verzeih' mir, daß ich dich gestört habe."

„Wohin willst du denn jetzt?"

„Ich fahre mit dem Nachtzug nach Wien zurück."

Der Rittmeister hatte das Gefühl, daß er dem Freund, dem er ehrlich zugetan war, etwas Liebes und Tröstliches sagen müßte, aber er fand wohl nicht das Richtige.

„Du tust mir herzlich leid, Muntaniz, und ich kann dir nicht helfen. Quäle dich nicht, laß den Dingen ihren Lauf. Alles geschieht nach ehernen Gesetzen, und wir können nichts dagegen tun."

Und ganz vorsichtig fügte er hinzu:

„Wir können uns nur das Leben leichter machen, wenn wir nichts erwarten und nichts erhoffen und an nichts glauben. Verlange nicht zu viel von den Frauen, Muntaniz. Sie begreifen unsere Liebe nicht. Sie können nichts dafür, die Natur hat sie so geschaffen. Aber wir müssen es einsehen und bescheidener in unseren Forderungen sein."

Muntaniz bat mit abwehrenden Händen:

„Hör' auf, Mario! Ich bitte dich, hör' auf."

Der Rittmeister verstummte.

Muntaniz reichte ihm die Hand und lief aus dem Haus, als wollte er dem Tod entfliehen.

28.

Góth hatte für das Trial Carissimo zur Verfügung gestellt, da er seinem Pferd einen guten Galopp geben wollte. Auf Imperator war der kleine Vojtasek im Sattel, dem der Trainer eingeschärft hatte, den Gaul unter gar keinen Umständen zu forcieren. Atchinson ritt Carissimo.

Der Probegalopp fand um sechs Uhr früh statt. Außer Muntaniz und Tuckett war noch Góth mit seinem Trainer Mc Even anwesend und, so unauffällig wie nur möglich, Herr Adolf Hermelin. Das Rennen führte über eintausendzweihundert Meter. Imperator legte vom Start weg los und schlug den aufs äußerste ausgerittenen Carissimo leicht mit einer Länge.

Góth wollte dieses Resultat unter gar keinen Umständen gelten lassen. Der Trainer Mc Even erklärte gleichgültig:

„Das Pferd ist noch nicht fertig."

Der Jockei Atchinson meinte:

„Carissimo will in der Früh' nicht galoppieren. Im Rennen geht er besser.“

Tuckett kränkte sich, weil sein Patron gar keine Freude über den Ausgang der Probe bezeigte.

Muntaniz sah dem Rennen mit vollständiger Gleichgültigkeit zu. Seine Gedanken liefen Daisy nach.

Er hörte ihre Stimme:

„Macht dir das Freude, Schatzi?“

So hatte sie ihn damals am Grundlsee gefragt.

Nein, es machte ihm keine Freude.

Atchinson trat zu ihm und sagte:

„Ich gratuliere, Herr Graf, Imperator ist ein gutes Pferd, in der Tat.“

Muntaniz sah ihn verständnislos an.

Góth meinte:

„Das Neulingsrennen ist eine sichere Sache für deinen Gaul.“

Muntaniz antwortete gequält:

„Ich hoffe.“

Góth lachte:

„Aber deswegen hast du das Derby noch lange nicht gewonnen, lieber Freund. Carissimo ist noch nicht fit. Du brauchst nicht größenwahnsinnig zu werden.“

„Bin ich auch nicht, mein Lieber.“

Er dachte unaufhörlich: Wenn ich nur schon allein wäre!

Góth verabschiedete sich.

Tuckett kam und wollte etwas fragen.

Muntaniz sagte nervös:

„Machen Sie, was Sie wollen, Tuckett.“

Und als wüßte er, was der Trainer fragen wollte, fügte er hinzu:

„Ja, Atchinson soll reiten.“

Er grüßte und ging. Als er in den Wagen stieg, stand Hermelin da. Heute erbitterte ihn das Gesicht des Menschen. Er schrie lauter, als es seine Art war:

„Lassen Sie mich in Frieden!“

Hermelin sah dem Davonfahrenden erstaunt nach und sagte achselzuckend: „Total meschugge.“

Aber da er nicht der Mann war, den man beleidigen konnte, so beschloß er, den Grafen in der Wohnung aufzusuchen. Er war mit dem Probegalopp sehr zufrieden, denn er hatte wohl gesehen, daß Atchinson ehrlich geritten war. Selbst wenn

Carissimo, den er für ein gutes Pferd hielt, großes Übergewicht getragen hätte, müßte die Form, die Imperator unter einem schwachen Stalljungen gezeigt hatte, genügen, um das Neulingsrennen zu gewinnen.

Als Hermelin in der Wohnung des Grafen erschien, erklärte der unwirsche Villgrattner, daß der Herr nicht zu Haus wäre, und schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Hermelin ging die Stiege hinunter, ohne sich über den Tiroler, den er für schwachsinnig hielt, aufzuregen, und wartete beim Haustor. Muntaniz kam um elf Uhr. Als er den kleinen Juden denund wehmütig beim Tor stehen sah, tat ihm seine Unfreundlichkeit leid, und er sagte:

„Sie müssen mich entschuldigen, lieber Hermelin, ich war heute morgen furchtbar nervös."

Hermelin erwiderte philosophisch:

„Sie brauchen sich nix zu entschuldigen, Herr Graf. Gott hat die Welt so eingerichtet, daß es nervöse Grafen und arme Juden gibt."

Muntaniz lächelte und sagte:

„Also kommen Sie, Hermelin, rauchen Sie eine Friedenszigarette mit mir."

Als sie im Zimmer saßen, fragte ihn Muntaniz:

„Wie gefällt Ihnen mein Pferd?"

Hermelin erwiderte aufrichtig:

„Schön ist es nicht, Herr Graf, seien Sie mir nicht böse. Es sieht nebbich so traurig und trübselig aus, daß einem alle Sorgen einfallen. Aber die Schönheit allein macht es nicht. Das Pferd scheint trotzdem sehr gut zu sein, denn der Carissimo ist kein Hund."

„Glauben Sie, daß er das Neulingsrennen gewinnen wird?"

Hermelin machte ein verzwicktes Gesicht.

„Das ist schwer zu sagen, Herr Graf. Ein Trial ist kein Rennen. Manches Pferd galoppiert früh gut und nachmittags gar nicht, und umgekehrt. Nach dem heutigen Trial müßt' er leicht gewinnen."

„Wieviel soll ich wetten, Hermelin?"

Hermelin zuckte die Achseln.

„Wie soll ich das wissen, Herr Graf? Kenn' ich Ihre Verhältnisse?"

„Sie haben recht, Hermelin. Das war eine dumme Frage. Also wetten wir fünftausend Kronen."

„Nur Sieg, Herr Graf?"

„Nur Sieg. Ich hasse die halben Sachen. Entweder der Gaul gewinnt, dann ist es recht, oder er soll bleiben, wo er will.“

„Wie Sie glauben, Herr Graf.“

Muntaniz zog aus dem Schreibtisch sein Scheckbuch heraus und schrieb einen Scheck auf fünftausend Kronen. Hermelin sah ihm mit gierigen Augen zu. Ein Scheckbuch war für ihn der Inbegriff des Millionärseins. Ein Scheckbuch zu besitzen, war der höchste Traum seines Lebens.

Muntaniz reichte ihm den Scheck und sagte:

„Diesmal haben Sie Gelegenheit, sich auszuzeichnen, Hermelin. Bringen Sie mir schöne Odds.“

Hermelin nahm den Scheck und war von dem Vertrauen, das Muntaniz zu ihm hatte, ganz gerührt.

„Ich werd' mich anstrengen, Herr Graf. Es ist ja auch mein Interesse. Ich werd' jedenfalls noch einmal anfragen, bevor ich die Wette abschließe, damit Sie mir keine Vorwürfe machen können.“

„Gut“, sagte Muntaniz und stand auf. Er hatte jetzt wieder genug von Hermelin. Er schämte sich seiner Gesellschaft.

Als er allein war, nahm er die Zeitung zur Hand, um zu lesen, aber die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. Er starrte das Blatt an und ließ seine Gedanken wandern. Mit einemmal blieb sein Blick auf einem Namen haften: Zumelles. Das war eine Erinnerung. Er las, daß der Marquis und die Marquise des Zumelles zu den Jagden nach Ungarn abgereist wären.

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es Muntaniz. Er warf erregt die Zeitung auf den Tisch und läutete Villgrattner.

„Schnell, meine Handtasche packen, Toni. Nur das Notwendigste!“

Er konnte es nicht begreifen, daß er nicht früher auf diese einfachste Lösung verfallen war. Es erschien ihm ganz klar, daß Daisy und ihr Vater schon längst in Sarkány saßen, wo jetzt die Herbstjagden beginnen mußten, während er die Geliebte in San Sebastian suchen wollte. Die Zumelles waren offenbar auch nach Sarkány gefahren. Freilich, der Umstand, daß Daisy nicht schrieb, blieb unverständlich, aber es gab Hindernisse genug, die sich leicht aufklären würden. Er mußte jedenfalls Klarheit haben. Dieses Leben war nicht länger zu ertragen.

Er studierte das Eisenbahnkursbuch. Wenn er den Mittags-Schnellzug nach Budapest erreichte, konnte er morgen früh in Sarkány sein.

„Toni, schnell ein Auto!“

Villgrattner flog. Als er die Handtasche zum Wagen hinuntertrug, fragte er Muntaniz:

„Wie lange bleibt der Herr Graf aus?"

„Ich weiß nicht, Toni", sagte Muntaniz und lachte.

Villgrattner sah ganz verdutzt dem davonfahrenden Auto nach. Dann kraute er seinen eckigen Tiroler Schädel und sagte nachdenklich: „Teifl, Teifl!"

29.

Hermelin behob das Geld bei der Bank und machte dann die Runde bei den Buchmachern. Der beste Kurs, den er für Imperator bekommen konnte, war 3 : 1. Da er zu diesen Odds nicht wetten wollte, ohne Muntaniz vorher zu befragen, begab er sich gegen Mittag in die Wohnung des Grafen. Als ihm Villgrattner mitteilte, daß der Herr verreist wäre, hielt er dies für eine Finte des Dieners, um ihm den Eintritt zu verwehren.

Er bat recht freundlich:

„Lassen Sie mich herein, Herr Diener, ich hab' dem Grafen etwas Wichtiges zu sagen."

Villgrattner brüllte:

„Ich sag' Ihnen doch, daß der Herr Graf weggefahren ist!"

Hermelin begann ihm zu glauben. Der Tiroler war viel zu dumm, um zu lügen.

Er fragte kleinlaut:

„Wann kommt er denn zurück?"

„Ich weiß nicht, hat er gesagt."

Hermelin verließ das Haus nachdenklich und in Zweifeln. Er war sich nicht klug genug, jetzt das Richtige zu treffen. Sollte er 3 : 1 wetten? Die Odds waren Muntaniz sicherlich zu kurz. Aber andererseits würden sich die Kurse verschlechtern, je länger er wartete. Beim Start war das Pferd wahrscheinlich überhaupt nicht mehr zu wetten, da bis dahin alle Welt wissen würde, daß Imperator Carissimo geschlagen hatte. Schließlich entschied er sich dafür, bis zum Abend zu warten. Vielleicht kehrte Muntaniz zurück.

Als Hermelin nachmittags in sein Leopoldstädter Stammkaffeehaus kam, in dem alle Winkelbuchmacher beisammen saßen, wo die letzten und zuverlässigsten Nachrichten eintrafen, wo die Tips gemacht wurden, wo man Tag und Nacht Buki-Domino spielte, bemühte er sich; zu erfahren, wie man in diesen seriösen Turfkreisen, denen der Pferdesport keine Spielerei, sondern Broterwerb war, über das Neulingsrennen

dachte. Imperator war ausgesprochener Favorit. Von dem Trial waren bereits alle Winkelbuchmacher unterrichtet. Sie gaben ihren Zuträgern und Agenten Auftrag, möglichst wenige Abschlüsse auf Imperator zu bringen.

Abends erschien Hermelin wieder bei Muntaniz. Der Graf war nicht da. Hermelin ging nach Haus. Beim Abendessen trug er seinen Fall dem Vater vor. Der alte Hermelin sagte:

„Ich hätt' an deiner Stelle 3 : 1 gewettet."

In dieser Nacht schlief Hermelin sehr schlecht und unruhig. Er machte sich Vorwürfe, daß er die Wette nicht abgeschlossen hatte. Der Graf wird sicherlich sehr böse sein und ihn zum Teufel jagen. Als er wieder einmal aus kurzem Schlaf aufschreckte und ängstlich nach dem Geld tastete, das er unter dem Polster verborgen hatte, schoß durch seinen Kopf ein Gedanke, der sein Blut zum Sieden brachte. Was hatte Mr. Edwards gewettet? Während des ganzen Tages hatte er nicht an den Engländer gedacht. Er konnte es jetzt nicht begreifen, daß dieser Mann, den er mit so viel Mühe und Scharfsinn aufgestöbert hatte, heute so gänzlich seinem Gedächtnis entfallen war. Freilich, das Trial und die Reden der Winkelbuchmacher im Kaffeehaus hatten ihn so sicher gemacht, daß er an die Möglichkeit einer andern Wette nicht dachte. Aber war es denn so völlig ausgeschlossen, daß Atchinson und Copper ein anderes Pferd als Imperator wetten ließen? Atchinson konnte ja, da er Imperator ritt, das Rennen ganz nach seinem Belieben regulieren!

Er kroch vorsichtig aus dem Bett, um seine Frau nicht aufzuwecken, die wie eine Brettsäge schnarchte, und holte aus seiner Rocktasche das Rennprogramm, um zu sehen, ob Copper ein Pferd im Neulingsrennen ritt. Er trat zum Fenster und las im fahlen Dämmerlicht, daß Copper Triton ritt. Er hatte nie diesen Namen gehört, da ja die Pferde, die für das Neulingsrennen genannt waren, der Bestimmung des Rennens entsprechend noch nicht gelaufen waren. Um so näher erschien Hermelin jetzt die Möglichkeit einer Schiebung. Für Pferde, die zum erstenmal starten, gibt es hundert Entschuldigungen.

Er schlüpfte wieder in das Bett zurück und erwartete schlaflos den Morgen. Was hatte der Engländer gewettet?

Hermelin ertappte sich bei dem Gedanken, daß er jetzt beinahe wünschte, der Engländer hätte ein anderes Pferd gewettet als Imperator. Es ergaben sich dann Möglichkeiten, die er nicht zu Ende zu denken wagte.

Nie ist ein Mann mit größerer Spannung erwartet worden als Herr Schauder, Clerk der Buchmacherfirma Herzog & Co., von Adolf Hermelin. Er hatte eine ganze Stunde lang auf der Straße gelauert, um Schauder abzufangen, wenn er ins Büro ging. Er stürzte wie ein Geier auf ihn los, packte ihn bei einem Rockknopf und fragte, heiser vor Aufregung:

„Was hat der Engländer für das Neulingsrennen gewettet?"

Herr Schauder machte sich vorsichtig los, um seinen Rockknopf nicht zu gefährden, und erwiderte:

„Nichts. Er war noch gar nicht bei uns."

Hermelin atmete auf. Er war enttäuscht und doch wieder froh, daß sich diese Lösung gefunden hatte. Er hatte das angenehme Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein.

Um seiner Pflicht zu genügen, machte er im Lauf des Vormittags noch einen Versuch bei einem Buchmacher, die Wette abzuschließen. Imperator war heute nur mehr 2½ : 1 zu bekommen. Jetzt gab er es endgültig auf. Er ging zu Muntaniz, um ihm das Geld zurückzugeben, das in seinen Händen brannte. Er wollte damit nichts mehr zu tun haben.

Muntaniz war noch nicht zurückgekehrt.

Beim Mittagessen sagte der alte Hermelin:

„Vor einer halben Stunde war Schauder bei mir auf dem Standplatz. Er läßt dir sagen, daß du zu ihm kommen sollst."

Hermelin begann zu zittern. Sein Herz klopfte. Er fühlte, daß das Schicksal ihn rief.

Er traf Schauder allein, als er in das Büro trat.

„Was gibt es?" fragte er mit einer ängstlichen Kinderstimme.

„Der Engländer war heute vormittag hier."

Hermelin mußte sich an einer Sessellehne anhalten. Der Boden schwankte unter seinen Füßen.

„Was hat er gewettet?"

„Triton", antwortete Schauder.

Hermelin trat der Angstschweiß auf die Stirn. Er fragte, so gleichgültig er nur konnte:

„Für das Neulingsrennen?"

„Ja, natürlich."

Er rang nach Atem. „Irrst du dich nicht, Schauder?"

Der Clerk fuhr beleidigt auf:

„Ich bin doch kein Idiot."

Hermelin hob beschwörend die Hände:

„Nein, nein! Ich dank' dir schön, Triton."

Er sagte wahrhaftig Triton zu dem Clerk, so verwirrt war er.

Er taumelte durch die Straßen wie ein Trunkener. Nur Ruhe, dachte er, nur Ruhe und kalte Überlegung. Der Straßenlärm machte ihn wahnsinnig. Er vertrug den Anblick menschlicher Gesichter nicht. Bei der Stefaniebrücke stieg er die Stufen hinab, die zum Donaukanal führten. Hier war es einsam und still. Er setzte sich auf die Grasböschung und starrte in das gelblich-schmutzige Donauwasser. Das gleichmäßige Fließen des Stroms beruhigte allmählich seine zitternden Nerven. Er begann klar zu denken. Wenn der Engländer Triton gewettet hatte, konnte Imperator unmöglich gewinnen. Es blieb ja zweifelhaft, ob es Triton möglich war, den Sieg zu erringen, aber daß Atchinson ihm nicht hinderlich sein würde, das stand fest. Aber wenn Imperator nicht gewinnen konnte, dann war es Wahnsinn, fünftausend Kronen auf seinen Sieg zu wetten. Man konnte das Geld ruhig in die eigene Tasche stecken. Ein wollüstiger Schauer durchlief seinen Körper. Fünftausend Kronen! Was konnte man alles mit diesem Geld beginnen! Aber wenn der Graf das Ticket verlangte? Er wird es nicht verlangen. Es hat keinen Wert und kein Interesse für ihn, wenn das Pferd nicht gewonnen hatte. Er war auch so zerstreut und nervös in den letzten Tagen, daß er gar nicht an den Zettel denken würde. Der Mann hatte offenbar andere Sorgen.

Nachdem sich Hermelin zu dem Entschluß durchgerungen hatte, daß er das Geld für sich behalten wollte, arbeitete sein Gehirn weiter. Fünftausend Kronen waren eine schöne Summe, aber doch nicht groß genug, um deswegen ein Verbrechen zu begehen. Man mußte mit dem Geld etwas beginnen. Wenn Atchinson und Copper Triton wetteten, so waren sie ihrer Sache sicher. Er bereute, nicht gefragt zu haben, welchen Betrag der Engländer angelegt hatte. Aber das war schließlich gleichgültig, er hatte jedenfalls gewettet.

Adolf Hermelin war nicht der Mann der halben Tat. Nach einer weiteren Stunde hatte er beschlossen, mit viertausend Kronen Triton zu wetten. Tausend Kronen wollte er für alle Fälle behalten. Wenn Imperator doch gewinnen sollte, mußte er fliehen. Das stand fest. So zerstreut und nervös war der Graf nicht, um keine Strafanzeige gegen ihn zu erstatten. Hermelin arbeitete einen ganzen Fluchtplan aus. Er wollte im Falle des Mißlingens nach Krakau fliehen, wo er Freunde und Bekannte und Verwandte hatte. In Krakau konnte man sich leichter verbergen als in den Vereinigten Staaten. Das Neulingsrennen wurde um zwei Uhr fünfundvierzig gelaufen, der Schnellzug nach Krakau ging um drei Uhr fünfzehn. Er konnte

den Zug rechtzeitig erreichen. Als Hermelin so weit war, beschloß er, eine letzte Frage an das Schicksal zu stellen. Er wollte um fünf Uhr bei Muntaniz vorsprechen. War der Graf hier, dann sollte es nicht sein. War er nicht hier, so galt es ihm als eine höhere Fügung, der er zu gehorchen hatte. Graf Muntaniz war nicht hier.

Hermelin ging jetzt seinen Weg ohne Zögern und Schwanken wie ein Mann, der sein Ziel kennt. Er wettete zwischen fünf und sechs Uhr bei acht verschiedenen Buchmachern je fünfhundert Kronen 7 : 1 auf den Sieg von Triton im Neulingsrennen. Er konnte die Wetten abschließen, ohne Aufsehen zu erregen, da man wußte, daß er für andere Leute wettete. Nachdem er die restlichen tausend Kronen in kleines Geld umgewechselt hatte, begab er sich nach Haus. Im Hof des Hauses in der Schreigasse war ein Parterrelokal als Betzimmer eingerichtet, in dem die ärmsten der Juden ihre Andacht verrichteten. Es war ein jammervolles und klägliches Gotteshaus, aber in keinem Prunktempel der Welt wurde Gott fanatischer und inbrünstiger um Hilfe angerufen.

Hermelin trat in das Betzimmer, um dem Samstag-Abendgottesdienst beizuwohnen. Er betcte nicht um das Gelingen seiner Tat, denn er hätte sich gescheut, Gott in seinen Handel hineinzuziehen, aber er hatte das Bedürfnis, fromm zu sein und dem allerhöchsten Wesen seine grenzenlose Demut und Ergebung zu bezeigen.

Die Nacht war qualvoll. Die entsetzlichsten Träume verfolgten Hermelin. Er stand vor Gericht unter der Anklage des Betruges und der Veruntreuung. Sein Verteidiger war Schauder. Der Staatsanwalt, der die erbarmungslose Rede gegen ihn hielt, trug das Gesicht des Grafen Muntaniz. Die Geschworenen waren seltsamerweise lauter Pferde. Als Obmann fungierte der kleine Imperator. Die Geschworenen sprachen ihn einstimmig schuldig, und der Gerichtshof verurteilte ihn zu zehn Jahren schweren Kerkers. Er schrie laut auf. Seine Frau weckte ihn. Er klammerte sich ängstlich und hilfebedürftig an ihren dicken Arm. Alles erschien ihm plötzlich aussichtslos und verloren. Er hätte gern Jahre seines Lebens dafür gegeben, wenn er seine Tat hätte ungeschehen machen könncn. Es fiel ihm ein, daß Atchinson krank werden oder verunglücken könnte. Wenn ein anderer Jockei das Pferd ritt, mußte Imperator gewinnen. Er stöhnte vor Qual und weinte Tränen der Verzweiflung in sein Polster.

Früh am Morgen verließ er das Haus. Beim Abschied küßte er seine gute dicke Frau. Sie war ganz erstaunt und fragte mit spöttischer Wehmut:

„Was hast du, Adolf? Bist du krank?"

Er schlich auf versteckten Wegen in den Prater. Er durfte um keinen Preis vor dem Rennen Muntaniz begegnen. Mittags war er bereits in der Freudenau. Er trank in einem kleinen Wirtshaus, in dem die Stallbediensteten zu verkehren pflegten, ein Glas Bier und lauschte angstvoll auf jedes Wort, das gesprochen wurde.

Vor zwei Uhr ging er auf den Rennplatz. Er verkroch sich in der äußersten Ecke des Zweikronenraums und starrte, das Gesicht gegen das Gitter gepreßt, geistesabwesend auf die Bahn. Das erste Rennen wurde gelaufen. Er wußte nicht, wer es gewann. Er sah nur die Pferde, die galoppierten. Wie die hölzernen Pferde der Ringelspiele erschienen sie ihm.

Die Nummern und Reiter für das Neulingsrennen wurden aufgezogen. Er blickte fiebernd auf den Apparat. Triton ging mit, unter Jockei Copper. Dann kamen andere Namen. Endlich erschien Imperator. Atchinson ritt ihn. Hermelin atmete auf. Eine Gefahr war abgewendet. Der Hannibalsohn hatte Startplatz eins. Welch ein Pech! Die Pferde galoppierten hart an der Barriere vorüber. Ein Kotspritzer traf Hermelin. Er studierte die Gesichter der Jockeis. Atchinson lächelte. Copper zeigte seine gewöhnliche weltverdrossene Miene und kaute unablässig an seinem Gummi. Sieben Pferde starteten.

Hermelin hatte physische Übelkeiten. Das Fieber schüttelte ihn, und seine Zähne klapperten. Es dauerte eine Ewigkeit, bis der Start gelang. Unerträglich war das Warten. Hermelin beschloß davonzulaufen. Er wollte, er konnte das Rennen nicht sehen. Aber seine Füße waren wie angelötet an den Rasen. Ein schrilles Glockenzeichen ertönte. Hermelin schloß die Augen und betete. Von den Tribünen kam ein jäher Aufschrei. Es war, als ob man tausend Menschen gleichzeitig an derselben Stelle verwundet hätte. Hermelin wußte, daß etwas geschehen war. Er öffnete die Augen und sah in die Bahn. Ein Pferd war beim Start stehengeblieben. Deswegen hatten die Leute vor Schmerz aufgeschrien. Er konnte nicht unterscheiden, welches Pferd es war. Aber das führende Pferd konnte er jetzt erkennen, oder vielmehr den Reiter. Nur Copper lag so auf seinem Pferd, wenn er gewinnen wollte. Hermelins Herz stand still. Seine Hand umkrampfte instinktiv die Brieftasche, in der die Tickets lagen. Jetzt entdeckte er auch Imperator. Er galoppierte als Letzter.

Er war am Start stehengeblieben. Jetzt kam er wie ein Vogel herangeflogen. Bei der Distanz hatte er Anschluß gefunden. Triton führte mit zwei Längen. Zweite war Verona. Atchinson arbeitete wie ein Wahnsinniger mit Sporen und Peitsche. Unaufhörlich klatschten die Hiebe auf den Pferdeleib nieder und zerfleischten Hermelins Herz. Immer näher kam Imperator.

Aber Copper in Front war nicht zu besiegen. Sein Kopf lag fast unter dem Hals des Pferdes. Er trug den Gaul förmlich ins Ziel. Verona war Zweite, Imperator, eine Länge zurück, Dritter.

Hermelin bekam einen Schreikrampf. Er schrie wie ein Irrsinniger: „Triton! Triton!" als das Finish längst vorüber war.

Ein dicker, gemütlicher Fleischhacker klopfte ihm auf den Rücken und sagte:

„Regen's Ihner net auf, Herr Nachbar! Er hat ja scho' g'wunna."

Hermelin wurde still. Seine Besinnung kehrte wieder. Das Fieber war verschwunden.

Sein erster Gedanke war:

„Warum habe ich nicht die ganzen fünftausend Kronen auf Triton gewettet?"

30.

In diesem Rennen wurde dem Sohn des Hannibal das Herz gebrochen. Er kehrte zitternd und blutend zur Wage zurück. In der rechten Flanke hatte ihm der Sporn eine tiefe Wunde gerissen.

Der alte Tuckett war bleich vor Zorn und Empörung, als er das Tier erblickte. Dem dummen Stalljungen Vojtasek traten Tränen in die Augen, als er Imperator in den Stall führte.

Muntaniz war erst kurz vor dem Rennen in die Freudenau gekommen. Er war zu müde und zu abgespannt, um sich über die Niederlage seines Pferdes aufzuregen.

Atchinson kam ganz verzweifelt zu ihm und versuchte, seinen Ritt zu entschuldigen. Er war fest überzeugt, daß der verunglückte Start nicht gelten würde. Er erhob schwere Beschuldigungen gegen den Starter, den er der Parteilichkeit zieh. Als er sah, daß der Starter die Pferde nicht zurückrief, blieb ihm freilich nichts anderes übrig, als nachzureiten, um wenigstens das Platzgeld zu retten. Bei einem glatten Verlauf des Rennens wäre der Imperator niemals von Triton und Verona geschlagen worden. Die Zukunft werde seine Behauptung bestätigen.

Muntaniz hörte ihm mit halbem Ohr zu und tröstete ihn schließlich. Wenn der Mann eine Ahnung gehabt hätte, wie gleichgültig ihm das alles war. Daisy war nicht in Sarkány. Niemand war in Sarkány außer einem alten, stumpfsinnigen Verwalter, der nicht wußte, wo sein Herr war. Als einziges Ergebnis seiner Reise brachte er nur die Überzeugung mit, daß Sarkány seine Tochter vor ihm versteckt hielt. Er hatte während der letzten qualvollen Tage nicht eine Sekunde lang an Daisys Liebe gezweifelt; aber er empfand es jetzt als tröstliche Sicherheit, daß es Sarkány war, der seinen Aufenthaltsort verbarg. Es hatte keinen Zweck, ihm nachzuspüren oder Detektivs auf den Hals zu hetzen. Er mußte ja über kurz oder lang von selbst wieder an der Oberfläche erscheinen, denn auf die Dauer konnte er seine Besitzungen und Geschäfte und Mandate nicht im Stich lassen.

Muntaniz hatte Zeit und Geduld. Er konnte warten. Er brauchte nicht mehr auf einen Brief zu warten, denn es erschien ihm jetzt ganz natürlich, daß die Geliebte nicht schreiben konnte, er wartete auf Sarkány. Der Vater war der Gegner, und diesem Kampf sah er ohne Besorgnis entgegen. Mit Daisy als Genossin mußte er siegen.

Je länger er an diesem warmen, klaren Septembernachmittag die Dinge überblickte, desto ruhiger und sicherer wurde er. Die Sache stand wirklich nicht so schlimm, wie sie die erste Angst erscheinen ließ. Er freute sich jetzt, die Reise nach Sarkány unternommen zu haben, die ihm Klarheit und neue Zuversicht gebracht hatte.

Er saß behaglich in der Sonne auf einer Bank neben dem Richterhäuschen und machte ein so zufriedenes Gesicht, daß Hermelin, der ihn lauernd und neugierig umschlich, sich nicht genug wundern konnte. Hermelins erste Regung war, als er Muntaniz erblickte, ihm die fünftausend Kronen zurückzugeben. Er wollte ihm sagen, daß er die Wette nicht abgeschlossen hätte, weil die Odds zu schlecht gewesen wären. Er malte sich die Szene, da er dem überraschten Grafen das Geld wiederbrachte, mit Rührung und Behagen aus. Aber später kam er von seiner Idee ab. Diese vornehmen Herren waren oft unberechenbar. Der Mann hätte es ihm wahrscheinlich sehr übelgenommen, daß er seinen Auftrag nicht ausgeführt hatte. Die fünftausend Kronen wollte er jedoch dem Grafen unbedingt wieder zurückstellen. Er glaubte, sich damit frei zu machen von jeder Schuld und Verpflichtung dem Betrogenen gegenüber.

Am frühen Vormittag kassierte er seinen Gewinn ein. Adolf Hermelin war Besitzer von dreiunddreißigtausend Kronen. Davon waren allerdings fünftausend Kronen abzuziehen, die er als ein Mann, der sein Gewissen reinzuhalten liebt, in irgendeiner Form dem Grafen Muntaniz zurückzugeben beschlossen hatte. Das Vermögen Hermelins betrug also nur achtundzwanzigtausend Kronen. Er hatte sich an das Gefühl des Reichseins mit einer so wunderbaren Schnelligkeit und Selbstverständlichkeit gewöhnt, daß ihm die Zeit seines jammervollen Elends in grauer Ferne zu liegen schien. Er teilte sein Geld in zwei gleiche Teile. Vierzehntausend Kronen deponierte er bei der Länderbank und verlangte ein Scheckbuch. Sein heißester Traum war in Erfüllung gegangen. Der Besitz des Scheckbuches machte ihn stolzer und glücklicher als das Geld selbst. Die andere Hälfte hinterlegte er beim Bankverein. Dann mietete er in einer dritten Bank einen Tresor, in dem er das Bankbuch und das Scheckbuch verwahrte. Den Tresorschlüssel trug er, in ein Ledersäckchen sorgfältig verpackt, auf der nackten Brust, unterhalb des Herzens.

Er hatte zu Haus kein Wort von seinem Glück über die Lippen gebracht. Adolf Hermelin war stark genug, um ein Geheimnis allein zu tragen. Der Vater war ein alter Mann. Alte Leute sind geschwätzig. Seine Ehegefährtin war eine Frau, und Frauen gegenüber empfand Hermelin immer das tiefste Mißtrauen. Er dachte nicht einen Augenblick daran, jetzt irgendeine Änderung in seinen Verhältnissen eintreten zu lassen, da er jedes Aufsehen vermeiden wollte. Nach Schluß der Rennsaison, im Verlauf des Winters, konnte man unauffällig die Wohnung wechseln. Er begann das Haus in der Schreigasse, das ihm wie ein Sinnbild der Armut erschien, aus tiefster Seele zu hassen.

Als Hermelin am ersten Tag seines Reichtums in das Kaffeehaus kam, empfand er ein Gefühl der Sicherheit, das berauschend wirkte. Er trug den Kopf höher, seine Gestalt schien gewachsen zu sein, sein Blick war freier und die Stimme klangvoller. Er, der demütigste aller Menschen, schrie einen Kellner an, weil er ein paar Tropfen seines Kaffees verschüttet hatte.

Nachmittags besuchte er seinen Vetter Schauder, um das Geschenk zu überbringen, das er ihm zugedacht hatte. Es waren hundert Stück Zigaretten, die sechs Kronen kosteten. Schauder war ein bescheidener und genügsamer Mensch, der sich über diese Aufmerksamkeit von Herzen freute. Er stattete seinen Dank sofort ab, indem er Hermelin mitteilte, daß der Engländer

vormittags Carissimo gewettet hatte, der morgen in einem Maidenrennen der Zweijährigen genannt war. Die Sportblätter hatten einstimmig Carissimo als Nichtstarter bezeichnet.

Die Nachricht Schauders erweckte Hermelin aus der Erschlaffung, die das Gefühl des Reichtums seit einigen Stunden bei ihm hervorgerufen hatte. Er wurde plötzlich hungrig und ehrgeizig. Sein Vermögen erschien ihm mit einemmal lächerlich klein, nicht der Rede wert. Man mußte weiterarbeiten. Bei hunderttausend Kronen konnte man wieder ein bißchen verschnaufen, aber jetzt begann erst das eigentliche Rennen.

Im Lauf einer Stunde hatte er fünftausend Kronen auf den Sieg Carissimos in Teilbeträgen bei allen Buchmachern zum Kurse 2: 1 gewettet. Er war seiner Sache ganz sicher, denn wenn die Jockeis das Pferd gewettet hatten, dann startete es auch. Und wenn es startete, mußte es gewinnen. Trotzdem hätte Hermelin sein Geld, das bei den Banken lag, niemals angegriffen. Diese Summe mußte sein eiserner Bestand bleiben. Er hatte zu tief in die erbarmungslosen Augen der Armut geblickt.

Nachdem Hermelin seine Wetten abgeschlossen hatte, begab er sich zu Muntaniz. Er hatte den Weg gefunden, um dem Grafen die fünftausend Kronen zurückzugeben.

Villgrattner ließ ihn heute ohne viel Umstände eintreten.

Hermelin hatte ein merkwürdiges Gefühl der Befangenheit, als er dem Grafen gegenüberstand. Seine ganze Sicherheit war zum Teufel. Vor diesem Mann wurde er wieder der kleine, schäbige Tipster.

Muntaniz fragte ihn:

„Na, was sagen Sie zu Imperator, Hermelin?"

„Pech, Herr Graf. Da kann man nix machen. Aber ich glaub', daß das Pferd allererster Klasse ist."

Eine entsetzliche Angst überfiel Hermelin plötzlich. Seine Beine begannen zu zittern. Wenn jetzt der Graf das Ticket über seine Wette verlangte? Es war Irrsinn gewesen, hierherzukommen und sich selbst auszuliefern. Er mußte um jeden Preis das Gespräch von Imperator ablenken.

„Herr Graf," begann er mit schwerer Zunge, „Herr Graf, morgen haben wir eine gute Wette."

„Was denn?"

„Carissimo im Maidenrennen der Zweijährigen."

Muntaniz sagte:

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Hermelin. Carissimo startet morgen gar nicht."

„Er startet, Herr Graf."

„Streiten Sie doch nicht, Hermelin. Der Besitzer selber hat mir gestern erklärt, daß Carissimo erst im Nil Desperandum-Rennen herauskommen wird."

„Er startet morgen bestimmt, Herr Graf. Wetten Sie eine Kleinigkeit."

Muntaniz wollte davon nichts hören.

„Nein, mein lieber Hermelin, diesmal glaube ich Ihnen nicht."

„Ich bitt' Sie, Herr Graf, wetten Sie. Carissimo startet morgen ganz gewiß."

„Strengen Sie sich nicht an, ich wette nicht."

Aber Hermelin war nicht abzuschütteln. Er bat und jammerte und weinte so lange, bis Muntaniz müde wurde und nachgab.

„Also gut, ich werde wetten, aber nur, um Ruhe vor Ihnen zu haben. Ich weiß, daß das Geld zum Fenster hinausgeworfen ist."

„Sie werden gewinnen, Herr Graf."

Nie in seinem ganzen Leben hatte Hermelin einem Wetter ehrlicher und aufrichtiger einen Gewinn versprochen als jetzt.

Muntaniz nahm die Sache von der lustigen Seite und fragte lachend:

„Welche Summe befehlen Sie, Herr Hermelin?"

„Wetten Sie tausend Kronen, Herr Graf."

„Ich kann aber gar nicht wetten, lieber Freund, ich habe kein Geld zu Haus, und die Bank ist schon geschlossen."

Für Hermelin gab es kein Hindernis.

„Das macht nix, Herr Graf. Stellen Sie mir einen Scheck aus, ich werde morgen früh wetten. Ich bekomme auch morgen noch gute Odds."

„Das glaube ich Ihnen gern," lachte Muntaniz, „weil Carissimo gar nicht startet."

Aber er gab ihm den Scheck.

Als Hermelin das Haus verließ, sagte er zu sich:

„Schwer macht einem der Mann das Geld zurückgeben!"

31.

Imperator hatte keine gute Presse.

Die Sportblätter äußerten sich sehr abfällig über seine Gestalt und behaupteten, daß ein so häßliches Tier schon lange nicht mehr auf der Rennbahn erschienen wäre. Die Art und

Weise, in der der Hannibalsohn trotz dem großen Startverlust Boden gutmachte, wurde allerdings anerkannt, aber sie bewies nur, daß Imperator höchstens ein guter Flieger sein würde. Alle Hannibalkinder leisteten ihr Bestes nur über kurze Distanzen. Dem Sieger Triton wurde eine große Zukunft prophezeit. Auch von Verona, einer sehr rennmäßig gebauten Stute, erwartete man noch gute Leistungen.

Die Leute, die Kenntnis von dem Trial Imperators mit Carissimo hatten, teilten die geringe Meinung, die die Fachpresse von dem Hannibalsohn hatte, durchaus nicht.

Carissimo startete nämlich am zweiten Renntag in einem Maidenrennen der Zweijährigen und schlug neun Pferde im Handgalopp. Ein Pferd, das sich Carissimo überlegen zeigte, mußte unbedingt Qualitäten haben.

Der Trainer Tuckett strahlte nach dem Sieg Carissimos. Er erklärte Imperator für einen der besten Zweijährigen, die in dieser Saison herausgebracht worden wären.

Muntaniz war sehr überrascht, daß Carissimo gestartet wurde. Hermelin wußte wirklich mehr als die ganze Fachpresse. Und als Carissimo im Kanter gewann, freute er sich. Imperator konnte wirklich kein schlechtes Pferd sein.

Er fragte den Trainer:

„Wann schießen wir Imperator das nächstemal ab, Tuckett?"

„Im Esterhazy-Memorial, Herr Graf. Er muß eine allererste Chance haben."

Muntaniz zweifelte.

„Ich glaube nicht an die große Chance, aber wir können es versuchen."

„Er hat eine große Chance, Herr Graf, wenn ihn Atchinson nicht reitet."

„Was haben Sie gegen Atchinson?"

Der Trainer antwortete leise:

„Ich traue ihm nicht über den Weg, Herr Graf. Ich bitte Sie inständigst, lassen Sie einen andern Jockei reiten."

Muntaniz sagte ein wenig verstimmt:

„Ich habe das vollste Vertrauen zu Atchinson. Er ist ein geschickter und starker Reiter. Aber ich will mir keinen Vorwurf machen. Ich werde einen andern Reiter für das Esterhazy-Memorial engagieren."

„Ich danke, Herr Graf."

Am nächsten Vormittag erschien Hermelin und brachte dem Grafen sechstausend Kronen.

Muntaniz sah ihn verständnislos an.

„Wieso bringen Sie mir sechstausend Kronen? Ich habe doch nur tausend Kronen gewettet."

Hermelin machte ein vergnügtes Gesicht.

„Das sind eben meine Odds, Herr Graf."

„Carissimo ist pari abgestartet."

„Jawohl, aber Vormittag habe ich ihn noch 5 : 1 bekommen. Kein Mensch hat ja geglaubt, daß er starten wird."

Muntaniz schüttelte den Kopf und sagte:

„Aber 5 : 1! Die Sache will mir nicht recht eingehen, lieber Hermelin!"

Hermelin antwortete frech:

„Sie glauben doch nicht, Herr Graf, daß ich Ihnen ein Präsent aus meiner Privatschatulle machen werde?"

Muntaniz lachte:

„Sie haben recht, das ist nicht sehr wahrscheinlich. Ich habe aber tatsächlich das Gefühl, als ob Sie mir ein Geschenk machten."

Er empfand in diesem Augenblick eine lächerliche Hochachtung vor der Ehrlichkeit des kleinen Tipsters, der ruhig die Hälfte des Gewinnes in seine Tasche hätte fließen lassen können. Er wäre auch mit dreitausend Kronen sehr zufrieden gewesen, denn er selber hätte die Wette nie abgeschlossen.

„Ich danke Ihnen jedenfalls, lieber Hermelin. Ich werde mir erlauben, Ihnen diesmal tausend Kronen von dem unverhofften Gewinn zu geben."

Hermelin war peinlichst überrascht. Sein Vermögen hatte sich durch den Sieg Carissimos um zehntausend Kronen vermehrt, so daß er die Provision nur mit großem Unbehagen annahm.

„Warum geben Sie mir so viel, Herr Graf? Sie haben doch fünftausend Kronen über den Imperator verloren."

„Dafür können Sie nichts. Diese Wette hätte ich jedenfalls gemacht."

„Aber verloren haben Sie das Geld doch, Herr Graf."

„Wir werden es schon wieder zurückgewinnen. Ich lasse Imperator im Esterhazy-Memorial laufen. Vielleicht haben wir Glück."

Nach dem leichten Sieg Carissimos begann auch Hermelin an den Hannibalsohn zu glauben, um so mehr, da er wußte, daß Imperator das Neulingsrennen hätte gewinnen können.

„Ich habe die größte Hochachtung vor Ihrem Pferd", sagte er. „Wenn man einen Carissimo so leicht schlagen kann, dann ist man erste Klasse."

Muntaniz fragte: „Sagen Sie, Hermelin, halten Sie Atchinson für einen ehrlichen Jockei?"

Die Frage setzte Hermelin in einige Verlegenheit. Er konnte und wollte nicht sagen, was er von Atchinson wußte, und er antwortete ausweichend:

„Es gibt überhaupt keinen ehrlichen Jockei, solange Wetten und Buchmacher und Totalisateure existieren. Das Geld verdirbt den besten Charakter, Herr Graf. Man müßte Milliardäre oder Bettelmönche auf die Pferde setzen, wenn man ehrliche Rennen haben wollte."

Muntaniz lachte:

„Na, na, so schlimm ist es nicht, Hermelin."

„Natürlich ist es nicht so schlimm, weil eben alle schwindeln. Dadurch gleicht sich die Sache wieder aus."

An einem der nächsten Renntage sprach Muntaniz den Jockei Copper an.

„Haben Sie einen Ritt im Esterhazy-Memorial, Copper?"

„Nein, Sir."

„Wollen Sie Imperator reiten?"

„Gern, Sir. Aber ich glaube nicht, daß wir eine Chance, zu gewinnen, haben. Saucy Girl ist nicht zu schlagen."

„Ich weiß nicht, Copper. Die Stute ist sehr schnell, aber ich hoffe, daß ihr zwölfhundert Meter auf der Wiener Bahn zu weit sein werden."

Der Jockei zuckte die Achseln.

„Also Sie reiten Imperator, Copper?"

„All right, Sir."

Tuckett war glücklich, daß Copper den Ritt angenommen hatte. Er war felsenfest von dem Erfolg seines Pflegebefohlenen überzeugt. Die Favoritin, die er für eine ausgesprochene Fliegerin hielt, fürchtete er nicht. Sein Vertrauen zu dem Hannibalsohn war so stark, daß auch Muntaniz allmählich die Hoffnung des Trainers zu teilen begann. Góth bestärkte ihn noch. Er hatte im Klub erklärt, daß nach seiner Meinung Imperator nicht zu schlagen sei, wenn das Trial mit Carissimo richtig gewesen war, den er leider für das Esterhazy-Memorial nicht genannt hatte. Er bekräftigte seine Meinung durch eine größere Wette, die er auf den Sieg Imperators abschloß.

Muntaniz hatte noch nicht gewettet, weil Hermelin unsichtbar blieb. Er wollte teils aus Dankbarkeit, teils aus Aberglaube nur durch Hermelin die Wette abschließen. Er konnte um so leichter warten, als Saucy Girl hohe Favoritin war und

alle andern Pferde lange Odds hatten. Zwei Tage vor dem Rennen erblickte er Hermelin in der Freudenau. Er winkte ihn zu sich und bestellte ihn für den nächsten Tag in seine Wohnung. Hermelin, der die Verbindung mit Muntaniz gern lösen wollte, konnte diese Einladung nicht unberücksichtigt lassen. Er kam widerstrebend und entschlossen, keine Aufträge mehr zu übernehmen.

„Warum lassen Sie sich denn gar nicht mehr anschauen?" fragte ihn Muntaniz.

„Wenn ich nix weiß, belästig' ich meine Kundschaften nicht, Herr Graf."

„Aber Sie hätten sich doch denken können, daß ich Imperator wetten will."

„Das hab' ich mir nicht denken können, Herr Graf."

Als Hermelin durch die Zeitungen erfahren hatte, daß Jockei Copper für den Ritt auf Imperator verpflichtet worden war, stand es bei ihm fest, daß der Hannibalsohn das Rennen nicht gewinnen konnte. Copper würde unter gar keinen Umständen Atchinson durch einen Sieg Verlegenheiten bereiten. Wenn Imperator das Esterhazy-Memorial gewänne, könnte man das Reiten Atchinsons im Neulingsrennen immerhin ein wenig verdächtig finden.

Muntaniz fragte erstaunt:

„Warum denn nicht?"

„Weil Ihr Pferd keine Chancen hat, Herr Graf. Das Rennen muß Saucy Girl gewinnen."

Muntaniz sagte gereizt:

„Also bitte, dann wetten Sie fünftausend Kronen für mich."

„Saucy Girl?"

„Nein, Imperator."

Hermelin sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen. Er wollte Muntaniz den sicheren Verlust und sich die neuerliche Versuchung ersparen, denn er hätte es nie über sein Herz gebracht, das Geld den Buchmachern in den Rachen zu werfen. Aber Muntaniz blieb starrköpfig. Hermelin mußte den Auftrag übernehmen, wenn er sich nicht verdächtig machen wollte. Er ging ärgerlich und verdrossen weg und schwor sich fürchterliche Eide zu, daß er Muntaniz nie mehr in die Nähe kommen wollte. Der Mann war zu gefährlich. Er stürzte ihn in Abenteuer, die seine Existenz zerstören konnten.

Hermelin beschloß zuerst, die lästigen fünftausend Kronen in die Tasche zu stecken und für zwei Tage auf den Semmering zu fahren. Eine weitere Überlegung bestimmte ihn, das Geld

auf Saucy Girl anzulegen. Er hielt die Stute, die das Biennial-Zuchtrennen im Kanter gewonnen hatte, für unbesiegbar. Obwohl er überzeugt war, daß die Jockeis schon vor längerer Zeit ihre Wetten für das Esterhazy-Memorial abgeschlossen hatten, rief er als vorsichtiger Kapitalist seinen Vetter Schauder telephonisch an. Schauder, der brave, ehrliche Schauder, berichtete ihm, daß Mr. Edwards vor einer halben Stunde White clover gewettet hatte. Diesmal war Hermelin wirklich überrascht. Die Jockeis wetteten gegen die Favoritin, die auf dem Papier nicht zu schlagen war?

Offenbar war es nur eine Deckungswette. Andererseits erschien es nicht unmöglich, daß White clover, die von Atchinson geritten wurde, in einer letzten häuslichen Probe eine besondere Form verraten hatte. White clover wurde ja im Stall immer hochgehalten.

Hermelin wettete ruhigen Herzens die gräflichen fünftausend Kronen auf White clover zum Kurse 10 : 1. Vor kurzer Zeit noch hatten ihm zwei Kronen, die er beim Winkelbuchmacher auf ein Pferd anlegte, eine größere Erregung bereitet. Die Wertbegriffe des Geldes hatten sich bei ihm ein wenig verschoben. Es lag ihm nichts daran, die fünftausend Kronen, die er als sein Geld behandelte und dennoch nicht als sein Eigentum empfand, zu verlieren. Sie waren gerade gut genug, sich damit die geringe Wahrscheinlichkeit eines großen Gewinns zu erkaufen.

Als Imperator für das Graf-Nikolaus-Esterhazy-Memorial gesattelt wurde, begann er am ganzen Körper zu zittern. Der Angstschweiß brach aus allen seinen Poren. Er fürchtete sich vor den sausenden Peitschenhieben und den marternden Sporen. Er stand da wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden sollte.

Der Trainer sah das Pferd voll Verzweiflung an. Es war aussichtslos, Imperator zum Start zu schicken. Er hatte schon im Paddock das Rennen verloren.

Tuckett riet Muntaniz, das Pferd zurückzuziehen. Muntaniz wäre seinem Rat gefolgt, wenn er nicht auf die Wetten Góths und anderer Rücksicht zu nehmen sich verpflichtet gehalten hätte. Es tat ihm leid, das angsterfüllte Tier einem scharfen Rennen auszusetzen. Er bat den Jockei Copper, das Pferd mit aller Schonung zu reiten. Copper schnallte die Sporen ab und gab sie dem Trainer.

Saucy Girl war hohe Favoritin. Sie notierte im Ring 2½ auf.

Imperator, der vor dem Rennen als einzig möglicher Außenseiter mit 6:1 angeboten wurde, stand mit 20:1 auf den Wettlisten, nachdem man ihn schweißtriefend und zitternd zum Start galoppieren gesehen hatte.

Saucy Girl führte in imponierendem Stil bis zur Distanz, wo ihre Kräfte merklich nachzulassen begannen. Hier schritten Figaro und White clover zum Angriff. Die Favoritin leistete keinen Widerstand und gab sich sofort geschlagen. White clover unter Atchinson gewann mit 5/4 Längen gegen Figaro das Esterhazy-Memorial. Saucy Girl war Dritte.

Imperator war immer Letzter.

Copper erklärte, daß das Pferd nicht einen Schritt gegangen wäre. Tuckett ließ entmutigt den Kopf hängen.

Muntaniz sagte ein wenig gereizt:

„Sie sehen, mein lieber Tuckett, daß Atchinson an dem Versagen des Pferdes nicht schuld war."

Adolf Hermelin hatte nach dem Sieg White clovers den ersten Hunderttausender erreicht.

Er hielt einen Augenblick inne, um Atem zu holen, und schritt dann weiter.

Sein Vater stand noch immer auf dem Kärntnerring von acht Uhr früh bis acht Uhr abends.

Der Bruder lief den Straßenbahnwagen nach, um unter Lebensgefahr ein Rennprogramm zu verkaufen.

32.

Der November kam mit Nebel und Totenfesten. Unablässig stürzte der Regen vom grauen, tiefen Himmel, und die Sonne war erloschen. Der Tag dauerte nur vier Stunden.

Als die Rennen vorüber waren, erwachte Muntaniz aus seiner Erstarrung. Er rieb sich die Augen und blickte entsetzt um sich wie einer, der eine wichtige Sache verschlafen hat. Er las eines Morgens beim Frühstück das Datum der Zeitung. Es waren über drei Monate vergangen, seitdem er das letzte Lebenszeichen von Daisy erhalten hatte. Und er war ruhig dagesessen und hatte gewartet. Plötzlich fühlte er mit eiskalter Gewißheit, daß er nichts mehr zu erwarten hatte. Der Haß gegen Sarkány, in den er sich hineingehetzt hatte, begann sich langsam in Nichts aufzulösen. Zum erstenmal stiegen Ahnungen von größeren Gefahren, die ihn bedrohten, in ihm auf. Er fing wieder an, um Daisys Liebe zu zittern. Er wurde

unsicher, denn er war sich mancher Schuld bewußt. Er hatte nichts getan, um Daisys Liebe zu bewahren. Er war immer ruhig und bequem durchs Leben gegangen, er hatte nichts geopfert und nichts gewagt, er hatte sich lieben und anbeten lassen, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre. Seine Bemühungen, eine Stellung im Leben zu gewinnen, waren eine lächerliche Posse gewesen. Er hatte Wohlleben und Nichtstun vorgezogen. Pferde und Rennen waren ihm wichtiger gewesen als alles andere. Hundertmal hatte er seine Liebe in Gedanken verkauft und verraten. Er erinnerte sich seiner Rentnerphantasien. Er hatte wahrlich nichts getan, um Daisys Liebe zu verdienen. Er hatte sich immer nur beschenken lassen. Er mußte sich sagen, schonungslos und ohne Erbarmen: Es ist meine Schuld, meine größte Schuld.

Die Reue kam, eine schleichende, tückische Schlange, und vergiftete ihm Herz und Hirn. Er wagte nicht mehr zu hoffen. Er verlor jedes Vertrauen zu sich. Er konnte nur mehr mit einem Almosen rechnen. Nie hatte Muntaniz Daisy Sarkány schmerzlicher und inniger geliebt als in diesen Tagen der Reue und Verzweiflung.

Eines Tages traf er auf der Ringstraße die Marquise des Zumelles. Sie trat aus einem Blumenladen und hätte Muntaniz gewiß nicht erkannt, wenn er, ohne sie anzusprechen, an ihr vorübergegangen wäre. Sie sagte es ihm auch.

„Sie haben sich sehr verändert, Graf Muntaniz."

„Man wird älter, Frau Marquise."

„Das habe ich nicht sagen wollen. Sie sehen anders aus, reifer, interessanter, wenn Sie wollen."

Sie sprachen eine Weile über alle möglichen Dinge, bis endlich Muntaniz die Marquise zu dem Thema leitete, das ihm am Herzen lag. Er fragte, so gleichgültig er nur konnte:

„Waren Sie im Herbst wieder in Sarkány, Frau Marquise?"

„Nein. Aber wir waren im Sommer ein paar Tage mit Sarkánys beisammen."

„Wo denn?"

Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg.

„In San Sebastian. Die kleine Sarkány machte viel Furore. Sie hatte einen ganzen Kreis von Anbetern."

„So?"

„Nun, sie ist ja ein scharmantes Kind. Sie tanzt auch famos. Sagen Sie, lieber Graf, haben Sie Percy Glanvell nicht gesehen?"

Nein, er hatte ihn nicht gesehen; aber er hatte jetzt eine wichtige Verabredung und mußte Abschied von der Marquise nehmen.

Die Mitteilungen der Marquise gaben ihm neue Hoffnung und Zuversicht. Er verlor sein Schuldbewußtsein. Daisys Liebe war stark genug, um auch ihn zu tragen. Sie hatte in San Sebastian getanzt und geflirtet, um ihren Vater irrezuführen. Das erschien Muntaniz jetzt sonnenklar. Es war unwürdig und beleidigend, an ihrer Liebe zu zweifeln.

Er ging nach Haus und las in den Briefen der Geliebten.

Er las: „Du mußt nur Geduld und Vertrauen zu mir haben. Du weißt, ich werde dich liebhaben, solang' ich lebe."

Und er hatte keine Geduld, und sein Vertrauen kam ins Wanken. Er begann sich zu schämen.

In einem andern Brief stand:

„Wir werden noch manchen Kampf zu bestehen haben, aber wir werden siegen. Wir müssen siegen. Denn wer so recht von Herzen will, der ist stärker als das Leben."

Er aber war kleinmütig und wollte vor dem ersten Kampf die Waffen wegwerfen.

Er hielt Daisys Bild in der Hand und bat die Geliebte um Verzeihung wegen seines schwachen, hilflosen Herzens. Auf dem Rücken der Photographie war zu lesen: „Bis zum Tode Dein!"

Von diesem Tag an wurde Muntaniz ruhig und sicher. Er zweifelte nicht mehr. Sein Vertrauen war unerschütterlich. Er fühlte, daß diese Liebe nicht sterben konnte. Sein Herz war stark und zuversichtlich geworden. Und wenn er einmal in trüben Stunden mutlos werden sollte, da genügte ein alter Brief der Geliebten, alle Stimmen der Angst zum Schweigen zu bringen.

Er ging jetzt wieder täglich in den Klub, um Menschen zu sehen und Zeitungen zu lesen. Die großen Spielpartien, denen Góth oder Lavaredo präsidierten, mied er. Er spielte aber oft mit Valparola oder mit dem Fürsten Reifenstein eine ganz billige Pikettpartie. Er empfand eine gewisse Sympathie für die alten Herren. Sie waren stets gut gelaunt, angenehm sorgenfrei und fanden manches sprühende Witzwort. Das Spiel mit ihnen war ein wirkliches Konversationsspiel. Die andern Partien, die um hohes Geld gingen, wurden mit einer lächerlich starren Feierlichkeit zelebriert, die in der peinlichsten Weise an eine Begräbniszeremonie erinnerte.

In den Wochen vor dem Jahresabschluß stellte Muntaniz seine Bilanz auf. Die Verhältnisse waren nicht allzu günstig. Das gewonnene Geld war beinahe aufgebraucht. Den größten Ausgabeposten bildete der Sohn des Hannibal. Die Verpflegungskosten, Transportspesen, Trainergebühren, Rittgelder, Nennungen und Wetten ergaben eine beträchtliche Summe Geldes. Es war ein schlechter Kauf, zu dem ihn Tuckett verleitet hatte. Das Geld, das Imperator bis jetzt gekostet hatte, war nie mehr hereinzubringen. Wenn Muntaniz allein und ruhig die Dinge überdachte, war er viel zu vernünftig, um von dem Sohn des Hannibal noch große Taten zu erwarten. Imperator war gewiß nur ein mittelmäßiges Pferd, das vielleicht ein kleines, günstiges Rennen gewinnen konnte, aber auch nicht mehr. Muntaniz kam zu dem Entschluß, den Gaul zu verkaufen und den ganzen Rennstall aufzulösen. Er mußte damit freilich bis zum Frühjahr warten, denn der Dezember war sicherlich der ungünstigste Monat für Pferdeverkäufe. Aber schon sein Entschluß machte ihn froh und nahm ihm manche Sorge weg, denn er fühlte genau, daß der Sohn des Hannibal für ihn eine große Gefahr werden konnte. Er wäre imstande gewesen, aus Trotz und Widerspruch sein halbes Vermögen in den Gaul hineinzustecken.

Den Weihnachtsabend wollte Muntaniz bei seinem Bruder in Brixen verbringen. Er freute sich auf die Winterreise nach Tirol und kündigte dem Bruder seine Ankunft an. Pater Andreas Muntaniz schrieb ihm zurück, daß er krank wäre und das Bett hüten müßte. Er bat ihn, seinen lieben Besuch zu verschieben, da er ihm nicht zumuten wollte, das Heilige Fest an einem Krankenlager zu feiern. Muntaniz gab die Reise auf, nicht aus Angst vor Unbequemlichkeit, sondern um den Bruder, der offenbar allein bleiben wollte, nicht zu stören.

Ein paar alte Regimentskameraden hatten ihn zu dem Weihnachtsdiner eingeladen, das Gladys gab. Muntaniz war nicht fromm und nicht prüde, aber das Weihnachtsfest am Tisch der Kokotte zu feiern, ging ihm doch wider den Strich. Er lehnte dankend ab. Eine andere Einladung erhielt er nicht. Er empfand bei dieser Gelegenheit seine selbstgewählte Einsamkeit, die ihn wie ein undurchdringlicher Ring von der Außenwelt abschloß, ein wenig schmerzlich. Er hatte unzählige Bekannte oder Freunde, wenn man das Wort nicht allzu genau auf seinen Wert prüfte, und stand doch allein, nicht weniger allein als Rittmeister Perarollo, der den Weihnachtsabend wie alle andern Abende in seiner trostlosen Stube verdämmerte, wenn er nicht

zufällig das Reisegeld hatte, um nach Rovereto zu seinem Vater zu fahren.

Als Muntaniz am Weihnachtsabend nach Haus ging, bemächtigte sich seiner eine sentimentale und wehleidige Stimmung. Der Schnee kam in dichten, großen Flocken vom Himmel und legte sich sanft und zärtlich auf die frierende Erde. Die Straßen waren fast menschenleer, aber aus allen Fenstern drang freundliches, gütiges Licht, und hier und dort leuchteten schon die Tannenbäume. In allen diesen Zimmern, in den prunkvollen und in den elendesten, beschenkten sich jetzt Menschen, gaben Liebe und empfingen Liebe. Auch er hatte das Herz schwer von Liebe und Zärtlichkeit, hätte geben wollen mit offenen Händen und wußte doch nichts anzufangen mit seinen Geschenken. Als er seine Wohnung betreten hatte, öffnete Villgrattner mit einem teils schlauen, teils verlegenen Lächeln die Tür des Speisezimmers. In einer Ecke stand eine große, ernste Fichte, die der Diener nachmittags mit Silberfäden, mit vergoldeten Nüssen, mit rotbackigen Äpfeln und mit vielem Backwerk behängt hatte, als gelte es, einem Kind Freude zu bereiten. Alle Kerzen waren entzündet, und das Zimmer duftete nach Nadelwald.

Muntaniz blieb überrascht an der Tür stehen und sagte fast grob:

„Was machen Sie für Sachen, Villgrattner? Sie werden wirklich schon ganz kindisch."

Er war unfreundlich, weil er seine Rührung verbergen wollte.

Der Diener antwortete kleinlaut:

„Es ist jetzt immer so traurig bei uns, Herr Graf, und da hab' ich mir denkt, kaufst ein'n Baum, dann ist's gleich freundlicher."

„Sie haben recht, Villgrattner," sagte Muntaniz, „es ist gleich freundlicher. Ich dank' Ihnen schön. Sie haben mir damit wirklich eine Freude gemacht."

Villgrattner strahlte über das ganze Gesicht.

Der Tisch war wunderschön gedeckt und mit Schüsseln und Tellern überladen. Da gab es einen prachtvollen Weihnachtsstriezel und ein Tiroler Früchtenbrot und einen halben Laib rotleuchtenden Quittenkäse. Auf einer Schüssel lagen Tiroler Äpfel, Rosmarin und Köstliche und Kalterer Böhmer, daneben war ein großes Stück Tiroler Speck zu sehen, dem einige Paare strammer Tiroler Landjäger Gesellschaft leisteten. Zwei Flaschen Wein standen fröhlich Habtacht, eine Überetscher Gold und eine

Terlaner Auslese. Muntaniz besichtigte die Herrlichkeiten, die die Heimat gespendet hatte, und fragte erstaunt:

„Ja, woher haben Sie das alles, Billgrattner?"

Der Diener antwortete verlegen:

„Der Vater hat mir ein bissel was geschickt."

„Aber Sie dürfen mir doch nicht alles geben."

„Oh, da braucht der Herr Graf keine Angst zu haben, ich hab' noch genug draußen."

Muntaniz hatte ganz vergessen, dem Diener ein Weihnachtsgeschenk zu kaufen, und empfand jetzt sein Versäumnis doppelt schwer. Er zog sich mit einer Lüge aus der Verlegenheit:

„Ich habe nicht gewußt, was ich Ihnen kaufen soll, Billgrattner. Sie müssen sich Ihr Geschenk allein kaufen."

Er gab ihm Geld, schmieriges, kaltes Geld, für seine Treue und Anhänglichkeit.

Dann saß er allein in dem stillen, nadelduftenden Zimmer mit all den schönen, guten Eßsachen aus dem Land Tirol und wußte nichts mit sich anzufangen. Er trank ein paar Gläser von dem goldgelben Überetscher und starrte hilflos auf den strahlenden Weihnachtsbaum, der ihn bedrückte und traurig machte. Die Sehnsucht nach der Geliebten kam wieder, übermächtiger denn je, und preßte mit schonungslosen Händen sein Herz zusammen. An diesem Abend dachte Ferdinand Muntaniz zum erstenmal an Selbstmord. Er war so hoffnungslos und verzagt, daß ihm eine Kugel als seligste Erlösung erschien.

Er ertrug die Einsamkeit nicht. Er stand auf, schüttelte die lockenden Todesgedanken ab und löschte die Lichter des Baumes aus. Er beschloß, wegzugehen, gleichviel, wohin, er wollte die Stimmen von Menschen hören und menschliche Gesichter sehen.

Er strich ziellos durch die verödeten Straßen. Seine erste Absicht war gewesen, in den Klub zu gehen, aber jetzt war sicherlich niemand oben. Da hätte er ebensogut daheim bleiben können. Er sah in ein Kaffeehaus. Es war leer. Schließlich trat er in die Unionbar. Hier hoffte er bestimmt, in vorgerückter Stunde Bekannte zu treffen. Vorläufig war kein Mensch da. Der Barkeeper, die Bardame und der Kellner sahen ihn verwundert an. Er legte ab und setzte sich auf einen hohen Stuhl an der Bar, mit einem Gefühl der Dankbarkeit, als ob die drei Menschen, die ihn umgaben, um seinetwillen ihren Weihnachtsabend geopfert hätten. Der Barkeeper war übelgelaunt, weil an diesem Abend nur wenige Gäste zu erwarten waren. Mit dem Mann ließ sich heute kein vernünftiges Wort reden. Die Bardame kannte Muntaniz nicht. Sie hatte erst vor einigen

Tagen ihre Stellung angetreten. Sie war ein ganz junges Mädchen von noch nicht achtzehn Jahren und sprach nur Französisch und Englisch. Muntaniz ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Sie war eine Genferin und hieß Angélique Roussette. Er fragte, ob es ihr nicht schrecklich wäre, an dem heutigen Abend in der Bar sitzen zu müssen.

Sie antwortete ein wenig melancholisch:

„O nein, Monsieur. Zu Haus ist es einsam und traurig. Ich freue mich, daß ich hier sein darf."

Ob sie denn ganz allein in der Welt stünde?

„Ja, Monsieur. Ich bin ganz allein. Ich habe nur eine kleine Schwester, die in einem Kloster erzogen wird."

Je länger Muntaniz die junge Genferin betrachtete, desto mehr Ähnlichkeiten mit Daisy fand er heraus, Ähnlichkeiten, die ihn peinlich berührten. Ihre Augen waren blau, aber sie blickten wie Daisys Augen. Auch die Nase, besonders im Profil, erinnerte ihn an die Geliebte.

Er ließ das Gespräch langsam versickern. Es war keine gute Idee gewesen, hier zu hocken und gemeinsam mit einem kleinen Barfräulein Trübsal zu blasen.

„Sie sind so traurig, Monsieur. Wissen Sie nichts Besseres, als am Weihnachtsabend in der Bar zu sitzen?"

Er antwortete fast schroff:

„Sie sitzen ja auch hier."

Sie sagte ganz sanft:

„Ich muß, Monsieur. Aber Sie ..."

Seine Unfreundlichkeit tat ihm leid. Er sagte:

„Ich bin eben auch allein, Fräulein. Zu Haus war es mir zu einsam und zu traurig."

Sie stand auf, um in die Küche zu gehen. Sie war groß und schlank, größer als Daisy.

Als sie zurückkam, fragte er:

„Wo waren Sie denn früher, Fräulein, bevor Sie herkamen?"

„Zu Haus, in Genf."

Das Thema war ihr sichtlich unangenehm. Sie blickte regungslos in die Luft. Nach einer Weile sagte sie:

„Es ist meine erste Stellung."

„Und wie gefällt es Ihnen hier?"

„Ganz gut, Herr Graf."

Die Anrede verdroß Muntaniz. Sie hatte sich natürlich sofort beim Kellner erkundigt, wer er war. Eine wie die andere, dachte er mit einer gewissen Befriedigung.

„Man ist nur ganz schutzlos“, fuhr sie fort. „Manche Herren sind recht ordinär.“

Er lachte.

„Ja, das geht nicht anders, mein liebes Kind. Eine Bar ist kein Kloster.“

Sie antwortete wieder ganz sanft:

„Ich muß mir mein Brot verdienen, Herr Graf.“

Er fragte brutal:

„Haben Sie keinen Freund? Sie sind doch ein hübsches Mädchen.“

Sie wurde blutrot und sagte leise:

„Nein, Herr Graf.“

Ihre Augen schwammen in Tränen.

Eine hysterische Person, dachte Muntaniz.

Beim Abschied reichte er Fräulein Angélique die Hand, als wollte er seine Ungezogenheit wieder gutmachen.

Fräulein Angélique nahm die angebotene Hand nicht. Sie sagte kühl und gleichgültig:

„Bonne nuit, Monsieur.“

33.

Am sechsten Januar kam Muntaniz erst spätabends in den Klub. Er war in der Oper gewesen, um wieder einmal die „Bohême“ zu hören, und fühlte sich angeregt von der Musik, die ihm nachging und in den Ohren klang. Unaufhörlich summte er vor sich hin:

„So liebt' ich dich ...“

Die Melodie ließ ihn nicht mehr los.

Im Klub spielten Graf Valparola und Fürst Reifenstein Pikett. Muntaniz begrüßte die beiden alten Herren und setzte sich neben Reifenstein, um dem Spiel ein wenig zuzuschauen. Die beiden Herren, die abends nur Mineralwasser tranken, waren gut aufgeräumt wie immer und ließen die Unterhaltung nicht einen Augenblick stocken. Das Spiel selbst war ihnen kaum mehr als eine Beschäftigung der Hände.

Fürst Reifenstein fragte:

„Warum kommen Sie denn heute so spät, lieber Muntaniz? Ich habe lange auf Sie gewartet.“

„Ich war in der Oper, Durchlaucht.“

„Sie haben es gut“, sagte Reifenstein. „Sie können noch in die Oper gehen.“

Muntaniz lachte:

„Das können Sie doch auch, Durchlaucht."

„O nein. Ich vertrage Opern nicht mehr, so wie ich abends keinen Wein mehr trinken darf. Eine Alterserscheinung, lieber Freund. Ich vertrage jetzt nur mehr Operetten."

„Ich vertrage wieder Operetten nicht", erklärte Valparola. „Wenn ich ins Theater gehe, will ich lachen. Aber bei den heutigen Operetten gibt es nichts zu lachen."

„Dafür geht er zu jeder Premiere in die Josefstadt", spottete Reifenstein.

„Also zu jeder nicht", entschuldigte sich Valparola. „Die literarischen Abende können mir gestohlen werden. Nur zu den französischen Sachen."

„Sehen Sie, Muntaniz, der Mann genießt sein Leben", lachte Reifenstein.

Valparola rief:

„Ich habe vierzehn Damen."

„So war er immer, vierzehn Damen! Aber jetzt sitzt er doch als alter Junggeselle hier und muß mit mir Pikett spielen."

„Sie haben ja auch nicht geheiratet, Durchlaucht", warf Muntaniz ein.

„Ja, aber ich habe aus höheren Erwägungen nicht geheiratet. Es gibt Geschlechter, die so alt sind, daß man sie aussterben lassen muß. Dazu gehören die Reifensteins. Sie dürfen nicht vergessen, lieber Muntaniz, daß wir seit den Kreuzzügen fortwährend auf den Beinen sind. Wir haben also gerade genug."

Muntaniz stimmte lächelnd bei.

Valparola fragte, ein wenig ungeduldig:

„Also was ist es mit meinen vierzehn Damen? Sind sie gut?"

Fürst Reifenstein entgegnete, ohne auf die Frage zu reagieren:

„Apropos, hast du heute im ‚Figaro' von der kleinen Daisy Sarkány gelesen?"

Muntaniz erstarrte. Sein Herz hörte zu schlagen auf.

Valparola antwortete:

„Nein. Was ist denn los mit ihr? Ich habe trotzdem vierzehn Damen."

„Deine vierzehn Damen sind miserabel, lieber Freund. Die kannst du ins Versorgungshaus schicken. Ich habe vierzehn Aß."

„Man kann mit dir wirklich nicht mehr spielen."

„Ich habe fünf gute Blätter, eine Quint zum Buben, macht zwanzig, und vierzehn Aß sind vierundneunzig. Und jetzt paß' gut auf, daß du nicht matsch wirst."

Valparola fragte Muntaniz:

„Haben Sie schon so ein Glück gesehen? Und das geht so den ganzen Abend."

Nein, so ein Glück hatte er noch nicht gesehen. Er litt tausendfache Folterqualen, bis die alten Herren langsam und bedächtig das Spiel beendet hatten.

Valparola wurde nicht matsch. Er fragte während des Teilens:

„Also was ist es mit der Sarkány?"

„Sie hat vor einigen Tagen in Brüssel einen Baron Lermaens geheiratet."

Valparola hörte zu teilen auf:

„Was du nicht sagst? Den Lermaens hat sie geheiratet?"

„Kennst du ihn?"

„Natürlich. Der Baron Lermaens ist einer der reichsten Industriellen Belgiens. Bei uns in der Bank schätzt man ihn auf hundert Millionen. Wir arbeiten viel mit ihm."

Fürst Reifenstein sagte:

„Na, die Daisy Sarkány hat selber Geld genug. Die ist wirklich nicht darauf angewiesen. Also teil' endlich einmal aus."

„Der Direktor Hochheimer sagt immer: Geld kommt wieder zu Geld."

„Ich habe sechs Blatt."

„Wie hoch?"

„Gerade wie der Tisch."

„Gut. Dafür habe ich drei Könige und drei Zehner."

Muntaniz saß ganz still und regungslos. Er starrte die Kartenblätter an. Die Treff-Dame wies auf ihr Herz, die Coeur-Dame dagegen hielt ein Blümchen in der Hand, und die Karo-Dame roch an einer Tulpe. Der Pik-König machte ein sorgenvolles Gesicht. Der Herz-Bube war sicherlich ein leichtsinniger Bursche.

Muntaniz stand auf. Er wollte den Herren einen guten Abend wünschen, aber er konnte nicht. Er machte eine stumme Verbeugung. Als er durch das nächste Zimmer schritt, rief ihm jemand etwas zu. Er ging weiter. Der Diener half ihm in den Pelz. Ein zweiter reichte ihm Hut und Stock. Er mußte sich an dem Geländer der Stiege festhalten, um nicht zu stürzen. Er ging Stufe für Stufe ganz langsam hinab, wie alte Leute gehen. Endlich war die Straße da und die eiskalte Winterluft, die der Sturm ihm ins Gesicht peitschte. Vor dem Haus standen Autos und Fiaker. Die Kutscher luden ihn zum Fahren ein. Er wehrte ab und kroch bis zur Straßenecke. Er wußte nicht, wo er war.

Er mußte sich erst orientieren. Er erkannte den Turm der Augustinerkirche und setzte sich wieder in Bewegung. Er taumelte und mußte sich auf den Stock stützen. An dem blanken Himmel strahlten kalt und mitleidslos die Sterne.

Muntaniz ging über die Ringstraße, geradeswegs immer weiter. Er dachte nicht, er konnte nicht denken. Ein unerträglicher Druck lastete auf seinem Kopf. Es war, als hätte jemand einen Riesenhammer auf seinen Schädel niederfallen lassen. Der eisige Wintersturm vermochte nicht die Wunde zu kühlen, er drang durch Augen und Ohren in den zerschmetterten Schädel und fachte das Feuer an. Nun war Muntaniz bis zur Donau gelangt. Er ging das Ufer entlang an den treibenden Eisschollen vorbei, in gleichmäßigem Schritt. Die Häuser wurden allgemach kleiner und niedriger, verschwanden schließlich ganz. Zwei Strolche rempelten ihn an. Er spürte es nicht, und sie ließen ihn laufen. Mit einem Wahnsinnigen wollten sie nichts zu tun haben. Er hielt den Hut in der Hand und sang dem Sturm entgegen:

„So liebt' ich dich ..."

„Er kam bis Nußdorf. Dort machte er kehrt und ging den ganzen langen Weg wieder zurück. Seine Finger, die den Hut umkrampften, waren starr vor Kälte. Der Druck, der auf seinem Hirn lastete, begann langsam zu weichen. Er konnte allmählich zu denken anfangen, allerdings nur den einen Gedanken: Wie war das möglich?

Nein, es war nicht möglich. Das alles war nur ein entsetzlicher Traum oder die fixe Idee eines Geisteskranken.

Daisy Sarkány war sein. Daisy Sarkány konnte ihn nicht verraten. Daisy Sarkány hatte ihm gesagt: „Ich werde Dich liebhaben, solange ich lebe." Daisy Sarkány hatte auf ihr Bild geschrieben: „Bis zum Tode Dein!"

An den Ufern desselben Stromes, auf dem jetzt die Eisschollen trieben, hatte er Daisy Sarkány geküßt und umfangen. Und Aussee? Was war in Aussee? Er hätte sie mitnehmen können, auf der Stelle, ohne Bedenken, als Geliebte, wenn er gewollt hätte. Hundert- und tausendmal war Daisy Sarkány sein. Und jetzt sollte sie den Baron Lermaens geheiratet haben?

„Lüge!" schrie er, „Lüge! Lüge!" Aber das Brausen des Sturmes und das Krachen der Eisschollen war stärker als seine schwache Stimme.

Er mußte diese Lüge gedruckt sehen. Schwarz auf weiß wollte er es sehen. Der Himmel mag wissen, was dieser alte, verkalkte Reifenstein gelesen hatte.

Er war wieder auf der Ringstraße. Die letzte Strecke hatte er im Laufschritt zurückgelegt. Der Schweiß rann über sein Gesicht. Er trat in ein Kaffeehaus, das trotz der späten Stunde von lärmenden Masken dicht besetzt war. Karneval.

Muntaniz bestellte ein Glas Kognak und den „Figaro". Den Pariser „Figaro". Jawohl, die französische Zeitung. Idiot!

Der Kellner brachte nur den Kognak. Muntaniz begann zu rasen und zu toben, daß die Gäste aufmerksam wurden. Der Kaffeehausbesitzer und der Zahlkellner kamen herbeigestürzt.

„Ich will den ‚Figaro'!" schrie Muntaniz.

Der Besitzer brachte die Zeitung und legte sie mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Tisch.

Mit einem jähen Entschluß öffnete Muntaniz die Zeitung. Er hatte sofort die kleine Notiz entdeckt. Hier stand es gedruckt, schwarz auf weiß: Komtesse Daisy Sarkány und Baron Georges Lermaens. Da war nichts zu machen. Hier stand es. Im Pariser „Figaro", begründet von H. de Villemessant.

Muntaniz schleuderte das Blatt unter den Tisch und ging zur Tür. Der Kellner lief ihm nach und verlangte die Bezahlung der Zeche.

Muntaniz marschierte über die ganze Ringstraße. Er fragte immer nur:

Wie war das möglich?

Er wurde müde und setzte sich auf eine beschneite Bank im Stadtpark. Er sah den Park in Aussee vor sich. Er war ebenso weiß wie dieser da. Aber vom Mondlicht, nicht vom Schnee, vom Mondlicht. Jemand hatte sich an ihn geschmiegt und ihn mit glühenden Küssen bedeckt. In Aussee. Vor einem halben Jahr. Vor sechs Monaten.

Eine armselige, halberfrorene Straßendirne hatte sich an Muntaniz herangepirscht, aber als sie sein Gesicht erblickte, floh sie scheu davon.

Wie war das möglich? Himmel, gerechter Himmel, wie war das möglich?

Kalt und mitleidslos strahlten die Sterne.

Ein Schutzmann war zweimal an ihm vorbeigegangen. Er hielt ihn für betrunken oder für einen Selbstmordkandidaten.

Beim dritten Rundgang blieb er vor Muntaniz stehen und sagte vorsichtig:

„Sie werden sich hier erkälten, Herr. Gehen Sie nach Haus."

Es war ein älterer, gütiger Mann mit einem grauen Kaiserbart.

„Sie sind zu liebenswürdig," antwortete Muntaniz, „aber ich bin sehr abgehärtet. Ich bin fabelhaft abgehärtet."

„Sie sollten trotzdem nach Haus gehen", sagte der Schutzmann.

Muntaniz erhob sich folgsam und ging nach Haus.

Er nahm aus dem Schreibtisch die Photographie der Geliebten und starrte das Bild an. Lange, lange, bis der fahle Wintermorgen durch die Fenster blickte.

Villgrattner hörte ihn singen, mit heiserer Stimme:

„So liebst du mich . . ."

34.

Muntaniz erwachte um sieben Uhr abends. Er richtete sich im Bett auf und machte Licht. Sein Kopf war leer und ausgebrannt. Ganz langsam kehrte die Erinnerung an das Geschehene zurück. Er zündete sich eine Zigarette an und sah den Rauchwölkchen nach.

Er hörte eine junge Stimme sagen:

„Wenn man ins Wasser sieht, kann man sofort träumen."

Das war einmal. In einem andern Leben.

Was wollte er jetzt noch? Es hatte gar keinen Sinn, sich anzuziehen, auszugehen und Menschen zu sehen. Am besten wäre es, liegenzubleiben und nicht mehr denken zu müssen.

Das Spiel war verloren.

Er fühlte sich so müde und zerschlagen, daß er beschloß, nicht aufzustehen. Aber während er lag, kamen die Erinnerungen und schossen vergiftete Pfeile auf ihn ab. Aus jeder Ecke des Zimmers krochen Gespenster. An diesem Fenster war er gesessen, stundenlang, tagelang, und hatte nach den Postboten ausgelugt. Narr! Narr! Der silberne Reiter, den er mit der Armeesteeplechase gewonnen hatte, grinste ihn höhnisch an.

Hier war die Hölle.

Muntaniz sprang mit einem Satz aus dem Bett und steckte seinen Kopf in das kalte Wasser. Dann zog er sich an. Villgrattner hatte ihm ohne Auftrag eine Tasse Tee serviert. Muntaniz trank und blieb, wie in einer Erstarrung, eine ganze Stunde beim Tisch sitzen. Er blickte ins Leere und dachte an nichts. Der Diener umschlich ihn ängstlich und behutsam, als wollte er den Schlaf seines Herrn nicht stören.

Endlich erhob sich Muntaniz und verließ das Haus. Er ging wie ein Automat bis zur Oper und dann durch die Kärntner Straße. Alles war unverändert. Wie seltsam! Er blieb beim Stock im Eisen stehen und betrachtete das Dach der Stephans-

kirche wie ein Fremder. Als sich Leute ansammelten, die gleich ihm auf den Stephansturm starrten, ging er weiter. Es war zwecklos, in den Straßen herumzulaufen und die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu besichtigen.

Alles war zwecklos.

Muntaniz begab sich in den Klub. Graf Valparola und Fürst Reifenstein spielten Pikett. Er wich ihnen aus. Er konnte ihr Geschwätz nicht vertragen.

Im nächsten Zimmer saßen Góth, Begunski, Graf Prettau, Ciampigotto und einige andere Herren. Góth rief:

„Servus, Muntaniz. Wir warten schon lange auf dich."

Muntaniz fragte erstaunt:

„Auf mich? Wieso?"

„Du hast mir doch Revanche versprochen."

„Aber doch nicht heute."

Die Herren lachten.

Ciampigotto sagte:

„Lassen Sie sich von Góth nicht zum besten halten. Er wartet auf Lavaredo, der heute spielen wollte."

„Ach so."

Góth erklärte:

„Lavaredo kommt heute nicht, meine Herren. Er will keine Revanche. Wir brauchen nicht länger auf ihn zu warten, es ist elf Uhr vorüber."

Graf Prettau meinte:

„Lavaredo hat recht. Man darf dem Glück nicht nachlaufen."

Góth sagte zu Muntaniz:

„Du kannst also beruhigt spielen. Lavaredo kommt nicht."

Muntaniz setzte sich zum Spieltisch. Sie spielten Ecarté.

Begunski und Ciampigotto pointierten bei Góth, Graf Prettau bei Muntaniz.

Das erste Double gewann Muntaniz.

Góth sagte:

„Mir scheint, du bist noch immer in deiner großen Form."

Das nächste Single verlor Muntaniz durch Unachtsamkeit. Er hatte vergessen, den König zu markieren.

Graf Prettau erklärte lachend:

„Sie brauchen Góth nichts vorzugeben. Er spielt seit ein paar Wochen mit unerhörtem Glück."

Muntaniz verlor das Double. Er verlor der Reihe nach ein Double nach dem andern. Er spielte unachtsam, machte grobe Fehler, vergaß immer wieder, den König zu markieren, so daß ihm Góth erlauben wollte, gegen die Regel des Spieles nach-

zumarkieren. Muntaniz schlug es aus. Er sah die Kartenblätter nicht. Die Könige und Damen und Buben tanzten einen bunten Reigen vor seinen Augen. Mitten unter ihnen tanzte eine schlanke, junge Dame. Aber sie tanzte nicht auf dem Kartentisch, sondern auf dem schönen Solenweg, der vom Gosauzwang nach Hallstatt führt. Sie wiegte ihren gertenschlanken Körper im Two-step-Schritt und trällerte einen Niggersong. Einmal sagte sie:

„Weißt du, Schatzi, ich hätte viel Talent zur Varietésängerin."

Góth rief:

„Ja, was hast du denn, Muntaniz? Du spielst ganz zerstreut. Du hast schon wieder zu markieren vergessen."

Muntaniz antwortete abweisend:

„Das ist meine Sache. Es pointiert ja niemand mehr auf meiner Seite. Ich kann also spielen, wie ich will."

Góth sagte förmlich:

„Bitte."

Sie spielten weiter.

Muntaniz verlor unablässig. Er hatte das Gefühl, mit unerhörter Geschwindigkeit durch einen luftleeren Raum zu fallen. Er spielte weiter, aus Trotz, aus Schmerz, aus Verzweiflung. Ein Rausch der Selbstvernichtung hatte ihn ergriffen.

Jemand packte ihn hart an der Schulter und bettelte:

„Nimm mich mit, Schatzi! Laß mich nicht hier! Ich will mit dir gehen, wohin du willst."

In seinen Augen brannten ungeweinte Tränen.

Graf Prettau sagte zu Ciampigotto:

„Es ist unstatthaft, mit einem Besinnungslosen um solche Beträge zu spielen."

Er verließ das Zimmer.

Die Situation war unhaltbar geworden. Góth versuchte vergebens, das Glück ein wenig von seiner Seite abzulenken. Er markierte die Könige nicht und spielte die waghalsigsten Spiele, um dem Partner Chancen zu geben, aber das Glück ließ nicht locker.

Er bat:

„Ich bitte dich, hören wir auf, Muntaniz. Es ist Wahnsinn, weiterzuspielen. Du verlierst ein Vermögen."

Vor ihm lag ein ganzer Haufen von Bons.

Muntaniz nahm die Karten und warf sie unter den Tisch.

„Du hast recht. Ich habe keine Chancen im Ecarté. Wir werden Bac spielen."

Góth protestierte:

„Heute nicht mehr, lieber Freund. Morgen oder übermorgen, wenn du willst.“

„Du wirst mir doch die Revanche nicht verweigern?“

Sie spielten Baccarat.

Góth hielt die Bank und nahm jeden Satz an. Er war fest entschlossen, zu verlieren, aber es gelang ihm nicht. Wenn er auf sieben weiterkaufte, brachte er es auf neun. Und wenn er bei eins stehenblieb, war der Gegner Bac.

Mit einemmal erhob sich Muntaniz und sagte:

„So, jetzt ist es genug. Wieviel bin ich schuldig?“

Góth hatte die Bons zusammengerafft und in die Tasche gesteckt.

„Wir werden das morgen erledigen, lieber Freund.“

„Ich will heute wissen, wieviel ich verloren habe.“

Góth, der das unsinnige Spiel nicht ernst nehmen wollte, erklärte:

„Das hat doch bis morgen Zeit, Muntaniz. Ich muß dir Revanche geben.“

Muntaniz blieb starrköpfig:

„Ich will meine Schuld sofort bezahlen.“

Góth sträubte sich noch immer. Er machte sich Vorwürfe, daß er Muntaniz zum Spiel verleitet hatte.

„Laß es doch bis morgen, lieber Freund.“

Muntaniz erklärte mit steinernem Gesicht:

„Herr von Góth, ich will meine Bons einlösen.“

Góth holte achselzuckend die Bons aus der Tasche und übergab sie Muntaniz. Dann zündete er sich eine Zigarette an und stellte sich zum Fenster.

Muntaniz rechnete die Bons zusammen. Er hatte zweihundertsiebzigtausend Kronen verloren.

Er schrieb einen Scheck über die Summe und reichte ihn Góth.

„Bitte. Jetzt sind wir quitt.“

Góth war in der peinlichsten Verlegenheit. Er sagte:

„Du darfst mir glauben, daß mir die Sache im höchsten Grad unangenehm ist.“

Muntaniz antwortete ruhig:

„Das verstehe ich nicht. Du hättest doch ebensogut verlieren können.“

„Ich werde dir natürlich, wann immer du willst, Revanche geben.“

Muntaniz sah ihn an und sagte lächelnd:

„Du wirst mir keine Revanche mehr geben, Góth.“

Er reichte dem Erstaunten die Hand und verließ das Zimmer.

Góth, der im ersten Augenblick an eine Selbstmordabsicht dachte, folgte Muntaniz unauffällig.

Muntaniz ging pfeifend seines Weges und nahm die Richtung zur Unionbar.

Góth setzte sich beruhigt in ein Auto und fuhr nach Haus.

In der Bar waren keine Bekannten.

Muntaniz bestellte Whisky. Fräulein Angélique begrüßte ihn freundlich. Er dankte kurz und stürzte das Glas Whisky auf einmal hinunter. Dann trank er eine Flasche Champagner, ohne ein Wort zu reden. Angélique versuchte vergeblich, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Er gab keine Antwort und blickte ins Leere. Die Zigeuner spielten schmachtende französische Walzer und freche Rag-Times. Wie damals in Sarkány. Es gab keine Rettung. Die Erinnerungen lauerten überall und fraßen an seinem Herzen. Muntaniz trank noch eine zweite Flasche Champagner. Vielleicht löschte der Wein die Erinnerungen aus, aber über den Verzweifelten hat der Alkohol keine Macht.

Muntaniz wurde immer nüchterner, je mehr er trank.

Angélique fragte sanft und zärtlich:

„Was ist Ihnen denn geschehen, Herr Graf? Sie sind heute so traurig."

Muntaniz lachte grell auf:

„Wer sagt Ihnen, daß ich traurig bin? Ich bin fabelhaft lustig. Ich war noch nie so lustig wie heute."

Fräulein Angélique Roussette glaubte es ihm nicht.

35.

Muntaniz schlief vierundzwanzig Stunden lang ohne Unterbrechung. Als er aus seinem todesähnlichen Schlaf erwachte, war sein Kopf klar und ruhig. Er konnte sich an die geringste Einzelheit der letzten Tage erinnern. Er sah sich den Donaukai entlanglaufen mit dem Hut in der Hand und wunderte sich, daß er sich nicht erklärt hatte. Er erinnerte sich an das Gesicht des Schutzmanns, der ihn aus dem Stadtpark vertrieben, und an das Kaffeehaus, in dem er den „Figaro" gelesen hatte. Dann kam die Partie mit Góth, in der er sein Vermögen verloren hatte. Er verspürte nicht die leiseste Regung des Bedauerns und der Reue.

Wozu brauchte er Geld? Mit wem wollte er nach den oberitalienischen Seen und nach Florenz reisen? Die Komtesse

Sarkány war gestorben, und die Baronin Lermaens lehnte dankend ab.

Er stand auf und wusch sich. Wie lächerlich die Prozedur des Waschens und Anziehens war! Man hatte nichts mehr auf der Welt zu suchen und holte dennoch ein frisches Hemd aus dem Kasten, wählte eine Krawatte aus, knüpfte mit Sorgfalt einen Knoten und zog schnurgerade einen Scheitel durch das Haar.

Nach dem Frühstück setzte er sich zum Schreibtisch und öffnete zufällig eine Lade, in der sein Browning lag. Er nahm die kleine Waffe in die Hand und blickte sie erstaunt an. Wie kam es, daß er in diesen letzten qualvollen Tagen nicht einen Augenblick daran gedacht hatte, mit einem einzigen leichten Druck dem ganzen Elend ein Ende zu machen? Er hatte seine Karriere aufgegeben, seine Braut verloren, sein Vermögen eingebüßt, er war auf allen Punkten geschlagen worden; worauf wartete er noch? In dieser klaren, ruhigen Stunde dankte Muntaniz seinem Schicksal, daß es ihm nicht die Waffe in die Hände gespielt hatte. Man erschießt sich nicht, weil einen die Geliebte stehengelassen hat. Das ist Sache sentimentaler Schneidergesellen oder neurasthenischer Gymnasiasten in der Pubertätszeit. Man jagt sich auch keine Kugel durch den Kopf, weil man ein paar Kronen im Spiel verloren hat. Das tun Bankerotteure, die die Überfahrt nach Amerika versäumt haben. Es gibt andere Wege, die aus dem Leben hinausführen.

Er legte den Browning in die Schublade zurück und öffnete die Zeitungen. Zu seiner peinlichsten Überraschung fand er in dem Blatt eine Notiz über seinen Spielverlust. Die Namen der Spieler waren nicht genannt, und der Verlust betrug nach dieser Meldung über eine Million Kronen. Muntaniz erkannte sogleich, daß diese Notiz Anlaß zu den unangenehmsten Erörterungen geben würde, und begab sich ungesäumt in den Klub, um dem Direktorium einen wahrheitsgemäßen Bericht zu erstatten.

Im Klub hatte der Vorfall größte Verstimmung hervorgerufen. Man nahm allgemein gegen Géza Góth Partei, der sich ohnedies nur geringer Beliebtheit erfreute. Für Muntaniz empfand man Mitleid, weil er, wie die Aussagen der Zeugen ergaben, während des Spiels vollkommen geistesabwesend war. Man kannte auch seine Vermögensverhältnisse und wußte, daß der große Verlust geeignet war, seinen finanziellen Ruin herbeizuführen. Eine weitere Folge der Spielaffäre war, daß Góth den Grafen Prettau forderte, weil er bei der Unter-

suchung seine Äußerung über das Unstatthafte des Spiels mit einem Unzurechnungsfähigen wiederholt hatte.

Dem Direktorium gelang es mit vieler Mühe, die Forderung gütlich auszutragen, da Graf Prettau seiner Äußerung jede ehrenkränkende Absicht absprach, nachdem Ciampigotto und Begunski berichtet hatten, wie fair und durchaus nicht auf Gewinn berechnet Góth gespielt hätte. Góth ging sogar so weit, daß er sich mit Vergnügen bereit erklärte, seinen ganzen Gewinn Muntaniz zurückzugeben. Es war aber allen klar, daß Muntaniz einen solchen Vorschlag mit Entrüstung zurückweisen würde. Fürst Reifenstein, der Mitglied des Direktoriums war, kam auf die Idee, daß man irgendeinen Weg finden müßte, um Muntaniz wieder in den Besitz seines Geldes zu setzen, ohne daß er ahnen dürfte, daß es der zurückerstattete Gewinn wäre. Graf Valparola machte sich erbötig, in Form einer Einladung zu einer Börsenoperation diesen Versuch zu unternehmen. Er fand eines Abends Gelegenheit, mit Muntaniz darüber zu sprechen.

Muntaniz lachte:

„Aber lieber Graf, woher soll ich denn das Geld nehmen, um an der Börse zu spekulieren?"

Valparola antwortete sehr überzeugend:

„Sie brauchen dazu kein Geld, lieber Muntaniz. Sie geben mir nur den Auftrag, für, sagen wir für fünfzigtausend Kronen die Papiere zu kaufen. Ich garantiere Ihnen, daß Sie innerhalb eines Monats zweimalhunderttausend Kronen daran verdienen."

Muntaniz sagte, als durchschaute er den Plan des andern:

„Ich danke verbindlichst, Herr Graf, aber Almosen nehme ich nicht."

Es war nichts mit ihm anzufangen. Valparola mußte mit großem Bedauern berichten, daß seine Mission gescheitert wäre. Man ließ die ganze Idee fallen, um so lieber, als man sah, daß Muntaniz sich gar nichts aus dem Verlust zu machen schien.

Das Direktorium erließ die strengsten Verfügungen gegen das Hasardspiel und bedrohte die Dawiderhandelnden sogar mit der Ausschließung aus dem Klub.

Obwohl Muntaniz jetzt keine Karte mehr berührte, führte er im übrigen ein sehr vergnügtes und lustiges Leben. Er wurde der richtige Wiener Kavalier im Sinn der Fiakerkutscher und Nachtkellner. Er warf das Geld, das ihm übriggeblieben war, mit beiden Händen zum Fenster hinaus. Er hatte ein paar Leute an sich herangezogen, die ihm treue Gefolgschaft leisteten.

Sie zogen Nacht für Nacht von einem Vergnügungsetablissement in das andere, vom Varieté in eine Bar und von da in ein Tanzlokal, bis der Ring wieder geschlossen war. Den größten Teil der Zeche pflegte Muntaniz zu zahlen, und die Rechnungen waren nicht klein. Der Champagner wurde achtlos verschüttet oder unter Musikanten, Kellner und Büfettdamen verteilt, die Blumen, mit denen man sich eine Viertelstunde lang bewarf, kosteten ein kleines Vermögen, und dem Zigeunerprimas, der einem die traurigsüßen ungarischen Volkslieder ins Ohr hineinsiedelte, mußte man eine Banknote in die Violine stecken. Muntaniz war immer der Lauteste und Tollste. Er zerschmetterte die meisten Sektgläser und trank seine Genossen der Freude Nacht für Nacht unter den Tisch. Der Alkohol hatte über ihn keine Gewalt. Noch viel weniger wirkten die Weiber auf ihn ein. Er behandelte sie wie Tiere mit Zucker und Fußtritten. An seinem Tisch saßen in diesen lustigen Nächten die Tänzerinnen aus aller Herren Welt, blonde Däninnen, schwarze Italienerinnen, feiste Böhminnen, lasterhafte Französinnen, dürre Engländerinnen, hundeschnäuzige Berlinerinnen, heiße Weiber aus Spanien, apathische aus Rußland, die flammenden Töchter Ungarns, schlechtriechende Negerinnen neben langweiligen Holländerinnen, tückische Kreolinnen und haßerfüllte Jüdinnen. Sie mußten vor ihm auf dem Boden herumkriechen und sich entwürdigen bis tief unter die Grenze des Menschlichen. Dann bekamen sie ein paar Banknoten zugeworfen und durften sich hündisch dankend entfernen. Aber sie alle, Tänzerinnen, Kellner, Büfettdamen, Etablissementsbesitzer, Natursänger und Zigeuner, verneigten sich bis zur Erde, wenn Muntaniz mit seinem Gefolge das Lokal verließ. Er schenkte die größten Trinkgelder, die je in Wien gegeben wurden, Trinkgelder, von denen die Wagentüraufmacher noch in spätesten Jahren mit Wonneschauern erzählen werden.

Es gab in diesen Monaten keinen „höheren Gawlier" in Wien als den Grafen Ferdinand Muntaniz auf Glandegg.

36.

In eine jener wüsten Nächte fiel das sonderbare Erlebnis mit Angélique Roussette. Die Gesellschaft saß in den ersten Morgenstunden, nachdem sie ihre Rundtour erledigt hatte, in der Unionbar, um den letzten Gin oder Whisky zu trinken. Die Herren waren ein wenig alkoholisiert, nur Muntaniz war

nüchtern wie gewöhnlich. Man sprach über Frauen, was man eben um drei Uhr früh im halbberauschten Zustand unter Frauen versteht. Rittmeister Brandriedel, der in dieser Nacht am meisten getrunken hatte, begann ein Loblied auf das weibliche Geschlecht zu singen. Muntaniz widersprach. Brandriedel ereiferte sich und trieb Muntaniz zu Behauptungen, die er niemals ernstlich zu vertreten geneigt war. Schließlich erklärte Muntaniz, daß jede Frau zu gewinnen wäre, mit Geld. mit Schmuck, mit Alkohol, mit Beharrlichkeit, mit Ausnutzung einer Stimmung, mit lyrischen Kinkerlitzchen, mit der Eitelkeit und sogar mit der Liebe. Die Herren protestierten laut und stürmisch.

Brandriedel schrie mit schwerer Zunge:

„Deine Behauptung ist einfach lächerlich, lieber Freund!"

Leutnant Maistatt rief:

„Reden kann man viel, aber Beweise! Beweise!"

Baron Matterott warf tückisch ein:

„Er möge doch einmal versuchen, Fräulein Angélique zu erobern. Das sollte doch gewiß nicht schwer sein. Eine Bardame, ich bitte."

Die andern stimmten bei.

„Jawohl, versuch' es doch bei einer einfachen Barmaid!"

Muntaniz antwortete kalt und überlegen:

„Diese Aufgabe ist wohl ein wenig gar zu leicht."

Brandriedel brüllte:

„Also wetten wir, wenn du Courage hast."

Der Chor schrie:

„Ja, wetten wir!"

„Mit Vergnügen", erwiderte Muntaniz gelassen.

Ein Wettprotokoll wurde aufgesetzt, das die Tugend des Fräuleins Angélique Roussette zum Inhalt hatte. Es ging um fünfundzwanzig Flaschen Champagner, zu trinken in der Unionbar. Die Entscheidung hatte binnen einer Woche zu erfolgen. Muntaniz verlangte nur vierundzwanzig Stunden, aber die Herren nahmen diese kurze Frist nicht an.

Rittmeister Brandriedel erklärte:

„Wir lassen uns keine Geschenke machen."

Die Herren entfernten sich und ließen Muntaniz allein zurück. Er setzte sich an die Bar und bestellte bei Fräulein Angélique einen Gin, gemischt mit grüner Chartreuse.

Ob sie nicht auch ein Gläschen mit ihm trinken wolle. Sie dankte.

„Wissen Sie, daß das eigentlich beleidigend für mich ist, Fräulein Angélique?“

„Ich will Sie gewiß nicht beleidigen, Herr Graf.“

„Was trinken Sie denn eigentlich?“

„Wasser, Milch, Kakao, Tee.“

Muntaniz sagte herausfordernd:

„Wenn Sie mich nicht beleidigen wollen, dann trinken Sie eine Schale Tee bei mir zu Haus.“

Sie antwortete, ohne zu überlegen:

„Gern, Herr Graf.“

Er war aufrichtig überrascht. So leicht hatte er sich die Sache nicht vorgestellt.

„Aber gleich jetzt, Fräulein Angélique.“

„Gern, Herr Graf. Wir können aber nicht gleichzeitig von hier weggehen, die Leute denken sonst gleich das Schlimmste. Erwarten Sie mich an der Straßenecke.“

Er verließ die Bar und wartete an der Straßenecke. Er war fest überzeugt, daß sie nicht kommen würde.

Sie kam nach wenigen Minuten. Er wollte ein Auto nehmen.

Sie bat:

„Gehen wir doch ein Stückchen zu Fuß. Es ist so schön, und ich bin jetzt so lange gesessen.“

Es war ein schöner, milder Märzmorgen. Die Luft roch nach Veilchen.

„Gehen Sie immer zu Fuß, Fräulein?“

„Ja, immer.“

„Fürchten Sie sich nicht?“

„O nein. Mir tut man nichts.“

Nach einer Weile fragte er unvermittelt:

„Warum gehen Sie eigentlich mit mir, Fräulein Angélique?“

Sie antwortete naiv:

„Sie haben mich doch eingeladen, Herr Graf.“

Er machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Wenn es Ihnen lästig ist, kann ich auch nach Haus gehen, Herr Graf.“

Er berührte leise ihren Arm und sagte:

„Nein, nein! Entschuldigen Sie, bitte.“

Als sie durch den Stadtpark gingen, sagte sie:

„Wie schön es ist! Man spürt schon den Frühling.“

Eine Poetische, dachte er übelgelaunt.

Sie traten in seine Wohnung. Er half ihr, Mantel und Hut abzulegen, und lud sie zum Sitzen ein. Sie besah die Bilder an der Wand und meinte:

„Sie haben es sehr hübsch hier, Herr Graf."

Er zündete sich eine Zigarette an und betrachtete Angélique. Sie war wirklich eine wunderschöne Person. Und so jung! Man konnte ganz gerührt werden von so viel Jugend.

Sie setzte sich nieder und blickte auch ihn an. So blieben sie einige Minuten regungslos, Auge in Auge, während die blaue Morgendämmerung durch die Fenstervorhänge in das Zimmer einfiel.

Dann fragte sie ganz ruhig und selbstverständlich:

„Wo ist die Teemaschine?"

„Wozu brauchen Sie eine Teemaschine?"

„Wir wollten doch Tee trinken, Herr Graf."

„Ach so, ja. Sie steht wohl dort in der Ecke."

Er wollte sich erheben.

„Bleiben Sie doch, Herr Graf. Ich werde sie schon finden."

Sie fand die Teemaschine, die auf einem Tischchen stand und schon für das Frühstück mit allem Nötigen versehen war. Sie trug das Tischchen zu Muntaniz, machte Feuer unter dem Teekessel und setzte sich ihrem Wirt gegenüber in einen Klubsessel.

„So ist es gemütlich", sagte sie und blickte in die blaue Spiritusflamme.

Und wieder schwiegen sie eine ganze Weile. Das Wasser im Teekessel begann zu singen, und das frostige Zimmer fing an langsam aufzutauen, verwandelte sich in ein friedevolles Heim. Dann bereitete sie den Tee. Sie nahm die Zuckerzange und fragte:

„Wieviel Stücke Zucker nehmen Sie, Herr Graf?"

Er sah sie unsicher an und antwortete:

„Mir scheint, Sie machen sich lustig über mich, Fräulein Angélique."

„Wieso, Herr Graf?"

„Ich bitte um drei Stückchen Zucker."

Sie tranken schweigend den Tee. Muntaniz bereute seine Einladung. Er hätte jetzt schon im Bett liegen und schlafen können. Er sagte, um nur zu reden:

„Erzählen Sie mir doch etwas, Fräulein Angélique."

„Was könnte ich Ihnen denn erzählen, Herr Graf?"

„Erzählen Sie mir aus Ihrem Leben. Ihr Vater war sicherlich ein höherer Offizier."

„Nein, mein Vater hatte ein großes Hotel in Evian-les-Bains am Genfer See."

Er blickte sie mißtrauisch an und fragte:

„Warum sind Sie dann von Haus weggelaufen, um Bardame zu werden? Eine Liebschaft, was?

Sie antwortete sanft:

„Nein, Herr Graf, mein Vater hat sich erschossen."

Er dachte: Was für Zaubergeschichten diese Weiber erfinden!

„Soso, erschossen hat sich der Herr Vater. Warum denn, wenn man fragen darf?"

„Er hat sein ganzes Vermögen beim Rennen verspielt."

„So, beim Rennen?"

„Nachdem er alles verspielt hatte, erschoß er sich. Das Hotel kam unter den Hammer, und wir standen aller Mittel entblößt da. Einen Monat später starb auch meine Mutter. Ich verkaufte das wenige, was uns übriggeblieben war, und gab meine kleine Schwester in ein Kloster. Ich selber nahm die Stelle in der Unionbar an, die mir von einem Vermittlungsbüro angetragen worden war."

Er dachte spöttisch, daß das ein guter pädagogischer Film wäre. Titel: Dämon Spiel.

„Wann ist denn das alles geschehen, liebes Fräulein?"

Sie antwortete gleichmütig:

„Mein Vater hat sich vor sechs Monaten erschossen, Herr Graf."

Ihre Sanftmut und Gelassenheit gingen Muntaniz auf die Nerven. Er fragte wie ein Experte, der die Lebensverhältnisse der Bardamen zu untersuchen hat:

„Verdienen Sie genug, um sich und Ihre Schwester zu erhalten?"

„O ja, Herr Graf. Für mich brauche ich sehr wenig, und der Pensionspreis für meine Schwester beträgt nur zweihundert Franken vierteljährlich."

Die Ziffer wirkte auf Muntaniz wie ein Stichwort. Er hatte endlich den Weg gefunden, das Mädchen wegzubringen. Ihre Geschichten hatten ihm die ganze Laune verdorben. Die Lust zu Abenteuern war ihm gründlich ausgetrieben worden.

Er nahm aus seiner Brieftasche zweihundert Kronen und reichte sie Angélique.

„Erlauben Sie mir, die nächste Pensionsrate für Ihre kleine Schwester zu bezahlen."

Sie wurde blutrot und sagte:

„Sie dürfen mir kein Geld geben, Herr Graf."

Er steckte ärgerlich das Geld wieder ein und rief:

„Jetzt sagen Sie mir aber, liebes Fräulein, weswegen Sie eigentlich zu mir gekommen sind?"

Sie antwortete ruhig und ohne Vorwurf:

„Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, Herr Graf, damit Sie Ihre Wette gewinnen."

Muntaniz machte ein verlegenes Gesicht. Es war peinlich, daß sie, offenbar durch den Kellner, Kenntnis von der Geschichte hatte.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Graf, weil ich Sie liebe."

Sie sagte es ganz zart, und die französische Sprache machte diese Liebeserklärung noch zarter und weicher.

Muntaniz sah sie verblüfft an. Auf diese Überraschung um sechs Uhr in der Frühe war er nicht vorbereitet. Er versuchte einen ganz leichten Ton:

„Aber liebes Kind, was reden Sie sich für Dinge ein!"

Sie antwortete ernst, fast schwermütig:

„Es ist doch so. Ich kann nichts dafür. Ich habe Sie vom ersten Augenblick an geliebt. Seit jenem Weihnachtsabend, Sie erinnern sich. Ich weiß, daß es für mich ein Unglück ist, aber ich kann mir nicht helfen. Ich liebe Sie."

Das war eine nette Bescherung. Ihm, Muntaniz, kam man mit Gefühlen, mit großer Liebe! Nein, da war nichts mehr mit ihm zu machen. Dieser Kitsch war für ihn erledigt.

Er streichelte ihr Haar und sagte lächelnd:

„Wie kann ein so kluges, tapferes Mädchen auf solche Dummheiten verfallen!"

Sie ergriff seine Hand und küßte sie.

„Ich liebe Sie."

Er war einfach ratlos. Was sollte man mit diesem dummen, jungen Ding anfangen?

„Ich werde Ihnen etwas sagen, liebe Angélique. Sie werden jetzt vor allem schön nach Haus fahren und die Sache ein wenig überschlafen. Es wird sicher nicht so schlimm sein, wie Sie jetzt glauben."

Sie zog folgsam Hut und Mantel an und ging zur Tür. Er begleitete sie auf die Straße hinunter und setzte sie in ein Auto.

In der nächsten Nacht zahlte Muntaniz in der Unionbar fünfundzwanzig Flaschen Champagner. Alle Zigeuner waren betrunken. Die Kellner taumelten, und der Barkeeper tanzte Two-step.

Nur das Barfräulein wischte hier und da verstohlen eine kleine, stolze Träne aus den Augenwinkeln.

Angélique Roussette wurde die Geliebte des Grafen Muntaniz. Er hatte sich mit aller Macht dagegen gesträubt, aber die Liebe des Mädchens war stärker als sein Widerstand.

Er hatte ihr mit brutaler Offenheit gesagt:

„Ich liebe dich nicht“, Angélique.“

Sie hatte ihren Kopf gesenkt und leise geantwortet:

„Um so mehr werde ich dich lieben.“

Er hatte ihr gesagt:

„Ich bin ein verlorener Mann, Angélique.“

„Ich bin verloren, wenn ich dich nicht lieben darf.“

„Ich werde bald sterben, Angélique.“

„Dann werde ich an deinem Grab sitzen und weinen.“

Diese schweizerische Französin war sentimentaler als das Käthchen von Heilbronn. Es war ihr nicht beizukommen, und Muntaniz ergab sich seinem Schicksal.

Angélique schenkte ihm ihren jungen, unberührten Leib und ihre sanfte Seele und ihre unendliche, nie ermüdende Liebe. Sie tat ihm manchmal leid, aber er konnte ihr nicht helfen. Sein Herz war ausgeblutet und vertrocknet, hatte nichts mehr übrig für Liebe. Aber Angélique verlangte nichts und war glücklich, wenn er mit der Hand über ihr blondes, seidenweiches Haar glitt.

Sie fiel ihm nie lästig. Sie konnte stundenlang schweigen, wenn sie sah, daß er verstimmt war. Sie fragte nicht, was ihn bedrückte. Sie hatte keine Launen und war immer gleichmäßig fröhlich und zufrieden. Sie konnte sehr hübsch Klavier spielen und sang mit ihrer kleinen, angenehmen Stimme liebenswürdige französische Volkslieder, aber sie tat es nur, wenn Muntaniz es verlangte. Sie kam bloß zweimal in der Woche zu ihm, Mittwoch und Samstag, aus Angst, er könnte ihrer überdrüssig werden. Sie erschien pünktlich um vier Uhr nachmittags und ging um acht Uhr weg. Sie brachte jedesmal ein paar Blumen mit, die sie unaufdringlich, fast heimlich in eine Vase steckte und auf das Kästchen neben seinem Bett hinstellte. An den Tagen, da sie ihn besuchte, kochte sie auch. Sie war eine kleine Kochkünstlerin, und wenn Muntaniz einmal ein Gericht lobte, konnte sie ganz rot vor Freude werden. Die gemeinsamen Mahlzeiten waren ihr das Liebste. Sie hatte eine weiße Schürze vorgebunden und kam sich wie eine Hausfrau vor. Der Geliebte saß ihr gegenüber, gehörte ihr jetzt ganz allein, und ihr dummes, kleines Herz zitterte vor Glück.

Villgrattner, der Diener, vergötterte Angélique. Er hatte sonst für „Weibsleut" nicht viel übrig, aber diese junge, zarte Person, die so schlecht Deutsch sprach, war ein Engel.

Am letzten Tag des März war Muntaniz mit seinem Geld fertig. Er besaß nur mehr hundert Kronen. Das Ziel war erreicht.

Beim Abendessen sagte er zu Angélique:

„Ich fahre morgen früh nach Alag. Ich werde in einem Rennen reiten."

Sie fragte bescheiden:

„Wann kommst du zurück, chéri?"

„Ich weiß es nicht, Angélique."

Sie aß tapfer weiter. Er brauchte keine Angst zu haben, daß sie weinen und jammern würde. Nach einer Weile sagte sie ganz einfach:

„Du wirst mir schreiben, wann du zurückkommst."

„Ich weiß nicht, ob ich zurückkomme. Mit dem Rennen ist das so eine eigene Sache. Man kann stürzen und sich den Hals brechen."

Sie antwortete zuversichtlich:

„Du wirst nicht stürzen, chéri. Das kann Gott nicht wollen."

Er wurde ungeduldig.

„Aber es ist doch immerhin möglich, Angélique."

„Ja, natürlich, es ist möglich. Darf ich dir noch ein Stückchen Braten geben?"

„Nein, danke. Wenn mir etwas passieren sollte, Angélique, so gehört die Wohnung mit den Möbeln dir."

Sie sagte leise:

„Wozu brauche ich eine Wohnung, chéri, wenn du nicht mehr bist?"

Er beachtete ihren Einwurf nicht.

„Der Schenkungsbrief liegt für alle Fälle im Schreibtisch."

Sie erwiderte gehorsam:

„Jawohl."

Er hatte in der letzten Nacht sein Testament gemacht. Die Wohnungseinrichtung bekam Angélique, Imperator, Cevedale und Lorelei schenkte er seinem Trainer, Burg Glandegg fiel dem Bruder zu, der dafür die Pflicht übernahm, Villgrattner in seinen Diensten zu halten, und Rittmeister Perarollo war mit dem silbernen Reiter, dem Preis der Armeesteeplechase, bedacht worden. Daisys Briefe und ihre Photographie waren in einem Paket vereinigt worden und sollten nach seinem Tod der Frau Baronin Daisy Lermaens zugestellt werden.

Um acht Uhr stand Angélique wie gewöhnlich auf, um sich auf ihren Posten zu begeben. Muntaniz küßte sie und sagte voll Mitleid:

„Leb' wohl, Angélique. Ich danke dir für all deine Liebe, die ich nicht verdient habe."

„Ich habe dir zu danken. Leb' wohl, chéri."

Sie ging ruhig und sanftmütig weg, ohne Tränen, die Muntaniz so sehr gefürchtet hatte. Er mußte ihre Tapferkeit bewundern.

Am nächsten Morgen fuhr er nach Alag. Er hatte im letzten Augenblick Cevedale für eine Steeplechase, für den Preis von Keresztur, nennen lassen.

Trainer Tuckett erwartete Muntaniz auf dem Bahnhof. Sein erstes Wort war:

„Herr Graf, Sie wollen doch nicht ernstlich Cevedale starten?"

„Warum nicht, Tuckett?"

„Weil er noch ganz unfit ist, Herr Graf. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie ihn so früh herausbringen werden."

„Das macht nichts."

„Es ist lebensgefährlich, jetzt ohne Training mit ihm über schwere Hindernisse zu gehen."

„Aber lächerlich, Tuckett. Er wird ganz gut springen."

Der Trainer sagte überzeugt:

„Es ist Selbstmord, Herr Graf."

Muntaniz lachte:

„Sie sind ein Schwarzseher, Tuckett. Wollen sie mit mir wetten, daß ich das Rennen gewinne?"

„Ich wette nicht, Herr Graf."

Muntaniz rief übermütig:

„Aber ich wette mit Ihnen. Wenn ich den Preis von Keresztur nicht gewinne, gehören meine drei Pferde Ihnen."

Tuckett nahm die Wette nicht an und bat dringend:

„Reiten Sie nicht, Herr Graf."

Muntaniz erklärte entschieden:

„Lassen wir dieses Thema, lieber Tuckett. Ich reite."

Der Trainer zuckte die Achseln und schwieg. Nach einer Weile, als sie in der Nähe der Stallungen waren, fragte er:

„Wollen Sie sich nicht den Imperator ansehen, Herr Graf?"

„Später, Tuckett, später."

Der Preis von Keresztur, eine Handikapsteeplechase über viertausenddreihundert Meter, war nur von vier Pferden bestritten.

Cevedale war, obwohl er noch kugelrund aussah und das Höchstgewicht trug, zweiter Favorit. Muntaniz mußte, da sein Pferd mit fünfundsiebzig Kilo bedacht war, sechs Kilo totes Gewicht in den Sattel nehmen. Als er in der warmen, strahlenden Aprilsonne zum Probesprung galoppierte, hatte er einen Augenblick lang ganz vergessen, warum er heute hier ritt. Er erinnerte sich an ein arabisches Sprichwort, das das Pferd allen Weibern und Glücksgütern vorzog. Oberst Blühnbach führte das Sprichwort immer im Mund.

Cevedale nahm den Probesprung ganz glatt. Er ging auch während des Rennens ausgezeichnet. Muntaniz dachte, daß dies eigentlich eine wertvolle Erkenntnis wäre. Steepler, die gute Springer sind, brauchen gar kein langes Training. Es wäre eigentlich ein guter Scherz, das Rennen zu gewinnen. Wenn Cevedale weiterhin so ging, war es wirklich nicht schwer. Aber zur rechten Zeit besann sich Muntaniz seiner Lage. Er besaß nichts mehr, er hatte weniger als irgendeiner der Rennbahnbesucher, die erregt den Verlauf der Steeplechase verfolgten. Er begann mit aller Macht zu reiten, da ein schweres Hindernis kam. Baron Radojcich pflegte in seiner Jugend- und Sturmzeit die schweren Hindernisse so zu nehmen. Gegen alle Vernunft, in voller Karriere. Muntaniz sprang als Erster. Cevedale stolperte und stürzte. Ein menschlicher Körper wirbelte durch die Luft. Schwach und gedämpft kam der Aufschrei der Menge von den Tribünen bis hierher. Während des Bruchteils der Sekunde, da Muntaniz durch die Luft sauste, konnte er noch blitzschnell denken: Es ist aus! Aus! Dann fiel er auf die frühlingsweiche Erde und verlor das Bewußtsein. Als er wieder die Augen aufschlug, sah er den blauen Himmel über sich. Schön ist es im Himmel, dachte er, und schloß die Augen. Dann kehrte allmählich das Bewußtsein zurück. Er richtete sich langsam auf und betastete Arme und Beine. Sie waren nicht gebrochen. Unweit von ihm lag regungslos Cevedale, mit offenen Augen, die Muntaniz anstarrten. Er hatte das Gefühl, als ob er eine Ewigkeit tot gewesen wäre, und doch war er kaum eine Minute lang bewußtlos gewesen. Ein paar Leute mit fremden Gesichtern kamen herbeigelaufen. Dann erschien Tuckett, bleich und atemlos. Er richtete Muntaniz auf, der allein stehen konnte. Er war heil und ganz. Nur ein wenig betäubt war er, und an der linken Hand hatte er eine unbedeutende Hautabschürfung. Ein Herr trat zu ihm und stellte sich als Arzt vor.

Muntaniz sagte mit einiger Anstrengung:

„Ich danke, mir ist nichts geschehen. Der Tierarzt soll herkommen."

Der Arzt grüßte sehr förmlich und entfernte sich.

„Tuckett, bitten Sie die Herrschaften, uns allein zu lassen. Es ist ja nichts zu sehen."

Als die Leute weggegangen waren, trat Muntaniz zu seinem Pferd. Es lag noch immer regungslos.

„Der arme Kerl muß wohl daran glauben."

Tuckett schwieg.

Endlich kam der Tierarzt und untersuchte Cevedale.

„Nichts zu machen", sagte er. „Das Kreuz gebrochen."

Muntaniz starrte in die Luft.

Der Trainer bat:

„Wir wollen weggehen, Herr Graf. Sie werden sich erkälten."

Muntaniz antwortete tonlos:

„Bitte, Tuckett, bringen Sie mir aus der Garderobe meinen Überrock."

Er deutete auf seine Reithosen, die beim Sturz zerrissen waren. Tuckett ging.

Muntaniz setzte sich neben sein Pferd und streichelte ihm den Kopf. Das Tier leckte dankbar seine Hand.

Der Trainer brachte den Rock. Muntaniz zog ihn an und holte aus der Tasche seinen Browning hervor. Er setzte ihn an die Schläfe des Tieres und sagte mit zitternder Stimme:

„Leb' wohl, alter Cevedale. Hast dir die Kugel ehrlich verdient."

Er drückte los. Cevedale war nicht mehr.

Muntaniz hielt krampfhaft die Waffe umschlossen und blickte mit brennenden Augen auf den toten Gaul. Dann kamen die erlösenden Tränen. Muntaniz weinte zum erstenmal in seinem Leben. Tuckett hatte sich abgewendet und starrte den Himmel an, den die untergehende Sonne dunkelrot färbte. So standen die beiden eine ganze Weile.

Endlich hatte sich Muntaniz wieder gefaßt. Er trocknete seine Augen und sagte:

„Entschuldigen Sie, Tuckett. Die Nerven taugen nichts mehr. Gehen wir."

Sie gingen schweigend über die ganze Rennbahn.

Nachdem sich Muntaniz umgezogen hatte, sagte er zu Tuckett:

„Jetzt wollen wir uns einmal den Imperator ansehen."

Der Sohn des Hannibal war über den Winter sehr gewachsen. Niemand hätte vermuten können, daß man dieses Pferd als Pony verlacht hatte.

Der Trainer erklärte vorsichtig:

„Er hat sich gut entwickelt."

Muntaniz betrachtete das Pferd und sagte dann ganz ernst:

„Jetzt mußt du das Derby gewinnen, lieber Freund."

Tuckett lächelte verlegen.

Als Muntaniz auf dem Bahnhof die Fahrkarte lösen wollte, fiel ihm ein, daß er nicht einen Heller besaß.

„Sie müssen mir zwanzig Kronen leihen, Tuckett. Ich habe gar kein Geld bei mir."

Vor dem Eintreffen des Zuges trank er noch ein Glas Bier. Nie im Leben hatte ihm irgend etwas besser geschmeckt als dieses Glas Bier.

Dann saß er allein in einem Abteil und hatte ein merkwürdiges Gefühl des Behagens. Die Landschaft sah, vom Mondlicht verklärt, wundersam friedlich aus, und die Räder sangen ein fröhliches Lied. In seinem Kopf war es ruhig und still, als hätte der Sturz ihn wieder zur Besinnung gebracht. Er konnte klar und nüchtern das Vergangene überdenken. Er hatte sich wahrhaftig wie ein dummer, trotziger Schuljunge benommen, aber jetzt war nichts mehr gutzumachen. Er hatte das Spiel verloren. Nur der Zahltag war hinausgeschoben worden.

38.

Es war eine neue und seltsame Empfindung für Muntaniz, kein Geld zu haben. Die Luft, die ihn umgab, schien ihren Sauerstoffgehalt verloren zu haben. Muntaniz hätte Atembeklemmungen. Als er von Alag nach Wien zurückgekehrt war, besaß er nur mehr ein paar Kronen. Das Peinlichste war, daß er dem Diener kein Wirtschaftsgeld geben konnte. Billgrattner rührte sich nicht. Er zahlte offenbar aus seiner eigenen Tasche.

Muntaniz begriff, daß er sich um jeden Preis Geld verschaffen müßte. Jeder seiner Bekannten im Klub hätte ihm ohne weiteres eine Summe vorgestreckt, aber daran war nicht zu denken. Muntaniz hätte es nie über sein Herz gebracht, in diesem Kreis ein Darlehen zu verlangen, das man ihm doch nur als Almosen gegeben hätte. Er beschloß, seinem Bruder zu schreiben. Es war auch qualvoll und erniedrigend, aber schreiben war immer noch besser als sprechen zu müssen. Er benötigte drei Stunden, um diesen Bettelbrief abzufassen. Er gestand ohne Umschweife dem Bruder ein, daß er sein Vermögen verspielt hätte, und bat ihn um ein Darlehen von fünfzigtausend Kronen,

um sich wieder in die Höhe arbeiten zu können. Die Antwort konnte frühestens in zwei Tagen nach Wien gelangen. Muntaniz mußte sich inzwischen ein wenig Geld verschaffen, um die Bedürfnisse des Tages zu decken. Es fiel ihm ein, daß es Pfandleihanstalten gab, aber er besaß keinerlei Schmuck, den man belehnen konnte. Sein einziger Wertgegenstand war die Stopuhr, die er ohne Kette in der Westentasche trug. Er schickte die Uhr durch einen Dienstmann in das Versatzamt und erhielt fünfundzwanzig Kronen.

Die Antwort des Bruders war ablehnend. Er schrieb:

„Lieber Ferdinand, ich bin nicht reich genug, um Dir fünfzigtausend Kronen zu schenken, die Du verspielen würdest wie das andere. Ich will Dir keinerlei verspätete und nutzlose Vorwürfe machen, sondern ich erlaube mir nur, Dir einen Ausweg vorzuschlagen. Verlasse Wien und Deinen Kreis und ziehe Dich nach Burg Glandegg zurück. Ich verpflichte mich, Dir, solange Du lebst, fünfhundert Kronen monatlich zu geben. Damit kannst Du auf Glandegg wie ein Graf Muntaniz leben. Überlege Dir meinen Vorschlag genau, ehe Du ihn ablehnst. Ich kann nicht mehr für Dich tun. Ich grüße Dich herzlich. Dein treuer Bruder P. Andreas."

Muntaniz zerriß den Brief und warf ihn in den Papierkorb. Auf dieses Schreiben gab es keine Antwort.

An demselben Tag begegnete er Hermelin. Vor dem Grand Hotel stand ein tadellos angezogener, glattrasierter Mensch im Gespräch mit einem alten Dienstmann, dem er offenbar einen Auftrag erteilte. Muntaniz kam dieses Gesicht bekannt vor, aber er war seiner Sache nicht sicher. Er ging zweimal an den beiden vorüber, ehe er den Hut lüftete und zögernd fragte: „Herr Hermelin?"

Hermelin drehte sich um und begrüßte Muntaniz.

„Guten Tag, Herr Graf. Wie geht es Ihnen?"

„Danke, nicht so gut wie Ihnen. Ich hätte Sie beinahe gar nicht erkannt, so fein sehen Sie aus."

Hermelin lächelte verlegen. Es war merkwürdig, daß er eine gewisse Befangenheit Muntaniz gegenüber nicht loswerden konnte.

„Mir geht es recht gut, Herr Graf. Ich hab' diesen Winter sehr viel verdient."

„Das freut mich zu hören, lieber Hermelin."

Sie gingen miteinander über die Ringstraße.

„Hören Sie zu, Hermelin. Sie haben mich einmal gefragt, ob ich Geld brauche."

„Ja, ich erinnere mich."
„Fragen Sie mich heute, ob ich Geld brauche."
Hermelin sah ihn verdutzt an. Muntaniz lächelte:
„Nun, fragen Sie."
Jetzt lachte auch Hermelin.
„Brauchen Sie Geld, Herr Graf?"
„Jawohl, lieber Hermelin, und noch dazu sehr dringend."
„Wieviel, Herr Graf?"
Muntaniz dachte einen Augenblick nach, dann antwortete er:
„Hunderttausend Kronen."
Hermelin machte ein sorgenvolles Gesicht. Er war entschlossen und gern bereit, Muntaniz durch einen Mittelsmann Geld vorzustrecken, aber diese Summe war ihm zu hoch. Er kannte die Vermögensverhältnisse des Grafen zu genau. Was war schließlich so eine alte Raubritterburg in Tirol wert? Bestensfalls konnte man sie als Sommerwohnung benutzen.
„So viel kann ich Ihnen nicht verschaffen, Herr Graf."
Muntaniz hatte nicht eine Sekunde lang ernstlich an eine solche Summe gedacht.
„Wieviel denn, Hermelin?"
„Die Hälfte, Herr Graf. Das ist zu machen."
Muntaniz konnte nur mit Mühe seine Freude unterdrücken.
„Gemacht, Hermelin. Vorläufig genügen mir fünfzigtausend Kronen."
Hermelin sagte vorsichtig:
„Den ganzen Betrag werden Sie aber nicht bekommen, Herr Graf. Das Geld ist jetzt sehr teuer. Sie müssen sich darauf gefaßt machen, ziemlich saftige Zinsen zu bezahlen."
„Das macht nichts", antwortete Muntaniz. „Die Hauptsache ist, daß ich das Geld so bald wie möglich bekomme."
„Sie können das Geld schon morgen haben, Herr Graf."
„Bravo! Sie sind ein Genie, Hermelin."
Hermelin gab ihm eine Visitenkarte.
„Gehen Sie morgen vormittag gegen zehn Uhr zu dem Mann. Er wird das Geschäft mit Ihnen abschließen."
Muntaniz nahm die Karte und las: Naftali Klosner.
„Können Sie das nicht für mich besorgen, Hermelin? Es soll nicht Ihr Schaden sein."
„Das geht nicht, Herr Graf. Der Mann wird sonst mißtrauisch. Er muß Sie doch sehen. Ich empfehle Sie ja nur."
Muntaniz steckte die Karte ein und erwiderte:
„Also schön, ich werde selber hingehen. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Empfehlung herzlichst."

„Es war mir ein Vergnügen, Herr Graf."

Am nächsten Vormittag begab sich Muntaniz zu Herrn Naftali Klosner, der ein Verwandter Hermelins war. Muntaniz hatte keine Ahnung, wo die Schreigasse war, und auch der Chauffeur mußte sich erst bei einem Schutzmann nach dem Weg erkundigen. Als Muntaniz das Haus in der Schreigasse betrat, das Hermelin aufatmend verlassen hatte, fühlte er sich gar nicht wohl. Der Schmutz, das Lärmen und der üble Geruch, die das weitläufige Gebäude erfüllten, bereiteten ihm körperliches Unbehagen. Nach langem Suchen und Fragen gelangte er zu der Wohnung des Wucherers, die im dritten Stockwerk lag. Er läutete und mußte eine ganze Weile warten, bis das Guckfenster geöffnet wurde. Eine heisere Stimme fragte im deutsch-jiddischen Jargon, den er kaum verstehen konnte: „Was wollt Ihr?"

„Ich möchte mit Herrn Klosner sprechen."

„Wer seid Ihr?"

„Ich heiße Muntaniz."

Ganz leise fügte er hinzu, als schämte er sich, daß dieses Haus seinen Namen hören durfte: „Graf Muntaniz."

Das Guckfenster wurde wieder geschlossen, und die schlürfenden Schritte entfernten sich.

Muntaniz wollte schon weggehen, als endlich die Tür von einer alten Frau geöffnet wurde.

Naftali Klosner war ein großer, hagerer Mann, der ungefähr siebzig Jahre alt sein konnte. Er hatte eine Habichtnase, merkwürdig junge Augen und einen langen, weißen Vollbart. So hatte sich Muntaniz immer einen Wunderrabbi vorgestellt. Das Zimmer, in das er geführt wurde, war groß, hell und mit vielen wertvollen Bildern geschmückt. In der Mitte befand sich ein großer Schreibtisch mit einem mächtigen Lehnstuhl, in den sich Naftali Klosner setzte. Muntaniz mußte ihm gegenüber Platz nehmen, so daß ihm das grelle Vormittagslicht in die Augen fiel. Der Alte sah ihn eine Weile prüfend an und fragte dann: „Sie sind der Graf Ferdinand Muntaniz?"

„Jawohl. Herr Hermelin hat mich an Sie gewiesen."

Herr Klosner strich langsam und bedächtig seinen ehrwürdigen Bart.

„Wieviel brauchen Sie, lieber Freund?"

Muntaniz mußte an sich halten, um über diese Anrede nicht laut aufzulachen.

„Fünfzigtausend Kronen, Herr Klosner."

„Das ist viel Geld, lieber Freund. Auf wie lange brauchen Sie es?"

„Auf ein halbes Jahr."

„Nicht zu machen, lieber Freund. Wir schließen nur Geschäfte auf drei Monate ab."

Muntaniz antwortete ungeduldig: „Also dann auf drei Monate."

„Wann wollen Sie das Geld?"

„Sofort, wenn möglich."

„Warum fragen Sie mich gar nicht, lieber Freund, was das Geld kostet?"

„Sie werden es mir schon sagen."

Herr Klosner nahm ein Stück Papier zur Hand und erklärte mit Würde: „Wir werden also zunächst die Kosten berechnen. Sie bekommen das Geld zu sechs Prozent Zinsen."

Muntaniz rief überrascht: „Das ist ein Geschenk, Herr Klosner."

„Regen Sie sich nicht auf, lieber Freund. Es kommen noch einige Abzüge."

Er begann laut zu rechnen: „Sie zahlen also sechs Prozent Zinsen. Das macht von fünfzigtausend Kronen auf drei Monate siebenhundertfünfzig Kronen. Bei keinem Bankhaus der Welt bekommen Sie als Privatmann billigeres Geld."

„Gewiß nicht, Herr Klosner."

„Meine Provision beträgt zehn Prozent. Ich bin nämlich nur der Agent und muß meinem Geldgeber für den richtigen Eingang des Wechsels haften. Sie werden einsehen, lieber Freund, daß eine zehnprozentige Provision nur eine kleine Prämie für mein Risiko ist."

„Gewiß, Herr Klosner."

„Also zehn Prozent Provision macht fünftausend Kronen. Den Kursverlust werden wir Ihnen billigst mit sechstausend Kronen berechnen."

Muntaniz fragte erstaunt: „Was für einen Kursverlust?"

Herr Naftali Klosner antwortete überlegen: „Sie wollen doch das Geld schon heute, nicht wahr? Wir haben also Papiere verkaufen müssen, denn unser Geld liegt ja nicht hier in der eisernen Kasse. Bei dem Verkauf der Papiere haben wir sechstausend Kronen verloren, die Sie natürlich bezahlen, denn wir hatten keine Veranlassung, bei diesem Kurs zu verkaufen."

Muntaniz sagte ein wenig nervös: „Schön. Was kommt jetzt noch?"

Herr Klosner erwiderte gelassen: „Nur hübsch langsam, lieber Freund, eins nach dem andern. Die Courtage beträgt viertausend Kronen. Unter Courtage versteht man —"

Muntaniz unterbrach ihn:

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich will mich bei Ihnen nicht auf die Bankprüfung vorbereiten."

„Wir sind gleich fertig, lieber Freund. An Manipulationsgebühren haben Sie tausend Kronen zu bezahlen. Das Agio macht zweihundertfünfzig Kronen aus, und die Zuzählungsgebühr werden wir Ihnen kulanterweise nur mit tausend Kronen berechnen."

Muntaniz fragte mit Galgenhumor:

„Sind Sie jetzt fertig? Oder muß ich vielleicht noch eine Konferenzgebühr für diese Unterredung bezahlen?"

Herr Klosner antwortete ganz ernst:

„Die Konferenz kostet Sie nichts. Auch für das Wechselblankett haben Sie nichts zu bezahlen."

„Nur keine Geschenke, Herr Klosner! Aber jetzt sagen Sie mir endlich, wieviel ich für die fünfzigtausend Kronen bekomme?"

Klosner rechnete bedächtig die einzelnen Posten zusammen.

„Sie erhalten zweiunddreißigtausend Kronen, lieber Freund."

Muntaniz war überrascht, daß er trotz den großen Abzügen noch so viel erhielt.

„Was geschieht jetzt, Herr Klosner?"

„Jetzt brauchen Sie nur diesen Wechsel zu unterschreiben, lieber Freund."

Muntaniz setzte seine Unterschrift unter den Wechsel, der auf fünfzigtausend Kronen lautete und am sechsten Juni fällig war.

Naftali Klosner trocknete den Wechsel sorgfältig ab und legte ihn in eine große, schmutzige Brieftasche. Dann begab er sich zu der eisernen Kasse, die in einer Ecke des Zimmers stand, und sperrte sie nicht ohne Feierlichkeit auf. Er nahm ein Kuvert heraus und zählte auf dem Schreibtisch zweiunddreißig neue, blanke Tausendkronenscheine auf. Muntaniz sah ihm zu und dachte lächelnd, daß diese Arbeit des Zuzählens mit tausend Kronen sehr gut honoriert würde.

Klosner forderte ihn auf, den Betrag nachzuzählen. Muntaniz raffte die Scheine zusammen und steckte sie in die Rocktasche.

Der Alte rief entsetzt:

„Sie werden das Geld verlieren, lieber Freund."

Muntaniz antwortete übermütig:

„Was liegt Ihnen daran? Sie haben ja den Wechsel."

Beim Abschied sagte Herr Naftali Klosner:

„Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, lieber Freund, daß eine Prolongation des Wechsels ganz ausgeschlossen ist. Wenn

Sie das Papier eingelöst haben, können Sie sogleich wieder Geld bekommen, aber prolongiert wird nicht."

Muntaniz wiederholte: „Prolongiert wird nicht."

Aber er dachte dabei nicht an den Wechsel.

Dann stolperte er durch das finstere Vorzimmer auf den Gang hinaus. Er war fröhlich und gut gelaunt.

Nachmittags erschien Angélique. Er küßte sie und fragte: „Wunderst du dich gar nicht, daß ich wieder hier bin?"

„Ich wußte bestimmt, daß du zurückkommen würdest, chéri."

„Wieso hast du das wissen können, du dummes Mädel?"

„Ich habe es gewußt."

Er sagte plötzlich ernst: „Es war gar nicht so sicher, Angélique."

Sie küßte ihn.

Es war der glücklichste Tag, den das Schicksal Angélique Roussette geschenkt hatte.

Beim Abendessen sagte Muntaniz leichthin:

„Ich bin ruiniert, Angélique. Ich habe mein ganzes Vermögen verspielt. Wie dein Vater."

Sie antwortete sanft und ruhig: „Ich weiß es, chéri."

Er sah sie erstaunt an.

„Leute in der Bar haben es erzählt."

„Und trotzdem warst du so fest davon überzeugt, daß ich zurückkommen werde?"

Sie sagte zuversichtlich: „Ja. Dir kann nichts geschehen, chéri."

Er lachte.

„Das möchte ich nicht so bestimmt behaupten, Angélique. Meine Zukunft steht auf vier sehr unsicheren Beinen."

„Das verstehe ich nicht, chéri."

„Ich habe ein Pferd, sonst aber auch nichts. Es heißt Imperator und hat vier Beine, verstehst du?"

„Ich verstehe."

„Dieses Pferd muß das Derby gewinnen, sonst ist alles aus."

Sie stand auf und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Es wird gewinnen, chéri."

Und in Gedanken fügte sie hinzu: „Aber ich werde verlieren."

39.

In dem Freudenauer Frühjahrsmeeting erzielte ein neuer Stall die wunderbarsten und rätselhaftesten Erfolge. Es war

der Stall des Mr. Poole. Dieses Pseudonym hatte Adolf Hermelin in dankbarer Erinnerung an den Anzug gewählt, der ihm so viel Glück gebracht hatte. Sein Stall bestand aus neun Pferden, die er während des Herbstes und des Winters um einen Pappenstiel zusammengekauft hatte. Es waren lauter hoffnungslose Schinder, die von den Besitzern mit großem Vergnügen abgegeben worden waren. Für diese Herde engagierte Hermelin einen Trainer, einen genialen Trainer. Der Mann war ein Tscheche, der nur wenige Worte Deutsch verstand, hieß Vibiral und war bisher als zweiter Futtermeister in einem Stall tätig gewesen. Trainer Vibiral war ein Künstler und Zauberer zugleich. Unter seinen Händen verwandelten sich die unmöglichsten Vierfüßler in Klassepferde. Schinder, die bisher nicht das kleinste Verkaufsrennen landen konnten, gewannen gutbezahlte Handikaps. Sie gewannen immer als große Außenseiter. Wenn sie neunundvierzig Kilo trugen und favorisiert waren, endeten sie als Letzte. Saß aber Atchinson auf so einem Pferd, das achtundfünfzig Kilo zu tragen hatte und gänzlich chancenlos ins Rennen ging, so gewann der Gaul, wie er wollte. Góth hatte sofort das große Talent des neuen Rennstallbesitzers erkannt und Hermelin seinen Stalljockei zur Verfügung gestellt.

Hermelin und Góth waren der Schrecken der Buchmacher. Die beiden landeten die unglaublichsten Coups. So vorsichtig und ängstlich auch die Buchmacher waren, sie fielen immer wieder herein. Alle Wetter des Ringes verloren mit ihnen, denn sie konterminierten, weil sie an die Dauer dieser unerhörten Erfolgserie nicht glauben wollten.

Mr. Poole und Góth plünderten ungehindert den Ring aus. Zu den Geplünderten gehörte auch Muntaniz, der für die guten Tips, die ihm der dankbare Hermelin ab und zu gab, kein Ohr hatte, sondern nach seinen eigenen Ideen wettete.

Imperator war in die Freudenau gekommen, um in einem Maidenrennen der Dreijährigen zu starten. Muntaniz hatte ihn aus allen klassischen Rennen bis auf das Derby streichen lassen. Es war seine fixe Idee geworden, daß der Sohn des Hannibal das Derby gewinnen müßte. Alle andern Rennen waren für ihn wertlos, nur die grotesken Wetten, die er auf den Jährling in Napagedl abgeschlossen hatte, konnten ihn retten.

Imperator benahm sich als Dreijähriger genau so wie im Vorjahr. Er schlug im Trial Carissimo, den Derbyfavoriten, auf dem Atchinson im Sattel war, und ging im Rennen natürlich mit Odds auf den Start. Copper ritt ihn, und Muntaniz hatte den Rest des Klosnerschen Geldes auf seinen Gaul angelegt.

Imperator war weitaus das beste Pferd im Feld und schien das Rennen sicher zu haben.

Der Sohn des Hannibal wollte nicht galoppieren. Copper ritt ein ehrliches Rennen, denn sowohl die Jockeis als auch Hermelin hatten Imperator gespielt und nur ganz kleine Deckungswetten auf das Pferd abgeschlossen, das Atchinson steuerte. Mit Mühe und Not brachte Copper das widerwillige Tier auf einen schlechten vierten Platz. Das Rennen gewann ein Pferd aus dem Stalle Mr. Pooles mit Atchinson im Sattel. Das Resultat des Rennens wirkte auf alle Beteiligten verblüffend. Weder Hermelin und Góth, noch die Jockeis und Trainers konnten sich dieses vollständige Versagen Imperators erklären.

Muntaniz schob die ganze Schuld auf Copper.

„Der Mensch kann das Pferd nicht reiten", sagte er wütend zu Tuckett. „Und an allem sind nur Sie schuld, weil Sie lächerliche Verdächtigungen gegen Atchinson erheben. Aber wie rächt sich Atchinson? Er gewinnt jedes Rennen, und wir sind die Dummen."

Tuckett konnte nichts darauf erwidern, da sein Patron augenscheinlich recht hatte.

„Aber von jetzt ab wird Atchinson Imperator reiten, das steht fest bei mir."

Nach diesem unglücklichen Rennen notierte der Sohn des Hannibal 50 : 1 in der Derbywettliste.

Acht Tage später gewann Carissimo die Trialstakes, derselbe Carissimo, den Imperator in der Morgenprobe geschlagen hatte. Zur gleichen Zeit gab Danilo II, der Kandidat des Freiherrn von Oppenheim, der den Austria-Preis gewonnen hatte, in der Arbeit nach und wurde aus dem Derby gestrichen.

Carissimo war jetzt erster Favorit für das blaue Band.

Muntaniz aber war fester als je davon überzeugt, daß sein Pferd den Preis des Jockeiklubs gewinnen mußte.

40.

Baron Matterott kannte alle Wucherer von Wien. Er stellte sich Muntaniz, der ihn um Rat gefragt hatte, bereitwillig zur Verfügung und gab ihm eine Liste der schmutzigen Quellen, aus denen das hochprozentige Geld floß. Muntaniz war Tag und Nacht auf den Beinen. Er verbrachte viele Stunden in den Vorzimmern sonderbarer Bankbüros, er hatte Zusammenkünfte in Kaffeehäusern jeder Gattung, er wartete in Vorstadtgasthäusern und in üblen Spelunken, er unterhandelte mit Christlichsozialen

und mit polnischen Juden im Kaftan, mit alten und jungen Weibern, mit Advokaten und mit Wirten, mit Wein- und Pferdehändlern, mit pensionierten Beamten und mit Kellnern, mit Dienstmännern und mit Zahntechnikern, mit Friseuren und Juwelieren. Er bezahlte ein kleines Vermögen für Vorspesen und Informationsgebühren und ließ sich von fünf Ärzten verschiedener Versicherungsgesellschaften auf das genaueste untersuchen, um die Policen zu bekommen, die die Geldgeber verlangten. Alle Anstrengungen waren umsonst. Für den Grafen Muntaniz gab es in Wien kein Geld. Je mehr sein Name in den Wuchererkreisen ausgetrommelt wurde, desto aussichtsloser war es, Geld zu erhalten. Man begehrte von ihm Sicherheiten, die er nicht leisten konnte. Als Bürgen wurden zumindest Rothschild oder Carnegie verlangt.

Nach einer Woche vergeblichen Herumlaufens suchte Muntaniz Matterott auf und berichtete ihm von seinen Mißerfolgen.

Matterott kraute nachdenklich seinen Kopf und sagte endlich:

„Lieber Freund, jetzt kann nur mehr der Zöbinger helfen."

„Wer ist das?"

„Du wirst schon sehen. Telephoniere ihn an, er hat Telephon, und bestelle ihn nachmittags in ein Kaffeehaus. Hoffentlich ist er nicht eingesperrt."

Zöbinger oder Gustav Ritter von Zöbinger, wie er sich noch immer nannte, obwohl ihm nach einer mehrjährigen Kerkerstrafe der Adel aberkannt worden war, stammte aus einer sehr angesehenen Beamtenfamilie. Sein Vater war Hofrat. Er selber geriet durch seine krankhafte Verschwendungssucht sehr früh auf Abwege und verbüßte bereits mit zwanzig Jahren seine erste Strafe. Er war seinem Äußern nach ein vollkommener Kavalier, ein Mann mit den gewinnendsten Umgangsformen, ein entzückender Mensch voll Witz und Humor und zugleich der gefährlichste Gauner des Kontinents. Er hatte entweder die schönsten Gäule, die es in Wien gab, vor seinem Wagen eingespannt, oder er blieb den Kaffee schuldig. Wenn er nicht eingesperrt war, saß er in Monte Carlo oder in Ostende. Im übrigen befaßte er sich mit Geldvermittlungen. So oft er den Kerker verließ, erschien er verjüngt und erfrischt wieder auf der Oberfläche, als käme er von einer kleinen Erholungsreise zurück.

Muntaniz wartete vormittags mit Matterott zusammen in dem Vorgärtchen eines Ringstraßen-Kaffeehauses auf Herrn Zöbinger.

Muntaniz fragte ungeduldig:

„Glaubst du, daß er kommen wird?"

„Er kommt sicher. Solange er kein Geld abzuliefern hat, ist er immer pünktlich."

Ein Kutschierwagen mit zwei prachtvollen Trabern, die allgemeines Aufsehen erregten, fuhr vor.

„Das ist Zöbinger", sagte Matterott.

Ein hochgewachsener, glattrasierter Mensch, der unheimlich elegant angezogen war, sprang vom Wagen und warf die Zügel dem Diener zu, der auf dem Rücksitz saß.

„Führen's die Pferde ein bissel auf und ab, Johann."

Zöbinger schritt auf den Tisch zu, bei dem Matterott und Muntaniz saßen, und begrüßte den Baron: „Grüß Sie Gott, lieber Baron. Wie geht's? Noch immer stier?"

Matterott stellte Muntaniz vor. Zöbinger nahm vorläufig wenig Notiz von ihm, sondern beschäftigte sich mit Matterott.

„Was sagen's zu meine Russen, Baron? Fabelhaft, was? Haben mich zwölftausend Kronen gekostet. Sie gehen aber auch 1 : 28."

Matterott sagte höflich: „Was Sie nicht sagen."

„Wenn Sie's net glauben, fahren's mit mir in die Hauptallee, da können's die Zeit abstoppen."

„Später, Herr Zöbinger. Mein Freund, der Graf Muntaniz, möchte mit Ihnen geschäftlich reden."

Zöbinger wendete sich zu Muntaniz. Er sah kaum wie ein Dreißigjähriger aus, obwohl er die Vierzig längst überschritten hatte.

„Sie brauchen Geld, Herr Graf, was? Es ist ein Jammer, jeder braucht Geld. Und dabei sind die Zinsen so hundsmiserabel. Wieviel wollen's denn, Herr Graf?"

„Fünfzigtausend Kronen, Herr Zöbinger."

Zöbinger spielte den Erstaunten.

„Sapperlot, Sie gehen aber scharf ins Zeug, Herr Graf."

Matterott gab beruhigende Erklärungen:

„Mein Freund meint, daß er einen Wechsel über fünfzigtausend Kronen eskomptieren lassen will."

„Ah so, das ist was anderes. Darüber läßt sich reden. Aber das sage ich Ihnen gleich, Herr Graf, Geld gibt's nicht, nur Ware."

Muntaniz fragte verblüfft:

„Was soll ich denn mit Ware beginnen?"

Matterott erklärte: „Das macht nichts. Der Zöbinger verkauft die Sachen schon. Du kriegst das Geld in die Hand."

„Wieviel bekomme ich für fünfzigtausend Kronen?"

Zöbinger machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Das kann ich Ihnen heute noch nicht sagen, Herr Graf. Das hängt von der Ware ab. Aber Sie können ganz beruhigt sein, ich schau' schon auf Sie. Haben's einen guten Giranten?"

Matterott fragte naiv: „Könnte ich nicht bürgen?"

Zöbinger bekam einen Lachkrampf.

„Was Sie für Witz' machen! Sie wollen bürgen? Na, hören's auf!"

Muntaniz gab die Sache verloren. An den Bürgen scheiterte jedes Geschäft.

Zöbinger sagte gemütlich:

„Sie werden doch irgendeinen Bekannten haben, der für Sie unterschreibt. Denken's nur ein bissel nach."

Matterott hatte eine Idee: „Was ist denn mit dem Leutnant Maistatt? Genügt Ihnen der als Bürge?"

„Der Leutnant Maistatt ist gut."

Muntaniz warf ärgerlich ein:

„Der unterschreibt doch nicht, was fällt dir ein!"

„Das laß gefälligst meine Sorge sein. Ich bringe dir die Unterschrift."

Muntaniz erwiderte ungläubig: „Ich bezweifle es sehr."

Zöbinger erhob sich und sagte:

„Also bringen's mir morgen das Papier mit den Unterschriften, dann wollen wir weiter sehen."

Matterott fragte: „Wann bekommen wir die Valuta?"

Zöbinger antwortete mit dem treuherzigsten Gesicht von der Welt: „In drei Tagen haben's das Geld, Herr Graf. So wahr ich der Zöbinger bin."

Er bestieg seinen Kutschierwagen und sauste davon.

Von dem Tag ab, da Zöbinger den Wechsel erhalten hatte, blieb er unsichtbar. Die Erde hatte sich aufgetan und ihn verschlungen. Matterott, der sehr dringend Geld benötigte, war ihm Tag und Nacht wie ein Polizeihund auf der Spur, ohne einen Erfolg zu erzielen.

Muntaniz hatte schon jede Hoffnung aufgegeben. Er sagte zu Matterott:

„Sieh zu, daß du wenigstens den Wechsel zurückbekommst."

Zwei Tage vor dem ersten Mai verlangte Tuckett von Muntaniz Geld, um die vorletzte Einschreibegebühr für das Derby zu bezahlen. Muntaniz war ratlos. Es handelte sich um zweihundert Kronen, die um jeden Preis aufgebracht werden mußten, sonst verlor Imperator die Laufberechtigung. Wenn am ersten Mai das Geld nicht erlegt wurde, war alles aus.

In seiner letzten Verzweiflung wendete sich Muntaniz abermals an Hermelin.

„Ich brauche noch Geld, Hermelin."

Hermelin machte ein ernstes Gesicht.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Graf."

„Ich bitte Sie dringendst."

„Es geht wirklich nicht, lieber Herr Graf. Jetzt kann ich es Ihnen ja sagen, daß ich für die fünfzigtausend Kronen, die Sie aufgenommen haben, gutgestanden bin. Sie werden einsehen, daß ich nicht mehr tun kann."

Muntaniz ließ mutlos den Kopf hängen. Es war zu Ende. An zweihundert Kronen scheiterte seine letzte Hoffnung.

Hermelin sagte nach einer Weile:

„Verkaufen Sie mir den Imperator, Herr Graf. Ich geb' Ihnen zehntausend Kronen für das Pferd. Es ist das beste Geschäft, das Sie je in Ihrem Leben machen werden."

„Ich verkaufe Imperator nicht."

Das Angebot hatte für Muntaniz keinen Wert. Er konnte sich seiner letzten Chance nicht begeben.

„Wenn ich Imperator verkaufen muß, dann brauche ich überhaupt kein Geld mehr."

Hermelin begriff diese Logik nicht und zuckte bedauernd die Achseln.

„Kaufen Sie mir die Lorelei ab, Hermelin. Ich gebe sie Ihnen sehr billig."

Hermelin zeigte wenig Lust, dieses Geschäft zu machen.

„Was soll ich mit der Lorelei anfangen, Herr Graf? Die Stute müssen Sie dem Pferdefleischhauer verkaufen."

Er ließ sich aber doch herbei, sechshundert Kronen für die gute Lorelei zu bezahlen. Es war kein schlechter Kauf, denn Lorelei gewann bei ihrem ersten Start in Budapest ein Handikap im Werte von fünftausend Kronen.

Muntaniz war selig, daß er am ersten Mai die Einschreibegebühr für Imperator erlegen konnte. Er klammerte sich mit einer geradezu krankhaften und lächerlichen Zuversicht an den Sohn des Hannibal, mit dem er sein Schicksal so fest und unlösbar verknüpft hatte. Er suggerierte sich den Erfolg seines Pferdes derart, daß er bedenkenlos und um jeden Preis Geld aufzunehmen suchte, das er nach dem Derby mit Leichtigkeit zurückzahlen zu können glaubte.

Eines Morgens schleppte Baron Matterott den wackeren Zöbinger herbei, der sich damit entschuldigte, daß Warengeschäfte immer längere Zeit in Anspruch nähmen als glatte Geld-

geschäfte. Er legte Muntaniz eine geradezu imponierende Liste der Wertobjekte vor, die er für fünfzigtausend Kronen bekommen sollte. An erster Stelle prangte ein Luxusautomobil, 28/32HP, Doppelphaeton, mit herrlicher, dunkelgrüner Limousine und amerikanischem Dach, mit abnehmbaren Felgen und Notsitzen. Dann kam ein eleganter englischer Palisander-Mignonflügel modernster Konstruktion, kreuzsaitig, mit drei Pedalen, und ein prachtvolles Harmonium. Ferner eine guterhaltene, gebrauchsfähige Lokomotive, die auf dem Matzleinsdorfer Frachtenbahnhof stand, acht Dampfpflüge, eine Grasschneidemaschine, zwölf echte Gebetteppiche, zweiundzwanzig Schreibmaschinen aller Systeme, dreißig photographische Apparate und hundertzwanzig Konzertgrammophone mit dreizehntausendsiebenhundertachtundsechzig doppelseitigen Schallplatten.

Den Schluß bildeten achtzig Dauerbrandöfen und vierundzwanzig mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Prachtsärge. Von diesen Särgen wußte Zöbinger einen ganzen Roman zu erzählen. Er behauptete, daß der Verein zur Bekämpfung des Scheintodes diese Särge bestellt, aber nicht bezogen hätte, weil er von der Statthalterei aufgelöst worden wäre. Die Särge, die wirklich nur für Scheintote bestimmt sein konnten, enthielten laut Beschreibung elektrische Läutewerke, Glühlämpchen und Thermophore, die die Füße warm halten sollten.

Alle diese Schätze waren Muntaniz zugedacht. Er fragte lachend: „Sagen Sie mir, lieber Herr Zöbinger, was soll ich mit dem Zeug anfangen? Ich müßte mir eine Garage für das Automobil, einen Bahnhof für die Lokomotive und eine Leichenhalle für die Särge mieten!"

Herr Zöbinger erwiderte schmunzelnd: „Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Graf. Ich verkaufe den Kram schon."

„Was werden Sie für alles zusammen bekommen?"

„So zwischen zwanzig- und dreißigtausend Kronen, Herr Graf."

Muntaniz war damit einverstanden.

Einige Tage später brachte Zöbinger achtzehntausend Kronen. Mehr wäre nicht zu holen gewesen. Nach seinen Behauptungen war der Motor des Luxusautomobils gänzlich ruiniert, auf dem Klavier konnte kein Mensch spielen, die Lokomotive war altes Eisen, die photographischen Apparate hatten keine Linsen, und mit der Grasschneidemaschine konnte man höchstens einem Kahlköpfigen die Haare schneiden.

Als Muntaniz das Geld übernahm, von dem er noch zehn Prozent an Matterott abliefern mußte, sagte er mit Galgen-

humor: „Wir hätten uns wenigstens drei Särge zurückbehalten sollen."

41.

Am vierzehnten Mai startete Imperator in Budapest in einem Maidenrennen über sechzehnhundert Meter. Da Atchinson nicht frei war, ritt ihn Hardford, ein Jockei, dessen leichte Hand gerühmt wurde. Der Sohn des Hannibal kam diesmal glatt vom Start und führte mit Längen vor dem übrigen Feld. Er galoppierte ganz leicht, und sein Reiter rührte sich nicht. Es machte den Eindruck, als ob Imperator im Kanter gewinnen würde. Bei der Distanz steckte er plötzlich auf und blieb einfach stehen. Hardford machte verzweifelte Anstrengungen, um ihn wieder in Schwung zu bringen. Es war alles vergeblich. Der Sohn des Hannibal ging als Letzter durch das Ziel.

Dieses Rennen brach Muntaniz das Herz. Das ganze Gebäude der Entschuldigungen und Hoffnungen, das er mühsam aufgebaut hatte, fiel in sich zusammen. Er stand plötzlich als Schwindler und Betrüger da. Er hatte zu einer Zeit Geld aufgenommen, da er als zurechnungsfähiger Mensch wissen mußte, daß er es nicht zurückzuzahlen in der Lage war. Er konnte keinem Richter der Welt beweisen, daß er begründete Aussicht hätte, das Derby zu gewinnen und seine Wetten zu landen. Er wußte es heute besser als alle andern, daß seine Hoffnung nur Betäubung und trügerische Suggestion war.

Er sagte schwermütig zu Tuckett: „Sie haben mir keinen guten Dienst erwiesen, mein lieber Tuckett, als Sie mir in Rapagedl geraten haben, Imperator zu kaufen."

Der Trainer antwortete niedergeschlagen:

„Das Pferd bringt mich ins Grab."

„Es ist alles Bestimmung, und wir können nichts dagegen machen. Trösten wir uns damit."

Sie gingen langsam den Stallungen zu. Vor ihnen führte der kleine Vojtasek den Sohn des Hannibal.

Tuckett fragte mutlos:

„Was soll denn jetzt mit Imperator geschehen, Herr Graf?"

„Vorläufig nichts. Arbeiten Sie ihn jeden Tag ein bißchen und bringen Sie ihn zum Derby nach Wien."

Der Trainer sah seinen Patron erstaunt an.

„Sie wollen ihn wirklich im Derby laufen lassen, Herr Graf?"

„Wir riskieren nichts mehr. Die Rennungsgelder sind bezahlt worden."

Tuckett warf ein:

„Am ersten Juni sind die letzten fünfzig Kronen zu erlegen."
„Die zahle ich noch."
Er gab dem Trainer das Geld.
Er wollte den Becher bis zur Neige leeren.
Als Muntaniz nach Wien zurückkam, machte er den Eindruck eines Gemütskranken. Er wurde menschenscheu und sprach tagelang kein Wort. Eine schwere Melancholie breitete ihre schwarzen Flügel über seine Seele und drückte sie zu Boden. Alle Wunden, die ihm der Verlust Daisys geschlagen hatte, begannen wieder zu bluten. Es war, als ob Gift in seinen Körper gekommen wäre, das schonungslos und ohne Erbarmen um sich fraß. Er lag den ganzen Tag auf dem Diwan und dachte an Daisy. Nachts träumte er von ihr.
Angélique Roussette verbrachte schlimme Stunden bei ihrem Geliebten, der teilnahmslos in die Luft starrte. Sie war gleichmäßig freundlich und belästigte ihn nicht. Sie kochte ihm die erlesensten Gerichte, die er kaum berührte, und räumte die Teller ab, ohne zu fragen oder einen Vorwurf zu erheben. Dann setzte sie sich zum Tisch, stickte oder häkelte und ging um acht Uhr abends weg.
Je näher der vierte Juni kam, desto unruhiger und zerfahrener wurde Muntaniz. Tagsüber blieb er zu Haus, aber nachts machte er oft ausgedehnte Spaziergänge, die ihn bis in die Umgebung Wiens führten. Manchmal kam er erst am grauenden Morgen heim, schmutzig, bestaubt und todmüde. Dann konnte er ein paar Stunden traumlos schlafen. Er vernachlässigte jetzt sein Äußeres und ging tagelang unrasiert herum. Sein Gesicht war hager und eingefallen, von einer ungesunden Blässe und von zahllosen Runzeln durchfurcht, das Haar an den Schläfen wurde grau. Seine Nerven waren so zerrüttet, daß er den Tod zu fürchten begann. Er hatte eine grenzenlose Angst vor dem Sterben. Er wäre bereit gewesen, das armseligste und bitterste Leben zu ertragen, aber leben wollte er, leben um jeden Preis.
Am Tag vor dem Derby fuhr Muntaniz zum Rennen in die Freudenau. Er mußte sich um einen Reiter für Imperator kümmern, wenn er ihn wirklich laufen lassen wollte.
Der erste Bekannte, dem er auf dem Rennplatz begegnete, war Sarkány. Muntaniz erblaßte und verspürte ein Schwächegefühl, das ihn zu überwältigen drohte. Sarkány grüßte, ernst und würdig, wie man einen besiegten Gegner grüßt. Muntaniz zog den Hut und ging schweigend an ihm vorüber. Sein Haß gegen Sarkány war unberechtigt. Der Mann kannte eben seine Tochter besser als er.

Auf dem Rennplatz herrschte ungewöhnliche Aufregung. Carissimo, der hohe Derbyfavorit, der Sieger der Trialstakes und des Alager Preises, war lahmgefallen und vormittags aus dem Rennen gestrichen worden. Die Buchmacher gewannen ein Vermögen. Das Derby war jetzt ein ganz offenes Rennen geworden. Man machte Javor zum Favoriten, der Zweiter zu Carissimo im Alager Preis gewesen war, aber kein Mensch glaubte recht an ihn.

Muntaniz war die Streichung Carissimos sehr angenehm, weil dadurch Atchinson frei wurde. Er freute sich, daß der Jockei den Ritt auf Imperator annahm. Im Ring stand der Sohn des Hannibal mit 33:1 angeschrieben, aber als man hörte, daß Atchinson auf dem Pferd im Sattel sein würde, sank der Kurs auf 20:1. Man konnte nicht wissen. Es war ein deutliches Zeichen der vollkommenen Unsicherheit, mit der man dem Ausgang des diesjährigen Derbys entgegensah.

Nach dem Rennen begab sich Muntaniz zu den Stallungen. Er wollte sehen, wie es dem Sohn des Hannibal ging. Vor der Stalltür saß der kleine Vojtasek und rauchte eine Zigarette, die er sofort wegwarf, als er seinen Patron erblickte.

Muntaniz fragte den Stalljungen: „Wo steht Imperator?"

„Prosim, pane", erwiderte Vojtasek und führte seinen Herrn zu der Box, in der sich Imperator befand. Das Pferd wieherte und scharrte mit einem Vorderfuß.

Muntaniz trat in die Box und streichelte die Stirn des Tieres, das ihn aufmerksam anblickte.

„Du hast mir viel Sorgen gemacht, mein lieber Imperator. Ja, du brauchst mich gar nicht so unschuldig anzuschauen! Immer hast du mich im Stich gelassen. Ein ganz treuloser Kerl bist du."

Der Sohn des Hannibal senkte den Kopf, als wäre er sich seiner Schuld bewußt.

„Na, ich will dir keine Vorwürfe machen. Vielleicht kannst du nichts dafür, aber besser wäre es jedenfalls gewesen, wenn wir beide nicht zusammengekommen wären."

Er klopfte Imperator ab und ging langsam aus dem Stall. Das Pferd wendete den Kopf und sah seinem Herrn nach.

42.

Angélique Roussette verließ am Derbysonntag nach vier Uhr morgens die Unionbar. Sie beschloß, sofort Muntaniz aufzusuchen, da sie ihn zu verfehlen fürchtete, wenn sie erst später käme. Da kein Wagen zu haben war, ging sie trotz dem strömenden

Regen zu Fuß. Sie erreichte ganz durchnäßt das Haus, in dem der Geliebte wohnte, und läutete ein wenig ängstlich an.

Der Hausmeister öffnete, musterte die Unbekannte und fragte unfreundlich: „Was wollen's denn?"

„Ich möchte zum Herrn Grafen Muntaniz."

Der Hausmeister erklärte entrüstet:

„Jetzt is ka Zeit net zum Besuchemachen, mei liabes Fräulein. Kommen's am Tag, net mitten in d'r Nacht."

„Ich habe dem Herrn Grafen eine sehr wichtige Mitteilung zu machen."

„Dös könnt' a jede sag'n!"

Er schloß schimpfend das Haustor.

Angélique blieb vor dem Haus stehen und wartete, bis das Haus geöffnet wurde. Es regnete ununterbrochen, und der Himmel war grau und herbstlich.

Nach fünf Uhr kam ein Milchwagen herangerasselt. Ein Mann stellte Milchkannen vor das Haustor, läutete an und fuhr mit seinem Wagen davon. Um halb sechs Uhr wurde das Haustor geöffnet. Angélique schlich leise und verstohlen über die dunklen Stiegen und klopfte an der Wohnungstür des Grafen an.

Villgrattner, der schon wach war, öffnete und machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Guten Morgen, Villgrattner."

„Guten Morgen, Fräulein. Ja, wie schau'n Sie denn aus? Sie sind ja waschelnaß."

Angélique sagte vergnügt:

„Ich werde schon wieder trocken werden."

Der Diener konnte sich gar nicht beruhigen.

„Daß Sie sich nur nit verkühlen, Fräulein. Was ist denn passiert?"

„Ich muß den Herrn sprechen. Es ist sehr wichtig."

Villgrattner meinte nachdenklich: „Er schläft zwar noch, aber wecken's ihn nur auf. Es schad't ihm nix. Wie er noch beim Militär war, hat er jeden Tag um die Zeit aufsteh'n müssen."

Sie öffnete leise die Tür des Schlafzimmers und ging auf den Fußspitzen zu seinem Bett. Sie legte ihren Mantel ab, der von Wasser triefte, und betrachtete mit einem seligen Lächeln das schlafende Gesicht des Geliebten. Seine Stirn war gerunzelt, und die Mundwinkel zogen sich tief herab. Wie ein trotziger Bub sieht er aus, dachte Angélique. Sie neigte sich über ihn und küßte ihn ganz sachte auf die Stirn. Er rührte sich nicht.

Nach einer Weile flüsterte sie:

„Chéri! Chéri! C'est moi, Angélique."

Er öffnete die Augen und sah sie schlaftrunken an. Er fragte erstaunt: „Angélique? Ja, was ist denn los?"

„Ich habe dir etwas sagen wollen, chéri."

Er richtete sich im Bett auf.

„Da mußt du mitten in der Nacht kommen?"

Es klang beinahe unfreundlich.

Sie erwiderte sanft: „Es ist schon sechs Uhr früh, chéri. Verzeih', daß ich dich aufgeweckt habe, aber ich fürchtete, daß ich dich später nicht mehr treffen würde."

„Ist es denn so wichtig, Angélique?"

Sie erwiderte unsicher:

„Ich weiß es nicht, chéri. Ich verstehe zu wenig von diesen Dingen, aber ich dachte mir: du mußt es ihm mitteilen."

Er war jetzt ganz wach geworden und sagte: „Vor allem gib mir eine Zigarette, bitte. Dann kannst du erzählen."

Sie brachte eine Zigarette und setzte sich an den Bettrand.

„Also was ist denn geschehen, Angélique?"

„Es ist nichts geschehen."

Er begann zu lachen: „Warum kommst du dann um sechs Uhr früh zu mir, statt zu schlafen, du dummes Mädel?"

„Ich wollte dir doch sagen, was ich gehört habe, chéri."

„Was hast du denn gehört?"

„Heute nacht saßen zwei Herren an der Bar, Engländer. Der eine war ein Jockei und heißt Atchinson."

Muntaniz sah sie überrascht an.

„Woher weißt du das, Angélique?"

„Ich habe den Barkeeper gefragt."

„Ja, warum?"

„Ich hörte, daß die Engländer von Imperator sprachen, und da ich weiß, daß dein Pferd so heißt, so interessierte mich das Gespräch."

„Was haben die beiden Herren gesprochen?"

„Ich habe nur wenig verstanden, chéri. Der eine Herr, der Jockei, sagte: ‚Imperator wird nicht gewinnen, da können Sie ganz beruhigt sein.' Und später sagte er: ‚Wetten Sie für mich Hochstadl.' "

Muntaniz starrte Angélique wie geistesabwesend an.

Angélique sagte schüchtern und entschuldigend:

„Ich dachte mir, daß das vielleicht wichtig für dich ist. Der Barkeeper erzählte mir nämlich, daß dieser Jockei dein Pferd reitet. Wie darf er dann sagen, daß Imperator nicht gewinnen wird? Das ist doch nicht in Ordnung."

Muntaniz rief: „So ein Gauner!"

Dann ergriff er die Hand Angéliques und küßte sie: „Ich danke dir, Angélique. Du hast mir einen großen Dienst erwiesen."

Sie strahlte vor Freude.

Er sagte freundlich: „Aber jetzt mußt du nach Haus gehen und dich schlafen legen, Angélique, du bist ganz blaß und übernächtig."

Sie widersprach bescheiden: „Ich bin gar nicht schläfrig."

Sie konnte sich nicht entschließen, wegzugehen. Sie hätte dem Geliebten gern von dem seligen Glück erzählt, das sie unter dem Herzen trug. Aber es war wohl nicht die geeignete Stunde. Er dachte jetzt nur an sein Pferd und an den Jockei.

Sie zog ihren regennassen Mantel an und nahm Abschied. Er sagte: „Adieu, Angélique. Ich danke dir nochmals von ganzem Herzen."

Sie küßte ihn zitternd auf den Mund.

„Leb' wohl, chéri."

Bei der Tür drehte sie sich um und warf ihm mit bebenden Fingern eine Kußhand zu. Er starrte in die Luft und sah es nicht.

Im Vorzimmer stand Villgrattner mit einer Tasse Tee.

„Sie müssen was Warmes trinken, Fräulein, sonst werden Sie uns krank."

Sie war von der Aufmerksamkeit des Dieners gerührt und trank einen Schluck Tee.

„Ich danke Ihnen, lieber Villgrattner."

Dann verließ sie das Haus. Es regnete noch immer.

Angélique Roussette weinte. Sie wußte nicht, warum.

Als Muntaniz in die Freudenau fuhr, hatte es zu regnen aufgehört. Er war fest entschlossen, Atchinson nicht reiten zu lassen, obwohl er keine Ahnung hatte, wen er auf sein Pferd setzen sollte.

Er hatte ein merkwürdiges Gefühl, als er den Rennplatz betrat.

Er wußte, daß es das letztemal war. Dieser Tag war ein Markstein in seinem Leben. Der Abschied von Rennen und Pferden fiel ihm nicht schwer, obwohl es auch ein Abschied von seiner Jugend war. Er suchte Ruhe und Frieden.

Vor dem ersten Rennen begegnete er Atchinson.

„Mr. Atchinson," sagte er ohne Erregung, „ich verzichte auf Ihren Ritt im Derby."

„Sie lassen Imperator nicht starten, Sir?"

„Doch. Ich lasse nur Sie nicht reiten."

Der Jockei fragte harmlos: „Warum nicht, Sir?"

„Weil es Ihnen kaum gelingen dürfte, Hochstadl zu schlagen, den sie gewettet haben. Deswegen lasse ich Sie nicht mein Pferd reiten, Mr. Atchinson."

Er ließ den verblüfften Jockei stehen und suchte Tuckett auf, der dabei war, Imperator aus dem Stall zu holen.

„Ich habe Atchinson den Ritt abgenommen", sagte Muntaniz. „Ich lasse ihn nicht reiten."

Der Trainer fragte überrascht: „Warum nicht, Herr Graf?"

„Atchinson ist ein Gauner."

Tuckett rief bestürzt: „Das ist eine Katastrophe, Herr Graf. Wer soll Imperator reiten?"

„Engagieren Sie irgendeinen anderen Jockei. Es ist mir ganz gleich, wen Sie wählen."

Der Trainer dachte einen Augenblick nach.

„Es ist gar kein Jockei frei, Herr Graf."

Muntaniz antwortete ungeduldig: „Dann setzen Sie in Gottes Namen einen Lehrling auf den Gaul. Es ist ja ganz egal."

Der kleine Vojtasek führte den Sohn des Hannibal aus dem Stall.

Muntaniz sagte kurz entschlossen: „Der Bub soll Imperator reiten."

Tuckett erwiderte lächelnd: „Das ist doch ein Scherz, Herr Graf?"

„Warum denn? Der Junge kennt das Pferd und ist sicher kein Schwindler."

„Herr Graf, Sie können doch im Derby keinen Stallburschen reiten lassen."

Der Widerspruch des Trainers genügte, um Muntaniz in seinem Entschluß zu bestärken.

Er wendete sich zu dem kleinen Vojtasek, der das Pferd hielt:

„Traust du dich, Imperator zu reiten?"

Der Junge wurde ganz rot vor Freude und sagte selbstbewußt: „Jawohl, Herr Graf. Reit' ich ja immer in Arbeit."

Muntaniz sagte dem Trainer: „Er soll sich anziehen."

„Die Dreß wird ihm viel zu groß sein, Herr Graf."

„Das macht nichts. Sie geben ihm natürlich keine Sporen und keine Peitsche."

Als der Bub davonlief, schrie ihm Muntaniz nach: „Hallo! Wasch dir auch ein bissel das Gesicht, du bist ja ganz dreckig."

Der Junge rief zurück: „Jawohl, Herr Graf."

Als der kleine Vojtasek zur Wage kam, erregte er einen Lachsturm. Er sah in der Dreß, die wie eine Fahne um seinen Knabenkörper flatterte, drollig genug aus.

Góth sagte zu Muntaniz:

„Wenn du mit solchen Mitteln arbeitest, lieber Freund, dann möchte ich mich lieber mit dir ausgleichen. Ich biete dir hundert Kronen, wenn du mich aus der Wette herausläßt."

Muntaniz erwiderte trotzig:

„Ich lasse dich nicht aus der Wette, wenn du mir zweihundertneunundneunzigtausend Kronen bietest."

Góth lachte gutmütig: „Du glaubst doch nicht ernstlich, daß ich dir hundert Kronen gebe?"

Als Muntaniz und Tuckett mit dem kleinen Kerl zum Paddock gingen, fragte der Trainer: „Wollen Sie dem Jungen eine Instruktion geben, Herr Graf?"

„Er soll reiten, wie er will und kann."

Das Geläufe war infolge des starken Regens tief geworden. Tuckett hatte bei den ersten zwei Rennen bemerkt, daß besonders die Innenbahn ganz aufgeweicht war. Die Pferde, die an den Rails galoppierten, blieben im Schlamm beinahe stecken.

Er sagte zu dem Stallburschen: „Reit' wie du willst, aber bleib' immer in der Mitte der Bahn. Hast du mich verstanden?"

„Jawohl."

„Reit' immer allein, nicht im Rudel mit den andern, sonst werfen sie dich aus dem Sattel. Hast du mich verstanden?"

„Jawohl. Immer allein reiten."

„Laß dein Pferd gehen, wie es will. Treib es nicht. Erst bei der Distanz, dort bei der roten Scheibe, mußt du zu reiten anfangen. Hast du mich verstanden?"

„Jawohl."

Er hob den Buben in den Sattel.

Die Pferde wurden in die Bahn geführt und gingen in einem großen Kreis um die Gruppe der Rennstallbesitzer und Klubmitglieder, die die letzte Musterung hielten. Muntaniz hatte sich der Schar der Auserwählten nicht zugesellt, er blieb neben dem Richterhäuschen, an die Barriere gelehnt.

Favor, der Derbyfavorit, war ein kleines, unscheinbares Pferd, das beim Aufgalopp keinen günstigen Eindruck machte. Auch Triton, der Sieger des Neulingsrennens, und White clover gewannen sich keine Freunde. Von Eva, der zweiten Favoritin, behaupteten die Sachverständigen, daß sie unter sexuellen Schwächen leide. Am besten gefielen die beiden deutschen Pferde. Besonders Gargantua II., der Gaul des Weinbergstalles, auf dem Childs im Sattel war, imponierte. Von dem Gradizer Golf II. versprach man sich weniger, obwohl sein Reiter Bullock ein sehr zuversichtliches Gesicht machte. Der kleine Vojtasek auf

Imperator erregte große Heiterkeit. Eine Gruppe von witzigen Turffreunden erklärte, daß er wie ein Floh auf dem Pferd säße. Von den Vertretern der heimischen Zucht genoß Hochstadl das meiste Vertrauen. Er wurde auch neben den deutschen Pferden bei den Kassen am stärksten gespielt.

Im Ring war Javor erster Favorit. Ihm folgten Eva und einige Odds länger die Kandidaten aus dem Deutschen Reich. Hochstadl notierte 7 : 1, White clover 8 : 1, die andern Pferde, die nur als Statisten angesehen wurden, darunter auch Triton, waren 20 : 1 zu haben. Imperator stand mit 33 : 1 angeschrieben, nachdem es bekannt geworden war, daß ihn ein Stallbursche reiten werde. Man hätte ihn aber auch 100 : 1 bei den Buchmachern bekommen können. Es starteten dreizehn Pferde.

Ein schrilles Glockenzeichen ertönte. Der Ablauf war gelungen. Hochstadl übernahm sofort die Führung. Er hatte als Steher das größte Interesse daran, das Tempo nicht abflauen zu lassen. Wenn es ihm nicht gelang, die andern Pferde müdezulaufen, war es um ihn geschehen. Zweiter war Triton, Dritter der Graditzer. Die andern Pferde folgten im Rudel. Imperator hatte sich beim Start ein wenig versäumt und galoppierte als Letzter, ungefähr zehn Längen hinter dem Feld. Beim Meilenstart fiel Triton zurück, an seine Stelle trat Eva. Hochstadl führte noch immer, der Graditzer war Zweiter. Imperator hatte Anschluß gefunden. Als die Pferde in die Gerade einbogen, erschien Javor im Vordertreffen. Er überholte Eva und den Graditzer und lief Gurt an Gurt neben Hochstadl. Von den Tribünen donnerte es: „Javor gewinnt! Javor! Javor!" Die Anhänger Hochstadls brüllten: „Hochstadl! Hochstadl!" Sechshundert Meter vor dem Ziel waren alle Jockeis am Reiten. Childs machte seinen Vorstoß mit Gargantua II. Er passierte das ganze Feld und lag neben Javor und Hochstadl. Die Leute schrien: „Weinberg gewinnt!" Eva und der Graditzer waren verschwunden. Vor der Distanz brach White clover aus dem Rudel hervor und erschien sofort neben Hochstadl, der Javor und den Vertreter Weinbergs abgeschüttelt hatte, die geschlagen zurückfielen. Das Rennen lag nur mehr zwischen Hochstadl und White clover. Imperator galoppierte ganz allein in der Mitte der Bahn und war bei der Distanz auf gleicher Höhe mit den geschlagenen Pferden. Hochstadl und White clover, die an den Rails marschierten, hatten drei Längen Vorsprung. Jetzt forderte der kleine Vojtasek sein Pferd auf. Die Aufforderung bestand darin, wie er später erzählte, daß er zu dem Tier sagte: „No geh' schön! Honem, honem!" Der Sohn des Hannibal streckte sich willig und

überholte zwanzig Meter vor dem Ziel die führenden Pferde, die verzweifelt um jeden Zoll Boden kämpften. Dreißigtausend Menschen brüllten: „Hochstadl! Hochstadl!“ Die andern riefen: „White clover! White clover!“ Man sah nur die beiden Pferde. Imperator, der ganz außen galoppierte, wurde von den meisten gar nicht bemerkt. Kopf an Kopf gingen Hochstadl und White clover durch das Ziel. Niemand wußte, wer der Sieger war.

Mit ungeheurer Spannung starrten die vielen Tausende auf das Richterhäuschen, wo die Nummern der siegreichen Pferde aufgezogen wurden. Endlich ging die Tafel hoch. Nummer sieben hatte gewonnen. Wer war Nummer sieben? Tausende von Rennprogrammen raschelten. Imperator, br. Hengst v. Hannibal a. d. Napfény, hatte das österreichische Derby gewonnen. Die Überraschung war um so größer, als die wenigsten das Pferd, das im Ziel auch durch das Richterhäuschen verdeckt war, gesehen hatten. Man glaubte zuerst an einen Irrtum des Richters. Erst als die andern Pferde aufgezogen wurden, in denen man die Sieger vermutet hatte, befreundete man sich kopfschüttelnd mit dem unerklärlichen Resultat.

Der Richterspruch lautete:

Sehr leicht mit einer Länge gewonnen. Hochstadl Zweiter. Eine Kopflänge zurück White clover Dritte.

Muntaniz lehnte regungslos an der Barriere. Eine Erstarrung hielt seinen Körper umfangen. Er hatte das Derby gewonnen und konnte sich darüber nicht freuen. Er dachte an die vielen Zufälligkeiten, von denen dieser Sieg abhängig gewesen war, und erschauerte.

Tuckett kam bleich und atemlos herbeigelaufen und sagte: „Sie müssen das Pferd zur Wage führen, Herr Graf.“

Muntaniz folgte dem Trainer widerwillig in die Bahn, um seinen Gaul einzuholen. Imperator war staubtrocken und ging gleichgültig seines Wegs. Er schien sich ebensowenig aus dem Derby zu machen wie sein Herr. Der kleine Vojtasek war dunkelrot im Gesicht und lachte.

Muntaniz sagte freundlich: „Das hast du brav gemacht, Vojtasek. Wirst auch eine schöne Belohnung bekommen.“

Der Junge lehnte bescheiden das Lob ab.

„Pferd ist ganz allein gangen, Herr Graf.“

Hinter Imperator schritt Trainer Tuckett und wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen. Er hatte also doch noch das höchste Ziel erreicht, das er seinem Leben gesteckt hatte: Er hatte einen Derbysieger trainiert. Wenn es ihm vor zwanzig Jahren geglückt wäre, dann hätte sich sein ganzes Leben anders

gestaltet. Nach so einem Erfolg hätten ihm die Patrone viele Pferde anvertraut, und er wäre ein vielbeschäftigter, angesehener Trainer geworden. Aber ihn hatte das Pech sein Leben lang verfolgt. Jetzt, als Siebzigjähriger, konnte er mit seinem Glück nichts mehr beginnen.

Als Muntaniz sein Pferd, von Photographen und Filmoperateuren umlagert, durch das schmale Spalier der ungeheuren Menschenmenge zur Wage führte, erblickte er in einer Loge Daisy. Sie sah durch ihr Lorgnon auf ihn herab. Eine Sekunde lang versanken ihre Blicke ineinander. Muntaniz blieb stehen. Sein Herz hörte zu schlagen auf. Dann bekam er einen Lachkrampf.

Alle Zeitungen berichteten, daß der glückliche Besitzer des Überraschungssiegers laut lachend sein Pferd zur Wage geführt hätte. In allen Kinos der Stadt konnte man wochenlang das grinsende Gesicht des Grafen Muntaniz sehen.

Im Wettring herrschte eitel Freude. Die Buchmacher strahlten. Sie hatten nicht eine einzige Wette auszuzahlen. Nur der Buchmacher Österreicher bekam einen Anfall von Herzschwäche und mußte gelabt werden. Der Sieg Imperators kostete ihn ein kleines Vermögen. Er hatte zweihunderttausend Kronen an Muntaniz und zehntausend Kronen an Ciampigotto zu bezahlen. Er leistete einen feierlichen Eid, daß er nie mehr zur Jährlingsauktion nach Napagedl fahren würde.

An diesem denkwürdigen Tag verlor Góth, der große Géza Góth, der Spieler ohne Nerven, eine Minute lang seine Selbstbeherrschung. Er zerriß wie ein hysterisches Frauenzimmer sein Taschentuch und rief fassungslos: „Das ist unglaublich! Das ist ganz unglaublich!“

Die Fürstin Berwang fragte ein wenig bissig ihre Nachbarin:

„Sagen Sie, Daisy, haben Sie nicht einmal ein Faible für Muntaniz gehabt?“

Die Baronin Lermaens ließ das Lorgnon sinken und erwiderte träumerisch:

„Ach Gott, das war eine Backfischschwärmerei.“

43.

Muntaniz reichte mechanisch einer Reihe von Leuten die Hand, die ihn zu seinem Erfolg beglückwünschten. Er konnte die Gesichter nicht unterscheiden. Jeder einzelne im Klub freute sich über den Sieg. Am meisten Graf Valparola und Fürst Reifenstein, die Muntaniz wie einen wiedergefundenen Sohn

umarmten. Auch Sarkány gratulierte. Muntaniz drückte gleichgültig seine Hand.

Endlich gelang es Muntaniz, dem Kreis der Gratulanten zu entfliehen. Er schlich ängstlich und verstohlen davon, wie die Leute, die nach dem vierten Rennen die Freudenau verlassen, weil sie kein Geld mehr zum Spielen haben. Er atmete erleichtert auf, als er die Hauptallee erreicht hatte. Er war allein. Er war frei.

Ein Ekel vor Rennen und Pferden würgte ihn im Hals.

Er schritt ganz langsam und bedächtig durch die schöne Allee, wie ein Mann, der Zeit hat, weil sein Tagwerk vollendet ist. Der Regen hatte wieder eingesetzt und durchnäßte ihn bis auf die Haut. Er spürte es kaum. Er sah immer nur das kalte, fremde Gesicht der Baronin Lermaens, das ihn durch ein Lorgnon anblickte. Wie die Karo-Dame erschien sie ihm, die an der Tulpe roch. Und auf diese Karte hatte er sein Leben gesetzt.

„Narr! Narr!" rauschten die Kastanienbäume, wenn ein Windstoß die Blätter schüttelte.

Warum hatte er nicht die Treff-Dame gewählt oder irgendeine andere?

Die Reue kam zu spät.

Man konnte vergessen, wer die Wunde geschlagen hatte, aber die Narben blieben bis zum Lebensende. Und wenn das Wetter schlecht und stürmisch war, schmerzten sie auch bisweilen. Als Krüppel kehrte Muntaniz aus der Schlacht zurück, die er scheinbar nicht verlieren konnte.

Auf dem Praterstern wäre Muntaniz beinahe von einem wunderschönen Auto überfahren worden. Er sprang zurück und lächelte. Adolf Hermelin saß in dem Auto. Hermelin, dessen Name das „Herr" nicht vertrug, das war der richtige Mann für die Freudenau. So sahen die Herren des Turfs aus. Dem guten Hermelin sollte jemand erzählen, daß es sich bei den Pferderennen nicht um Odds, sondern um die Hebung der Vollblutzucht handelte. Er würde sich halb totlachen.

Als Muntaniz schmutzig und wassertriefend nach Haus kam, erschrak Villgrattner. Er glaubte zuerst, seinem Herrn wäre ein Unglück zugestoßen, aber er wagte ihn nicht zu fragen, weil er so finster und verstört ins Leere blickte. Er brachte trockene Wäsche und Kleider und half seinem Herrn beim Umziehen.

Dann saß Muntaniz unbeweglich beim Tisch und hielt in der Hand eine Zigarette, die nicht angezündet war.

Der Diener fragte vorsichtig: „Bleibt der Herr Graf zu Haus?"

„Ja."

„Soll ich ein Nachtmahl holen?"

„Nein."

Als er zwei Stunden später, es war schon neun Uhr abends, wieder das Zimmer betrat, saß sein Herr noch ebenso da, wie er ihn verlassen hatte.

Villgrattner ging sehr besorgt hinaus und wagte gar nicht, sich niederzulegen.

Als sich Muntaniz erhob und die Zigarette anzündete, die er so lange in der Hand gehalten hatte, war es nahe an Mitternacht. Er setzte sich zum Schreibtisch, um Ordnung zu machen. In der ersten Lade, die er aufzog, lag der Browning. Er betrachtete ihn und sagte: „Wir haben nichts miteinander zu schaffen, lieber Freund. Du bist gut für tapfere Pferde, aber nicht für feige Menschenherzen."

Er warf ihn in eine Ecke.

Dann kam ihm das Paket in die Hand, das für die Frau Baronin Lermaens bestimmt gewesen war. Er öffnete das Paket und las aufmerksam und bedächtig jeden einzelnen Brief. Als er zu Ende war, nahm er die Briefe und das schöne Bild, auf dem „Bis zum Tode Dein!" stand, und warf sie in den Ofen. Er zündete die Papiere an und sagte, während das helle Feuer die Liebesbriefe der Komtesse Daisy Sarkány allmählich aufzehrte:

„Lüge! Lüge!"

Er ging zum Schreibtisch zurück und fand das Testament, das er gemacht hatte, bevor er nach Alag gefahren war, um einen ehrlichen Reitertod zu suchen. Er zerriß das Testament. Es galt nicht mehr. Muntaniz traf andere Verfügungen.

Er besaß jetzt sechshunderttausend Kronen. Góth hatte dreihunderttausend, der Buchmacher Österreicher zweihunderttausend Kronen verloren. Der Preis betrug hunderttausend Kronen.

Muntaniz rechnete seine Schulden zusammen.

Fünfzigtausend Kronen wollte er Rittmeister Perarollo schenken.

Der kleine, ehrliche Vojtasek — wie lange wird er ehrlich reiten, dachte Muntaniz — bekam zwanzigtausend Kronen zu Händen des Trainers, der das Geld für den Jungen verwalten sollte.

Dem alten Tuckett schenkte Muntaniz dreißigtausend Kronen und Imperator.

Und Angélique Roussette?

Sie liebte ihn überschwenglich und bedenkenlos, er wußte es, aber er konnte ihr nicht helfen. Er sprach sich frei von jeder

Schuld, denn er hatte sie gewarnt und auf alle Gefahren aufmerksam gemacht, die sie bedrohten. Sie war trotzdem wie ein lichttrunkener Nachtschmetterling in die Flamme getaumelt und hatte sich die Flügel verbrannt.

Er schenkte ihr fünfzigtausend Kronen und legte den Scheck in einen Brief, der einige freundliche und gütige Abschiedsworte enthielt.

So zahlte Ferdinand Muntaniz seine Schulden.

Ihm selbst verblieben dreihunderttausend Kronen. So viel hatte er besessen, bevor er die Armeesteeplechase gewonnen hatte und mit Daisy Sarkány nach Klosterneuburg gegangen war. Die Maschine war leergelaufen. Muntaniz stand auf demselben Fleck wie vor zwei Jahren, nur ein wenig zerzaust und flügellahm.

Er trat zum Fenster und öffnete es. Der Regen hatte längst aufgehört. Im Osten stieg funkelnd die Sonne auf.

Eine Tür knarrte. Muntaniz wendete sich um. Der Diener wollte nachsehen, was mit seinem Herrn los wäre.

„Sie sind schon auf, Toni?"

„Wohl, Herr Graf", log Villgrattner.

„Wir fahren heute abend nach Tirol", sagte Muntaniz.

„Nach Haus", fügte er leiser hinzu.

Der Diener konnte einen Jauchzer kaum unterdrücken.

„Sell is g'scheit, Herr Graf."

Er strahlte vor Glück.

„Ich lege mich jetzt ein wenig schlafen. Sie können inzwischen mit dem Einpacken beginnen."

„Wohl, Herr Graf."

Bevor Muntaniz in das Schlafzimmer ging, sagte er:

„Ja, damit ich nicht vergesse, passen Sie auf, Toni. Da ist ein Brief, den nehmen Sie zu sich und tragen ihn um acht Uhr abends in die Unionbar. Sie wissen, wo die Bar ist?"

„Wohl, Herr Graf."

Das Gesicht Villgrattners wurde ernst.

„Dort geben Sie diesen Brief dem Fräulein Angélique. Aber nur persönlich, haben Sie mich verstanden?"

Der Diener gab keine Antwort. Er drückte sich ratlos und verlegen an die Wand. Endlich bat er schüchtern: „Möcht' der Herr Graf nit wen andern mit dem Brieferl schicken?"

Muntaniz fragte erstaunt: „Ja, warum denn?"

Villgrattner stotterte ängstlich:

„Mir tut das arme Weibsbild so viel leid, Herr Graf."

Der dumme Kerl hatte Tränen in den Augen.

44.

An einem Herbstabend saßen die beiden Grafen Muntaniz auf der Terrasse ihrer väterlichen Burg im Eppan und blickten in den Frieden dieser gesegneten Landschaft hinaus. Vor ihnen stand eine Flasche goldgelben Überetscher Weins, den die untergehende Sonne mit einem sanften rosa Hauch überzog.

Sie ließen ihre Träume mit den Abendwolken wandern und redeten nichts.

Dann sagte Pater Andreas, und es war, als spräche ein anderer für ihn: „Manchmal scheint es mir, als hätte ich mit meinem Leben nichts Rechtes anzufangen gewußt. Es gibt vielleicht etwas Besseres auf der Welt als Entsagung und Genügsamkeit. Aber wer kann es wissen?"

Ferdinand Muntaniz sah voll Mitleid in das hagere Asketengesicht seines Bruders und erwiderte leise:

„So sprichst du, Andreas? Von Reue und bitteren Erkenntnissen? Was soll dann ich erst sagen?"

Pater Andreas antwortete ohne Zuversicht:

„Wir sind Menschen und Brüder."

„Und dich habe ich oft um den Frieden deiner Seele beneidet und hattest ihn selber nicht."

Pater Andreas hob sein Glas und ließ den Wein im Abendsonnenschein glänzen.

„Das Leben ist stärker als wir", sagte er, als wäre es eine große Erkenntnis. „Wir müssen die Hände in den Schoß legen und zusehen, was es aus uns macht."

Muntaniz entgegnete nachdenklich: „Das hat mir schon einmal jemand gesagt, der auch ein Mönch war, obwohl er die Uniform eines Dragoner-Rittmeisters trug. Aber ihr habt sicher nicht recht. Ein jeder hat sein Leben in der Hand und kann daraus machen, was er will. Wir sind stärker als das Leben."

Pater Andreas fragte zweifelnd: „Glaubst du?"

Ferdinand Muntaniz sagte, und es war seine tiefste Überzeugung: „Ich glaube es. Wir freilich sind zu schwach oder vielleicht nur zu dumm und zu vornehm für diese Welt von Gaunern und Dirnen."

45.

Imperator wurde von Tuckett an Géza von Góth verkauft, der das Pferd, das ihn so viel Geld gekostet hatte, im Kaiserpreis starten ließ. Der Sohn des Hannibal wollte absolut nicht

galoppieren und war immer Letzter. Atchinson hatte ihn ganz vergeblich blutiggeprügelt.

Góth wollte jetzt den Gaul, den er nicht sehen konnte, ohne Wutanfälle zu bekommen, um jeden Preis loswerden und nahm ein Angebot Adolf Hermelins an, der das Pferd, das seinen Reichtum begründet hatte, nicht ohne Stolz in seinen Stall führte. Aber an diesem widerspenstigen Pferd scheiterte auch die Kunst Meister Vibirals. Mr. Poole hoffte, mit dem Derbysieger das große Freudenauer Handikap zu gewinnen. Der Trainer war seiner Sache sicher, und Hermelin legte eine große Summe auf Imperator an. Der Hengst lief in Blinkers und wurde von Atchinson geritten. Imperator verlor das Rennen schon beim Start. Er begann erst zu laufen, als das übrige Feld hundert Längen Vorsprung hatte. Nach dem Ziel ging er durch und warf seinen Reiter Atchinson ab, der sich ein Bein brach.

Hermelin verkaufte das Pferd, das seine unerhörte Erfolgserie unterbrochen hatte, um viertausend Mark an einen Berliner Händler. Er wollte mit dem unheimlichen Tier nichts mehr zu tun haben.

An dem Morgen, da Imperator einwaggoniert werden sollte, um die Reise nach Deutschland anzutreten, fand man ihn mit zerschmettertem Schädel in seiner Box. Man mußte annehmen, daß das nervöse Pferd, das vielleicht auch durch die Trainingsmethode Vibirals Schaden genommen hatte, in einem Angstanfall seinen Kopf an der Wand zertrümmert hatte.

Jedenfalls brachten die Sportblätter sehr witzige Notizen über den Selbstmord des Derbysiegers, dessen Laufbahn so merkwürdig und rätselhaft gewesen war. Die Nachrufe, die Imperator erhielt, waren lieblos und unfreundlich. Man bezeichnete seinen Überraschungssieg als einen dunklen Punkt in der Geschichte des österreichischen Pferdesports und als eine schmachvolle Erinnerung an den größten Tiefstand der heimischen Vollblutzucht. Man wollte es Imperator nicht verzeihen, daß er während seines ganzen Lebens kein Rennen hatte gewinnen können, außer dem österreichischen Derby.

Der Sohn des Hannibal und der Napfény ist ein unglückliches Pferd gewesen.

Die Prinzessin Suwarin

Roman von

Ludwig Wolff

I.

Dumpf und zerrissen kam der Lärm der Teemusik in das kleine Hotelzimmer. Alle Zwischentöne gingen auf dem langen Weg verloren, nur der springende Rhythmus drang bis zum vierten Stockwerk. Irina saß, den Kopf auf die Faust der linken Hand gestützt, vor dem Tisch und starrte das Muster der bedruckten Decke an. Regungslos und in sich versunken saß die Prinzessin Irina Pawlowna Suwarin in dem kleinen Hotelzimmer.

Durch das Fenster, das auf Feuermauern und auf den grünen Turm einer Kirche blickte, kroch Dämmerung und dunkelte den Raum ein.

Von Petersburg bis Rajajokki an der finnischen Grenze fuhr man nur eine halbe Stunde, aber diese halbe Stunde war so lang wie ein ganzes Leben gewesen, erinnerte sich Irina. Während der Fahrt hatte sie die Hand Jelena Petrownas umklammert, der Tapferen, die diese Flucht ermöglicht hatte. Dann kam die Kontrolle in Bjalooströw, die nur ein sehr junges gesundes oder ein völlig verzweifeltes Herz überstand, und dann war man in Finnland, in der Freiheit.

Irina schloß die Augen und lauschte der hämmernden Teemusik, die besänftigte und Sicherheit gab. Aber wenn die Augen geschlossen waren und sich nicht mehr an der bedruckten Tischdecke des kleinen Hamburger Hotelzimmers festhalten konnten, wurden sogleich Petersburger Erinnerungen lebendig und nahmen die Luft zum Atmen. Die abendliche Stunde kehrte wieder, da man den Vater, Paul Stepanytsch Suwarin, wegen seiner angeblichen Verbindung mit den Gegenrevolutionären verhaftet hatte. Nach der Hinrichtung war der Leichnam den Tieren im Zoologischen Garten vorgeworfen worden.

Irina schrie auf und erwachte. Draußen blieb es still. Immer tiefer dunkelte das Zimmer ein.

Jelena Petrowna hatte die siebzehnjährige Prinzessin Suwarin gerettet und bei sich verborgen gehalten. Mit großen

Opfern war es ihr gelungen, von einem hohen Sowjet-Beamten Ausreisepapiere für sich und ihre Freundin zu erhalten und nach Finnland zu flüchten. Irina erschauerte bei dem Gedanken an das schreckliche Opfer, das Jelena Petrowna gebracht haben mußte, um jenes Tier für sich zu gewinnen. Aber war ein Opfer zu hoch, wenn man dafür die Freiheit erlangen konnte?

Sie waren in Finnland und feilschten mit Segelschiffskapitänen, denn sie besaßen viele Sowjetrubel, aber wenig Geld. Als sie Tikko Uimonen gefunden hatten, der sie um ein Geringes nach Hamburg bringen wollte, erkrankte Jelena Petrowna jählings. An Ruhr oder Pest oder Cholera. Wer hätte es feststellen sollen? Ein Abend kam, der grauenvollste aller Abende, da Irina in dem armseligen Häuschen am Meer von der Toten Abschied nahm und allein auf das Schiff ging.

Die Prinzessin legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte. Unermüdlich hämmerte die Musik.

Irina sprang auf, trocknete die Augen, wanderte durch den kleinen Raum, trat zum Fenster, sah in den Oktobernebel hinaus, versuchte zu überlegen und begann wieder zu marschieren. Der Boden unter ihren Füßen schien zu schwanken, als wäre sie noch immer an Bord des finnischen Seglers.

Niemals war diese endlose, durch Flauten verzögerte Fahrt zu vergessen. Tikko Uimonen, der Kapitän, hatte ihr seine schmierige Kajüte eingeräumt, aber sie wagte nicht zu schlafen, saß angekleidet da, den kleinen, mit Tulasilber beschlagenen Revolver in der Hand, und lauschte entsetzt dem Flüstern, Leisegehen, Pochen vor der Tür der Kajüte. Nur in der Mittagszeit auf Deck wagte sie, eine Stunde lang zu schlafen, immer wieder emporgerissen durch die lüsternen Blicke der Schiffsmannschaft, die gierig an ihr klebten. Je länger die Fahrt dauerte, desto unfreundlicher wurden die Männer. Der abgewiesene Kapitän ging mißmutig seines Weges und sprach kein Wort mehr. Die Matrosen benahmen sich schamlos, und der Steuermann, der ein wenig Russisch sprach, ein Mensch mit lupuszerfressenem Gesicht, durch dessen zerstörte Nase man den Gaumenbogen sah, sang unzüchtige Lieder. Auch tagsüber traute Irina sich nicht mehr aus der Kajüte hinaus. Erst als sie auf der Elbe waren, taumelte sie an Deck, wie vergiftet von der Entbehrung des Schlafs, und hielt sich an der Reling fest, um nicht umzusinken.

Im Hafen verloren alle Männer an Bord ihre Gehässigkeit gegen das hilflose junge Mädchen und zeigten wieder menschliche Gesichter. Der Kapitän, in mitleidiger Großmut, wechselte

Irinas letztes Bündel von Sowjetrubeln gegen einen deutschen Zehnmarkschein ein und wies ihr den Weg in die Stadt. Mit diesen zehn Mark und mit einer kleinen Handtasche zog die Prinzessin Suwarin, zu müde und zu erschöpft, um nach Preisen zu fragen, in das große Hotel ein und legte sich zu Bett, um, zum erstenmal wieder gesichert, vierundzwanzig Stunden lang traumlos zu schlafen.

Und jetzt? Irina blieb stehen und blickte durch das verdämmernde Zimmer. Auf dem Nachttisch lag der mit Tulasilber beschlagene Revolver neben dem Geldtäschchen, das einen Darlehnskassenschein von zehn Mark enthielt.

Und jetzt? fragte Irina ein zweites Mal, setzte sich aufs Bett und betrachtete aufmerksam den kleinen Revolver.

Unten in der Diele girrte zärtliche Musik und verbeugte sich demütig vor satten Menschen, die widerwillig Tee oder Schokolade tranken und Süßigkeiten knabberten. Wütender, besinnungsloser Hunger überfiel Irina und krampfte ihren Magen zusammen.

Man müßte den Revolver verkaufen. Aber würde der Erlös groß genug sein, um das Hotelzimmer und die Fahrkarte nach Berlin zu bezahlen, wo Hilfe zu erhoffen war? Und für ein Abendessen sollte es auch noch reichen?

Nein, so viel konnte der kleine Revolver nicht leisten. Beim besten Willen, das vermochte er nicht. Und wenn man diese freundliche Waffe aus der Hand gab, versperrte man sich die Tür, die zum letzten Ausgang führte, dachte Irina und drückte ihre Hände gegen die schmerzende Magengrube.

Man müßte zu den Menschen gehen. Vielleicht lebte in dieser großen Stadt eine Seele, die sehnsüchtig darauf wartete, jemandem helfen zu dürfen. Vielleicht begegnete ihr eine vornehme Patriziersfrau, die ihre Tochter verloren hatte und sie, die der Gestorbenen glich, an Kindes Statt annahm. Vielleicht trat aus einem Delikatessenladen eine Reichgewordene und engagierte sie als Gesellschafterin oder als Zimmermädchen.

Die Prinzessin lächelte bitter. Nichts davon wird geschehen, wußte sie. Aber an irgendeiner Straßenecke wird sie einem feisten Herrn in mittleren Jahren auffallen, der ihr nachgehen und sehr lebenskluge Vorschläge machen wird.

Es schien Irina, als rückten die Wände des grauen Zimmers näher zueinander, um sie zu zerpressen. Sie sprang auf, von Entsetzen gerüttelt, knipste Licht an, setzte den Hut auf und floh aus dem Zimmer, als würde sie verfolgt.

*

Cyrus Proctor saß reisefertig in der Halle und diktierte vor der Abfahrt nach Berlin seinem Sekretär ein langes Kabeltelegramm. Mit sehr wachen Augen in dem fleischigen und dennoch angespannten Gesicht betrachtete er die Menschen, die ab und zu gingen, während er gelassen entscheidende Befehle nach Neuyork gab.

Der Sekretär, Mr. Goodmaker, ein junger Mensch mit hageren, blaurasierten Wangen, blickte starr auf die nur wenig sich öffnenden Lippen seines Herrn und schrieb, ohne auf den Notizblock zu sehen.

Mitten in einem Satz stockte Cyrus Proctor. Eine Blutwelle jagte durch seinen massigen Körper und staute sich irgendwo. Es war, als bekäme er einen heftigen Stoß gegen das Herz.

Die Prinzessin Irina Suwarin schritt durch die Halle. Sie ging sehr langsam, denn sie fühlte sich schwach und hatte Mühe, im Gleichgewicht zu bleiben. Cyrus Proctor blickte atemlos der Prinzessin nach.

Neben der Portiersloge, an eine Säule gelehnt, stand Andreij Kipman und sah Irina näher kommen. Ihre Art, den Kopf zu tragen, löste in ihm eine Kindheitserinnerung aus. Wenn die Fürsten und großen Herren durch die Straßen seines Heimatstädtchens galoppierten, trugen sie ebenso die Köpfe. Die Juden grüßten unterwürfig und drückten sich scheu an die Häusermauern. Wenn einer nicht schnell genug auswich, bekam er einen fröhlichen Schmitz mit der Reitpeitsche. Es war Andreij Kipman, als spürte er in dieser Sekunde noch den Hieb, den er einmal als Junge von hochgeborener Hand empfangen hatte.

Kein Zweifel: dieses junge Mädchen, das langsam auf die Portiersloge zukam, war von der Rasse der hochmütig Galoppierenden, die mit der Gerte um sich schlugen, wenn Hindernisse oder Widerstand sich ihnen entgegenstellten. Ein russisches Gesicht hatte dieses junge Mädchen. Nur Russinnen besaßen so aschblonde Haare.

Als Irina den Zimmerschlüssel dem Portier gab, sah sie Andreij Kipmans Augen, die in gehässiger Neugier auf sie gerichtet waren. Niemals hatte sie Augen gesehen, die so unwahrscheinlich blau waren und so stark strahlten. Wie blaue Feuer waren sie, die aus dem blassen Gesicht des jungen Menschen hervorglühten. Kipman wendete unsicher den Blick ab, und Irina schritt zur Tür, die ein kleiner Boy diensteifrig drehte.

Der Sekretär, Mr. Goodmaker, betrachtete verwundert seinen Herrn. Cyrus Proctor holte tief Atem und beendete den unterbrochenen Satz.

Dann verstummte er, überlegte, erhob sich plötzlich und ging, breit und groß, zur Portiersloge, um sich zu erkundigen, wer die junge Dame gewesen sei.

Der Portier sah im Hotelbuch nach und antwortete sehr beflissen: „Die Prinzessin Irina Suwarin."

Andreij Kipman hörte es und lächelte befriedigt. Er hatte sich nicht getäuscht: Dieses Mädchen mit dem aschblonden Haar war eine Russin.

Cyrus Proctor dankte für die Auskunft und versank in tiefes Nachsinnen, aus dem ihn Goodmaker erweckte, der sich ihm genähert hatte und sachlich sagte: „Es ist Zeit, Mr. Proctor. In zehn Minuten geht unser Zug."

Proctor hatte einen Entschluß gefaßt. „Haben Sie die junge Dame gesehen, die vorhin durch die Halle gegangen ist?"

Der Sekretär nickte.

„Es ist die Prinzessin Suwarin. Sie werden hierbleiben und die Dame im Auge behalten. Ich reise allein nach Berlin, denn ich kann die morgige Konferenz mit den Bankdirektoren nicht versäumen. Wenn sich etwas Wichtiges in bezug auf die Prinzessin ereignen sollte, depeschieren Sie mir sofort."

Der Sekretär hielt seine Schießhundaugen auf Proctor gerichtet.

„Das ist alles. Haben Sie mich verstanden?"

„Ja, Mr. Proctor. Wann soll ich nach Berlin fahren?"

„Das müssen Sie selber beurteilen können. Good bye!" Cyrus Proctor verließ die Halle und fuhr zum Bahnhof.

Kipman, an die Säule gelehnt, holte eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie an. Die Genugtuung, in dem jungen Mädchen sofort die Russin erkannt zu haben, verführte seine Gedanken, sich noch weiter mit der Dame zu beschäftigen. Ja, so sah das Pack aus, das durch die Straßen von Turobin galoppierte und leutselige Peitschenhiebe austeilte. Aber hatten sich die Zeiten nicht geändert? Die großen Herren galoppierten nicht mehr, gingen bescheiden zu Fuß, waren in der ganzen Welt zerstreut, während die Turobiner Straßenjungen aufstiegen, in vornehmen Hotels sich bewegten und teure Zigaretten rauchten.

Andreij Kipman empfand ein so intensives Wohlgefühl, daß er seinen Säulenposten verließ und sich in den weichen Klubsessel setzte, in dem Proctor börsenerschütternde Aufträge diktiert hatte. Er zog den Rauch mit tiefem Behagen ein und war in dieser Minute sehr zufrieden. Er hatte wahrlich in kurzer Zeit genug erreicht, besaß ein gesichertes Einkommen und sah die Welt offen. Was konnte ein Zweiundzwanzigjähriger,

der die Augen aufmachte und von den Vorurteilen vergangener Jahre unbeschwert war, nicht alles erreichen?

In dieser Sekunde, da Kipman wohlgefällig das weite Feld vor sich ausgebreitet sah, das er nur ein wenig aufzuackern brauchte, um zu ernten, so viel er wollte, in dieser Sekunde erriet er instinktmäßig noch einen Zug in dem Gesicht der russischen Prinzessin, der bisher verdeckt gewesen war. Das junge Mädchen war in Not, er kannte die gramvoll hängenden Mundwinkel und den unsicheren Blick flehender Augen, er roch Not auf tausend Schritte. Kipmans Herz wurde weich und zerfloß in der Wollust des Mitleids. Seine Seele aber blähte sich in Hoffart und Stolz. Warum sollte der Turobiner Straßenjunge der Prinzessin Irina Suwarin nicht helfen? Man konnte es sich leisten, ein gutes Werk zu tun.

Andreij Kipman war von seiner großmütigen Regung so begeistert, daß er die Zigarette wegwarf, seine Brieftasche hervorzog und ihr drei Hundertmarkscheine entnahm, die er klein zusammenfaltete und zu sich steckte. Dann erhob er sich und trat wieder zu seiner Säule. Nach einer Weile ebbte sein stürmisches Drängen, der armen Prinzessin zu helfen, ein wenig ab und wich kühlerer Überlegung. Vielleicht war die junge Dame gar nicht in Not, dachte er, denn wenn man arm ist, steigt man nicht in diesem Hotel ab. Wahrscheinlich bedurfte sie gar nicht seiner Hilfe. Man muß die Phantasie im Zaum halten.

Er nahm einen von den zerknüllten Hundertmarkscheinen, glättete ihn sorgfältig und steckte ihn wieder in seine Brieftasche. Zweihundert Mark waren in jedem Fall reichlich genug.

*

Irina wanderte ohne Ziel und kam zum Alsterbecken. Wie die beleuchteten Häuserfronten der gegenüberliegenden Seite im Wasser sich spiegelten, das erinnerte sie unklar an Venedig, wo sie als kleines Mädchen mit ihren Eltern eine Frühlingswoche lang geweilt hatte. Aber sofort stiegen leise Zweifel auf, ob sie es gewesen war, die in einer schönen Gondel mit Vater und Mutter durch Venedigs Straßen glitt. Hatte sich dies alles nicht in einem Traum oder in einem andern Leben ereignet? Aber der Diener Grigori und Tatjana, die alte Kinderfrau, waren doch auch in der Gondel gewesen.

Venedig versank. Irina sah ein kleines Dampfboot vorüberziehen, das leuchtende Spuren im Wasser zurückließ. Über

eine ferne Brücke fuhr ein Zug mit bunten Lichtern, gedämpft durch leisen Nebel.

Die Prinzessin vernahm eine schnarrende Stimme, knapp an ihrem Ohr, und schreckte zusammen. Ein Mann hatte sie angesprochen. Sie wendete sich um und sah ein Einglas in einem unbeschreiblich leeren Gesicht.

Der Herr, verwirrt von dem nicht erwarteten Ausdruck ihres Gesichts, stammelte Entschuldigungen, lüftete höflich den Hut und entfernte sich im Hahnenschritt. Warum geht er? fragte sich Irina in hungernder Verzweiflung. Warum hilft er nicht? Warum schenkt er mir kein Abendbrot?

Sie setzte sich wieder in Bewegung und begann das Alsterbecken zu umwandern. Viele Menschen waren auf den Beinen, aber niemand kümmerte sich um sie. Die vornehmen Patriziersfrauen, die Ersatz für gestorbene Töchter suchten, gingen an diesem Abend nicht aus. Irina stellte sich vor die Auslage eines Delikatessenladens und wartete auf die Reichgewordene, die sie als Gesellschafterin oder als Zimmermädchen engagieren würde, aber die feisten Damen kamen schweratmend aus dem Geschäft und stiegen in das Auto, das die kostbare Last entführte.

Irina wankte weiter. Drohend wölbten sich die Brauen über den verzweifelten Augen. Männerblicke kamen, betasteten das Gesicht und glitten wieder ab. Es war nicht leicht, die Seele zu finden, die sehnsüchtig darauf wartete, jemandem helfen zu dürfen, denn die Menschen schämen sich ihrer Güte.

Vor dem Alsterpavillon machte die Prinzessin wieder halt. Dröhnende Musik kam aus dem hellerleuchteten Bau. Wie fröhlich dieses Land war! Es ertrank in Gassenhauern.

Ob man es wagen könnte, in diesen Tempel der Musik zu treten und ein Glas Tee und ein Butterbrot zu bestellen? Irina griff nach ihrem Geldtäschchen und vergewisserte sich, daß sie es noch besaß. Man müßte freilich wissen, ob zehn Mark viel oder wenig Geld bedeuteten. Vielleicht kostete ein Glas Tee zwölf Mark. Man könnte eintreten und einen Kellner nach dem Preis fragen. Als sie sich das mißtrauisch beunruhigte Gesicht des Kellners vorstellte, gab sie den Gedanken auf und ging weiter, verfolgt vom zuversichtlichen Jubel der Kaffeehaus-Trompeten.

Aus einem Hotel trat eine junge, zarte Frau, wehenden Reiher im Haar, einen Hermelinmantel um die entblößten Schultern, und stieg in ein Auto, das, von der Deckenlampe sanft beleuchtet, einem koketten kleinen Salon glich. Irina kam vorüber, als die junge Zarte den Fuß in den Wagen setzte, und rief hemmungslos: „Helfen Sie mir!“

Die Hermelingeschmückte wendete den Kopf und verstand nicht, denn die Prinzessin hatte in ihrer Erregung russisch um Hilfe gebeten.

Das Auto glitt wie auf Samtpfoten dahin.

Irina wanderte weiter, immer langsamer, immer hoffnungsloser, an alten Häusern vorbei, über eine Brücke, unter Bäumen, die welke Blätter abschüttelten, am Wasser entlang, bis wieder Venedig erschien mit Gondeln und Lichtern und herzzerreißenden Kindheitserinnerungen.

*

Cyrus Proctor, wunderlich aufgelockert und von der Erinnerung an das junge Mädchen, das durch die Hotelhalle geschritten war, wie von lauer Flut umspült, saß allein in seinem Abteil und begriff nicht, warum er Hamburg verlassen hatte.

Die Bankdirektoren, die seine Kredithilfe erbaten, hätten sich eine Ehre daraus gemacht, einen Tag später bei ihm erscheinen zu dürfen. Es war unsinnig, jetzt nach Berlin zu fahren.

Er sprang auf, betrachtete die Notbremse und überlegte, ob er den Zug nicht zum Halten bringen sollte; aber es erschien durchaus zweifelhaft, ob es ihm gelingen könnte, den Zugführer zu bestimmen, nach Hamburg zurückzufahren. In Amerika wäre es, wenn man dem Lokomotivführer einen Scheck gab und die Reisenden entschädigte, ein Kinderspiel gewesen.

Proctor gab den Gedanken auf und setzte sich wieder nieder. Es handelte sich ja nur um vierundzwanzig Stunden Verzögerung. Allerdings, in weniger als vierundzwanzig Stunden konnte eine Welt zugrunde gehen. Seine Stirn verdüsterte sich.

Der Schaffner trat ein und bat um das Billett.

„Sagen Sie, Herr, könnte man den Zug nach Hamburg zurückfahren lassen? Ich bezahle jeden gewünschten Preis."

Der Beamte betrachtete ihn, unsicher, ob der Mann sich einen Spaß mit ihm erlaubte oder nur geistesverwirrt war. „Wenn Sie durchaus nach Hamburg zurück wollen," meinte er dann sachlich, „so können Sie bei der nächsten Station aussteigen und auf den D-Zug warten, der elf Uhr vierzig in Hamburg eintrifft."

„Danke."

Als Proctor die Möglichkeit der Rückkehr sah, wurde er plötzlich nüchtern. Was wollte er von der Prinzessin Suwarin? Wer sollte ihn der jungen Dame vorstellen? Die Prinzessin war doch kein Varieté-Girl, das man zum Souper einlud. Es

war vielleicht schon taktlos gewesen, daß er auf der Fahrt zum Bahnhof vor einem Blumenladen gestoppt und ein paar Rosen der Unbekannten geschickt hatte.

In diesem Augenblick wurde es Cyrus Proctor klar, daß er schon seit einer Stunde mit dem Gedanken spielte, die Prinzessin Irina Suwarin zu heiraten. Romantisch, wie viele kühl rechnende Amerikaner, war er überzeugt, daß er sein Leben lang nur auf dieses Mädchen gewartet hatte, von dem er nichts wußte, das vielleicht stumm oder taub oder eine Abenteurerin war.

Er sah flüchtig im Spiegel des Abteils sein Bild, das fleischige und dennoch angespannte Gesicht des Fünfunddreißigjährigen, und hatte das rasch verwehende Bedenken, daß die Prinzessin Suwarin sich weigern könnte, seine Frau zu werden. Aber ein Cyrus Proctor wurde nicht abgewiesen.

Der Schaffner trat wieder ein und meldete aufmerksam, daß der Zug in fünf Minuten halten würde. „Danke", erwiderte Proctor freundlich. „Ich fahre bis Berlin."

Es kam nicht auf vierundzwanzig Stunden an.

*

Nachdem Irina dreimal das Alsterbecken umwandert hatte, erkannte sie die Zwecklosigkeit ihres Beginnens und versuchte zu dem Hotel zurückzufinden. Das kleine Zimmer, das Bett, in das man sich verkriechen konnte, der mit Tulasilber beschlagene Revolver auf dem Nachttisch erschienen ihr in dieser Stunde der Auflösung als Zuflucht und sehnlichstes Ziel. Dort war es möglich, zu weinen, zu schlafen oder sich zu erschießen.

Aus dem Nebel tauchte ein Hotel auf und strahlte Licht und Wärme aus. Irina kam näher, sie ging so leicht und mühelos, als würde sie von Wolken getragen, und blieb zögernd stehen. War dies das Haus, zu dem sie wollte?

Andreij Kipman, der vor dem Hotel stand, erkannte die Prinzessin, sah ihren Blick und war seiner Sache sicher. Er holte die zerknüllten zwei Hundertmarkscheine aus der Tasche, hielt sie krampfhaft in der Hand und ging auf die Prinzessin zu. Aber mit jedem Schritt, den er machte, wurde er wankender und verlegener. Er hätte niemals geglaubt, daß Schenken eine so schwierige und herzbeklemmende Angelegenheit sei.

Irina hörte plötzlich wie im tiefsten Traum russische Worte, die zögernd und schamhaft in ihr Ohr drangen. „Verzeihen Sie.

Ich denke, daß Sie vielleicht augenblicklich in Verlegenheit sind. Gestatten Sie mir."

Sie fühlte, daß ihre Hand sehr zart ergriffen und gleich wieder freigegeben wurde. Sie schloß instinktmäßig die Finger um knisterndes Papier und tauchte aus ihrer Versunkenheit auf. Zwei unwahrscheinlich blaue und strahlende Augen standen schüchtern vor ihr.

„Danke", wollte Irina sagen, aber in ihrer Brust zerriß etwas so schmerzlich, daß nur ein leichtes Dunstwölkchen aus ihrem Mund kam.

Dann aber war Andreij Kipman verschwunden, im Nebel zerflossen.

Die Prinzessin erwachte vollends und blickte um sich. Niemand war da. Kein Mensch sprach russisch. Die blauen Feuer waren erloschen. Sie hatte geträumt. Fiebertraum des Hungers war diese Begegnung gewesen. Aber in ihrer Hand raschelte Papier. Sie besah es und las: Einhundert Mark. Und nochmals: Einhundert Mark.

Ihre Knie begannen zu zittern. Tränen preßten die Kehle zusammen. Zweihundert Mark. Man mußte danken. Gott und seinem Boten mußte man danken.

Irina machte einige Schritte in den Nebel hinein und suchte den Helfer. Sie wollte ihm sagen, was er für sie getan hatte. Die Hände wollte sie ihm demutsvoll küssen, wenn er es erlaubte.

Der Bote Gottes blieb verschwunden.

Die Prinzessin blickte ratlos in den Abend, dann entschloß sie sich, in das Hotel zu gehen. Ein kleiner Boy drehte diensteifrig die Tür und grüßte. Irina sah enttäuscht zur Portierloge. Der junge Mensch lehnte nicht mehr an der Säule.

Irina durchschritt die Halle und trat in die Diele. Menschenstimmen kamen ihr entgegen und Wärme und Zigarettenrauch und Speisenduft. Die Musik spielte immer noch.

Ein freundlicher Kellner kam heran und wies auf ein freies Tischchen. Die Prinzessin setzte sich in einen weichen Sessel, der mit ihr zu entschweben schien, und bestellte Tee mit einigen belegten Brötchen — aber schnell, möglichst schnell, wollte sie hinzufügen und bezwang sich. „Sehr wohl", antwortete der Kellner beflissen und ging.

Irina hörte Worte, Töne, Gelächter, aber sie vermochte nichts zu sehen. Mit dichten Schleiern war die Welt ringsum verhängt. Der Blick reichte nur bis zu der zarten Filetstickerei, die unter der Glasplatte des Tischchens ausgebreitet lag.

Wenn ich gegessen habe, dachte die Prinzessin und schluckte schwer, will ich mich erkundigen, ob heute abend noch ein Zug nach Berlin fährt. Wenn ich heute reise, erspare ich eine zweite Nacht im Hotel. Bis Berlin wird mein Geld vielleicht reichen, falls der Tee und die Brötchen nicht zu teuer sind. In Berlin werde ich sofort zum Polizeiamt gehen und nach Dimitri Petrowitsch fragen. Er wird sehr traurig sein, wenn ich ihm vom Tod seiner Schwester Jelena erzähle. Ganz langsam und schonungsvoll will ich ihn auf das Schreckliche vorbereiten. Ob das Polizeiamt seine Adresse wissen wird? Er muß sich doch angemeldet haben. Wenn ich Dimitri Petrowitsch finde, bin ich gerettet. Dann habe ich Geld, wahrscheinlich sehr viel Geld und kann meine Schulden bezahlen. Ich werde dem jungen Menschen mit den blauen Augen die zweihundert Mark zurückgeben und etwas Wunderschönes schenken. Das werde ich ganz gewiß. Er soll sich freuen, er soll sich außerordentlich freuen.

Aber wenn ich Dimitri Petrowitsch nicht finde? Wenn er nicht mehr in Berlin weilt? Wenn er gestorben ist? Die Filetdecke unter der Glasplatte grinste wie eine hämische Fratze.

Irina schloß entsetzt die Augen. Nicht mehr denken! Nicht mehr denken! Gott wird helfen!

Der Kellner trat aus Schleiern hervor und servierte mit umständlicher Sorgfalt den Tee.

Irina neigte ihr Gesicht über die dampfende Schale und sog wie berauscht den Duft ein. Dann führte sie behutsam den Löffel zum Mund und genoß lustvoll das Gefühl, wie der Tee über die Zunge in ihr Inneres floß und Wärme verbreitete.

Auf einem schönen Teller lagen schneeweiße Brötchen, mit rosigem Schinken bedeckt, unter dem goldgelbe Butter hervordrängte. Welches Wunder, dachte die Prinzessin und betrachtete verklärt den Teller, bevor sie den ersten Bissen zu sich nahm.

*

„Haben Sie jemals eine Frau so bildhaft essen gesehen?" fragte Eigenschein, der Regisseur, nachdem er eine Zeitlang schweigend Irina beobachtet hatte.

Goswin Nickel unterbrach seinen Vortrag, mit dem er Tina Vermonte langweilte, und blickte suchend durch den Raum. „Wo? Was für eine Frau?"

„Drüben, am dritten Tisch!" antwortete der Regisseur und wendete sich an Vermonte. „Sagen Sie, Frau Gräfin, ist dieses junge Mädchen nicht entzückend?"

Tina Vermonte führte das Lorgnon zu den Augen und betrachtete Irina.

„Das ist eine Filmschauspielerin", entschied Goswin Nickel. „Eine englische oder amerikanische Filmschauspielerin. Wollen wir wetten?"

Eigenschein schüttelte den Kopf. „Ich glaube es nicht, Herr Nickel." Und ganz leise, dem Schauspieler ins Ohr: „Sie ist zu jung für eine große Filmschauspielerin!"

Goswin Nickel feixte. „Dennoch, Meister Eigenschein! Dennoch! Wollen wir wetten? Um das heutige Abendessen? Mit Wein, natürlich."

Tina Vermonte nahm das Glas von den Augen und erklärte: „Du verlierst die Wette, Goswin. Das ist keine Filmschauspielerin. Das ist ein Mädchen aus sehr gutem, vielleicht sehr großem Haus. Diese Leute haben eine Art zu essen, die wir" — sie lächelte — „aus der Hefe des Volkes, wie man so dumm sagt — als ob Hefe nicht etwas Gutes und Wichtiges wäre! — niemals erreichen, und wenn der Film zwanzig Millionen kostet."

„Sie übertreiben, Frau Gräfin", meinte Eigenschein, der weniger auf seine Filme als auf die gute, christliche Kinderstube eitel war, die er als Sohn eines schlesischen Pastors genossen hatte.

„Nicht gekränkt sein, Eigenscheinchen. Ich weiß schon, daß auch Sie aus sehr vornehmer Familie sind, die Messer und Gabel in Ehren zu führen verstand, aber glauben Sie mir, diese bildhafte Art des Essens, die Ihnen so sehr imponiert, haben nur die großen Aristokraten heraus. Ich kenne das von meinem Mann. Der ißt gerade so kurbelreif."

„Du hast vollkommen recht, liebe Tina, aber die da drüben ist eine Filmschauspielerin. Junge Aristokratinnen sitzen nicht allein."

„Gilt die Wette?" fragte Goswin Nickel. „Um das Abendessen? Ich behaupte, daß diese junge Dame eine Filmschauspielerin ist, während Sie das Gegenteil behaupten."

„Gemacht. Aber wie wollen Sie die Wette entscheiden?"

„Wir werden den Kellner fragen oder den Portier. Irgendwer wird die Dame kennen."

Tinas Augen belebten sich. „Soll ich sie fragen?"

„Das ist wohl nicht gut möglich, Frau Gräfin", entgegnete Eigenschein als Mann der Formen.

„Warum nicht?"

„Ich halte es für gesellschaftlich unmöglich, Frau Gräfin."

„Ach Quatsch!“ Tina Vermonte begann sorgfältig ihre Nase zu pudern und gab den Lippen ein wenig Rot.

Eigenschein sah gehässig diesen Vorbereitungen zu und bedauerte lebhaft, auf das junge Mädchen aufmerksam gemacht zu haben. Seine Phantasie spiegelte ihm peinliche Szenen vor, er sah das Einschreiten eines Verwandten der jungen Dame, der sich Behelligungen verbat, es gab Skandal, Hamburg war eine sehr korrekte Stadt.

„Bitte, gehen Sie nicht, Frau Gräfin.“

„Machen Sie sich doch nicht lächerlich, Eigenschein. Ich weiß selber, was ich zu tun habe.“

Tina Vermonte stand auf und ging, von vielen Augen im Saal begleitet, zu dem Tisch der Prinzessin Suwarin. Irina gab sich der wohligen Erschlaffung des Gesättigtseins hin und blickte mit einem kindhaften Lächeln, dessen sie sich nicht bewußt war, in die Luft. Es war hell und warm um sie, die Menschen sprachen gedämpft, und das kleine Orchester spielte den jubelnden Walzer aus dem „Rosenkavalier“.

„Verzeihen Sie, bitte, meine Zudringlichkeit, gnädiges Fräulein“, sagte eine herzliche Frauenstimme.

Irina blickte auf und sah eine Dame vor sich stehen, die dunkle, melancholische Augen und wundervoll braunrotes Haar hatte.

„Ich bin Tina Vermonte.“ Der Name erschien Irina bekannt, ohne daß sie hätte sagen können, wo sie ihn bereits gehört hatte.

„Vielleicht ist Ihnen dieser Name nicht unbekannt, ich bin Filmschauspielerin.“

„Ach ja, entschuldigen Sie, gnädige Frau. Ich war in Gedanken.“

Die Vermonte lächelte. „Nun brauche ich Sie eigentlich gar nichts mehr zu fragen.“

„Was wollten Sie fragen, gnädige Frau? Bitte, nehmen Sie doch Platz.“

Tina setzte sich wunderlich beunruhigt von der Schönheit und der gelassenen Art des jungen Mädchens. „Wir stritten drüben an unserem Tisch, ob Sie Filmschauspielerin seien oder nicht.“

Irina lachte auf. „Ich Filmschauspielerin?“

„Ich habe Sie nicht dafür gehalten“, beteuerte die Vermonte. „Goswin Nickel hielt Sie dafür. Kennen Sie den Namen Goswin Nickel?“

„Nein, verzeihen Sie.“

„Er ist ein großer Schauspieler."

„Darf ich fragen, für wen Sie mich gehalten haben, gnädige Frau?"

Die Vermonte ließ ihre Augen über das Gesicht des jungen Mädchens wandern. „Ich hielt Sie für eine Aristokratin."

„Ich heiße Irina Suwarin." Widerstrebend und leiser ergänzte sie: „Prinzessin Suwarin."

„Sie sagen das, als schämten Sie sich Ihres Titels, Prinzessin."

„Ich schäme mich nicht, ich fühle mich nur ein wenig bedrückt von dem Titel. Unter einer Prinzessin stellt man sich etwas ganz anderes vor."

„Ich habe noch niemals eine bezauberndere Prinzessin gesehen", sagte die Vermonte unsicher.

Irina errötete langsam und starrte auf den Tisch.

„Nun will ich Sie nicht länger stören, Prinzessin. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit."

Irina hob den Blick und sah in die dunklen, melancholischen Augen der Fremden. Die Vermonte fühlte ein stummes Fragen oder Bitten in diesem Blick und versuchte zu erraten, um was es ging, aber sie blieb tastend im Dunkel.

Als die Schauspielerin langsam und zögernd sich erhob, nahm Irina alle Kraft zusammen und sagte leise: „Gestatten Sie mir eine Frage, gnädige Frau?"

„Ja, bitte."

„Können Sie mir vielleicht sagen, gnädige Frau, wieviel hier eine Tasse Tee und zwei belegte Brötchen kosten?"

Die Vermonte machte ein ratlos verblüfftes Gesicht. „Ich weiß es nicht, Prinzessin."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau."

Tina überwand ihre Verlegenheit und fragte schüchtern: „Haben Sie vielleicht nicht Geld genug bei sich?"

„Doch, doch. Ich hätte nur gern gewußt —" Sie beendete den Satz nicht.

Die Vermonte setzte sich hastig wieder nieder und ergriff Irinas Hand. „Sprechen Sie, Prinzessin. Sie dürfen sich beruhigt mir anvertrauen. Ich kenne alles. Ich verstehe alles. Ich habe in meinem Leben vieles durchgemacht."

Irina sah die Fremde an. Ihre Augen versanken ineinander. Dann begann die Prinzessin zu erzählen, kurz, trocken, sachlich. Sie berichtete alles, nur von der Hilfe, die ihr der junge Mensch vor dem Hotel geleistet hatte, sprach sie nicht.

Die Vermonte hörte aufmerksam zu, ohne gerührt oder

ergriffen zu sein. Ein abgeklapperter Filmstoff, dachte sie skeptisch: Die arme Prinzessin! Und es mußte auch nicht alles so wahr sein, wie es die junge Dame erzählte. Aber immerhin, das Mädchen war wunderschön. Und Tina erwiderte mit tiefer Herzlichkeit: „Ich danke für das Vertrauen, das Sie mir geschenkt haben, Prinzessin. Ihre Lage ist schlimm, aber nicht verzweifelt. Verfügen Sie über mich. Sie machen mir die größte Freude, wenn Sie gestatten, daß ich für Sie Sorge tragen darf."

Irina betrachtete die Filmschauspielerin mit ungläubig erstaunten Augen. Es gab wirklich einen Menschen, der sich seiner Güte nicht schämte?

Die Vermonte, die es dem jungen Mädchen hoch anrechnete, daß es weder in Tränen des Glücks ausbrach, noch ekstatische Dankbezeigungen leistete, fuhr in ungeminderter Herzlichkeit fort: „Es trifft sich gut, daß ich übermorgen wieder nach Berlin zurückkehre. Sie werden mein lieber Gast sein."

„Beladen Sie sich nicht allzusehr mit mir, gnädige Frau. Ich möchte niemandem zur Last fallen."

Tina ließ die Hand der Prinzessin los. „Sie sind mir keine Last. Mein Haus ist groß und leer."

Sie blickte in die Luft und schien Irina vergessen zu haben. Nach einer Weile kehrte sie zu sich zurück und sagte, damenhaft lächelnd: „Verzeihen Sie, Prinzessin. Das Leben ist so verzweifelt hoffnungslos, daß man manchmal zu denken aufhören möchte. Dabei hasse ich so sehr Sentimentalitäten. Kommen Sie, liebes Kind, wir wollen anständig Abendbrot essen." Irina stand auf, mit leisem Widerstreben, und folgte der Vermonte.

„Gestatten Sie, Prinzessin, daß ich Ihnen Herrn Goswin Nickel und Herrn Regisseur Eigenschein vorstelle."

Die Herren verbeugten sich, Eigenschein formvollendet, der Schauspieler ein wenig ungläubig.

„Die Prinzessin Suwarin."

Irina betrachtete aufmerksam die beiden Männer: den schmalen, kantigen Kopf des Komödianten und das vollwangige, ein bißchen stupide Gesicht des Regisseurs.

„Du hast Deine Wette natürlich verloren, lieber Goswin. Ich gratuliere Dir. Du hast dafür die Ehre, uns ein gutes Souper vorsetzen zu dürfen."

Der Schauspieler lächelte ohne Sicherheit und überlegte, welche Tonart der jungen russischen Prinzessin angemessen war. „Es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen."

Irina saß schweigend da, abgetrennt von dieser Gesellschaft, die Fremdheit und Kälte ausstrahlte.

„Na, Sie gefrorener Christ," rief die Vermonte ungeduldig, „tauen Sie doch auf und sprechen Sie ein Wort!"

Regisseur Eigenschein zuckte zusammen und wehrte schamhaft ab: „Aber, Frau Gräfin!"

Wieso Gräfin? dachte Irina verwundert.

„Sie haben die beiden Herren, die sonst harmlose und gemütliche Mitbürger sind, völlig aus der Fassung gebracht, Prinzessin."

„Aus der Fassung gebracht, das ist das Wort!" sagte Goswin Nickel feurig und hatte sich für die Rolle des jugendlichen Liebhabers entschieden. „Wir sind von so viel Glanz und Jugend und Adel verwirrt."

Die Vermonte winkte den Kellner heran, verständigte sich mit ihm durch zwei geflüsterte Worte und ließ die Rechnung durch Eigenschein bezahlen, der sich als Reisemarschall vortrefflich bewährte. „Kommen Sie, Prinzessin, wir wollen zum Essen gehen."

*

Der Sekretär Goodmaaker beobachtete, wie die Gesellschaft in ein herbeigeholtes Auto stieg, hörte den Namen des Restaurants, den einer der Herren dem Chauffeur angab, blickte überlegend dem abfahrenden Wagen nach und kehrte in die Hotelhalle zurück.

Nachdem er beim Portier einige Erkundigungen eingezogen hatte, verfaßte er folgendes Telegramm an Cyrus Proctor:

„Prinzessin scheint mit Tina Vermonte der berühmten Filmschauspielerin bekannt zu sein stop ist mit ihr soeben acht Uhr vierzig zum Abendessen gefahren stop in der Gesellschaft sind Goswin Nickel bekannter Schauspieler und Gottfried Eigenschein Regisseur stop weitere Berichte folgen Joe Goodmaker."

*

„Ein vernünftiges Weinchen", erklärte Goswin Nickel anerkennend und hob sein Glas, der Prinzessin zu Ehren. Man trank auf das Wohl des jungen, fremden Gastes.

Ein pathetischer Kellner, noch formsicherer als Regisseur Eigenschein, räumte die Austernschalen weg.

Man saß in einem kleinen Zimmer, das wie eine Schiffskabine eingerichtet war. Über dem Tisch schwebte ein Segler, als Leuchtkörper montiert.

Wenn Irina den Blick hob, glaubte sie das Anschlagen der Wellen an die Schiffswände zu hören. Man war doch einmal über See gefahren, lange, lange, als einzige Frau unter hungrigen Matrosen.

„Was wollen wir nach dem Chablis trinken?" fragte Goswin Nickel sorgenvoll.

„Vielleicht einen leichten Rheinwein", schlug der Regisseur vor und betrachtete aufmerksam die Prinzessin, um den leisesten Wunsch von ihren Augen abzulesen.

„Keine neuen Regie-Einfälle", bat die Vermonte. „Wir bleiben bei dem Bordeaux, den wir gestern und vorgestern getrunken haben."

„Dein Wunsch ist natürlich Befehl, liebe Tina, aber wir wissen doch gar nicht, ob die Prinzessin Bordeaux mag."

Irina lächelte. „Auf mich nehmen Sie, bitte, keine Rücksicht. Ich habe seit Jahren keinen Wein getrunken. Ich weiß gar nicht, wie Wein schmeckt."

Die beiden Männer waren ehrlich erschüttert.

Der pathetische Kellner trat wieder auf und legte mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers der Prinzessin vor: die lindeste Fleischschnitte, einige pausbackig aufgeblasene Kartoffeln und Spargelköpfe und Champignons. „Genug", dankte Irina, starrte ihren schön arrangierten Teller an und vergaß zu essen. War dies nicht alles wie ein Märchen? Vor wenigen Stunden saß man verzweifelt in einem verdämmernden Hotelzimmer, wanderte hungernd durch nebelerfüllte Straßen, schrie um Hilfe, und jetzt war der Tisch gedeckt, in den Gläsern schimmerte kostbarer Wein, Blumen dufteten. Und dennoch war es ein freudloses Märchen, so erschien es Irina, wenn sie die Gesichter ihrer Tischgenossen ansah.

„Woran denken Sie, liebes Kind?" fragte die Vermonte, die langsam aufblühte.

Irina schüttelte den Kopf und lächelte schuldbewußt. Daß man hier saß, verdankte man dem jungen Menschen mit strahlenden Augen, der geheimnisvoll hilfsbereit vor dem Hotel gestanden und mit sanfter Gebärde Geld gegeben hatte. Wer ist dieser Mann gewesen? fragte sich Irina. Wie kam er dazu, mich russisch anzusprechen? Wieso konnte er wissen, daß ich in Not bin?

„Nicht nachdenken!" sagte die Vermonte leise und neigte sich zu Irina. „Den Augenblick genießen! Was nachkommt, ist immer schlechter."

Irina griff nach der Hand der Schauspielerin, drückte sie fest und flüsterte: „Ich danke Ihnen."

Dann ließ sie die Hand frei, trank ihr Glas leer, schien Schleier von sich abzustreifen und erwachte aus ihrem Hindämmern. „Sie müssen ein wenig Nachsicht mit mir haben. Ich bin noch betäubt, trage noch Flucht und Entsetzen in meinem Blut, bin der Menschen ungewohnt, wir haben wie gehetzte, hungrige Tiere gelebt, ich komme aus einer Welt, deren Grauenhaftigkeit Sie nicht ermessen können, bin fremd, losgelöst, entwurzelt, — Sie müssen Geduld haben."

Die Drei blickten in ratloser Verlegenheit das junge Mädchen an, dessen Worte Glut und Fieber in das kleine Speisezimmer verströmten.

„Sie sollen sich nicht entschuldigen, Prinzessin", sagte endlich die Vermonte. „Wir haben Ihnen sehr zu danken, daß Sie hier sind. Wir sitzen sonst zu dritt beisammen, schwatzen über Filme und trinken mehr als uns gut tut. Aber was will man machen, um die furchtbare Langeweile dieses Daseins zu betäuben?"

„Glauben Sie Frau Vermonte kein Wort, Prinzessin", rief der Schauspieler fröhlich. „Wir haben die vergnügteste Woche in Hamburg verbracht. Wir langweilen uns nie, denn ein wirklicher Künstler kann sich überhaupt nicht langweilen. Habe ich recht, Meister Eigenschein?"

Der Regisseur, mit rötlich strahlendem Vollmondgesicht, antwortete bekümmert: „Dennoch langweilen wir uns, guter Freund. Es ist nicht zu leugnen."

„Wir sind eben keine Künstler, lieber Goswin!"

„Ich bin verkauft und verraten", lachte der Schauspieler und hob sein Glas. „Ihr Wohl, Prinzessin!"

Irina nippte an ihrem Glas.

„Und ich bin jetzt für Lokalveränderung", erklärte die Vermonte. „Wir sind lange genug in dieser Schiffskajüte gewesen. Ich möchte Musik hören. Oder sind Sie müde, liebes Kind?"

Sechs Augen blickten ängstlich gespannt auf Irinas Gesicht. „Ich bin nicht müde", antwortete die Prinzessin freundlich und hörte wieder Wellen an Schiffswände schlagen.

*

Cyrus Proctor kam in guter Stimmung nach Berlin und sagte zu dem feierlichen Hoteldirektor: „Ich will inkognito hier wohnen. Als Mr. Goodmaker, nicht wahr? Wir verstehen uns?"

„Sehr wohl", verbeugte sich der Feierliche. „Ich möchte nur zu bedenken geben, daß das gewünschte Inkognito sich kaum auf-

rechterhalten lassen dürfte, da augenblicklich prominente Amerikaner Gäste unseres Hauses sind."

Proctor blickte prüfend durch die Halle.

„Auch die Presse ist von Ihrer Ankunft unterrichtet, Mr. Proctor. Ein Herr erwartet Sie bereits."

„Trotzdem! Ich bin hier Mr. Goodmaker."

„Wie Sie wünschen, Mr. Proctor."

Der Portier überreichte einen Stoß von Telegrammen, die Proctor in die Manteltasche schob.

Ein kleiner Herr, rosig, dicklich, unbefangen, trat heran, hob den Zeigefinger an die Hutkrempe und fragte kollegial, in verblüffendem Broadway-Englisch: „Empfangen Sie die Presse, Mr. Proctor?"

„Immer. Natürlich." Er lachte. „Was wollen Sie wissen?"

„Ihre Ansicht über Deutschland."

„Unter einer Bedingung: Sie dürfen meinen Namen nicht nennen."

Der kleine Journalist verzog den Mund.

„Schreiben Sie: Ein amerikanischer Finanzmann."

„Wenn einer mit tausend Dollar herüberkommt, ist er amerikanischer Finanzmann."

Proctor lachte noch stärker. „Dann schreiben Sie: Mr. Goodmaker, der Sekretär von Cyrus Proctor, sagt soundso."

Ein breiter Mann kam auf Proctor zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Guten Abend, Cyrus. Was machen Sie in dem alten Deutschland?"

Proctor stand auf und schüttelte freundschaftlich die Hand des Obersten Dongherty.

Der kleine Journalist schob unwillig seinen Notizblock in die Tasche.

„Wenn ich nicht Amerikaner wäre, möchte ich Deutscher sein", sagte Proctor noch freundlich, grüßte, nahm den Arm des Obersten und ging. Der rosige Journalist blickte den beiden nach und zerkaute einen wilden Fluch zwischen seinen Zähnen.

*

Mit lila Licht überrieselten Scheinwerfer die jünglingshafte Gestalt der dänischen Tänzerin, die inmitten des ovalen Saales gleichsam für sich selber tanzte. Ihr hellblondes Haar schimmerte wie ein reifes Weizenfeld im Wind. Das Orchester spielte ohne innere Überzeugung Grieg.

So könnte auch ich tanzen, dachte Irina, über die Logenbrüstung gebeugt und die schmale Dänin betrachtend. Aber dies wäre zu wenig. Man müßte mehr können, um die Berechtigung zu haben. Wie gut, daß ich nicht tanzen muß, sagte sie sich und warf einen dankerfüllten Blick auf die Vermonte, die ihn nicht bemerkte. Dank dieser Frau kam sie ohne Sorge nach Berlin, wo Dimitri Petrowitsch, ihr Vetter, war und Hilfe brachte.

Das lila Licht erlosch. Der Saal tauchte in grelles Weiß. Dünner Beifall kam der Tänzerin entgegen, die hochmütig den Kopf neigte. Irina applaudierte heftig.

„Gefällt sie Ihnen?" fragte die Vermonte.

„Sie scheint die Leute zu verachten, vor denen sie tanzt."

„Dann wäre sie eine dumme Dilettantin. Man muß vor dem Publikum, dem man seine Künste zeigt, Respekt und Angst haben. Der Kritiker ist belanglos, das Publikum entscheidet. Habe ich recht, Goswin?"

„So ist es. Das Publikum ist oberste und einzige Instanz und hat immer recht. Der Teufel soll das Publikum holen! Dein Wohl, Tina!"

„Ich protestiere", rief Eigenschein aufgeregt und buhlte um die Zustimmung der Prinzessin. „Die wahre Kunst ist aristokratisch und kümmert sich nicht um die Plebs. Alles, was auf Anerkennung und Beifall der großen Menge angewiesen ist, ist nicht Kunst, sondern Geschicklichkeit und Betrieb."

„Das schlimmste auf der Welt sind die Verteidiger der großen Kunst", sagte die Vermonte seufzend und blickte Irina an.

Im Saal rollten Diener den Teppich zusammen. Das Orchester begann einen Boston zu spielen. Die Zuschauer sprangen hastig auf, um keinen Takt zu versäumen, wenn sie selber tanzen durften. Sie tanzten schlecht und recht, aber mit Begeisterung.

Der Kellner erschien in der Loge, mit der Rechnung auf dem Teller. „Ist denn schon Schluß?" fragte der Schauspieler grollend.

„Es ist Polizeistunde. Die Behörden sind sehr streng."

Dann, nachdem Nickel die Rechnung bezahlt und ein filmmäßig reiches Trinkgeld gegeben hatte, flüsterte der Kellner geheimnisvoll: „Wenn die Herrschaften noch nicht schlafen gehen wollen, kann ich eine Privatbar empfehlen, die heute nacht geöffnet ist." Er überreichte dem Schauspieler eine Karte mit Adresse. „Das Stichwort ist heute Mönckeberg."

„Können Damen hingehen?" fragte Goswin Nickel vorsorglich.

„Aber selbstverständlich, mein Herr", entgegnete der Kellner und klapperte gekränkt mit den Augendeckeln.

„Wie rührend er für Sie besorgt ist!" lachte Tina und streichelte die Hand der Prinzessin. „Um meinetwillen hätte er nicht gefragt!"

„Du bist erwachsen genug, Tina, mein geliebtes Herz, um zu wissen, was du tun kannst und was nicht. Aber wir haben eine kleine Prinzessin in unserer Mitte. Sokrates ist angeklagt worden, daß er die Jugend verderbe."

„Jetzt ist er schon bei Sokrates! Alle Männer sind geborene Schulmeister. Glauben Sie mir, liebes Kind. Wollen wir gehen?"

Das Licht im Saale wurde allmählich eingezogen. Die Musikanten räumten den Platz. Die Vermonte hatte sich erhoben und nahm den Arm der Prinzessin, die in leichter Betäubung neben ihr ging.

„Sehen Sie, wie diese Russin geht!" schwärmte Goswin Nickel zu dem Regisseur. „Jeder Schritt ist musikalisch. Sie geht in Moll, finden Sie nicht?"

Eigenschein nickte gerührt und schwieg.

„Ein wunderbares Geschöpf! Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, würde ich jede Dummheit oder jedes Verbrechen für diese Frau begehen. Aber wir alten Knaben müssen unsere Sehnsucht nach Jugend in Alkohol ertränken."

„In Alkohol ertränken", wiederholte der Regisseur psalmodierend.

„Sie sind doch nicht müde?" fragte die Vermonte.

„Nur ein wenig betäubt, gnädige Frau. Der Lärm, die Musik, der Wein. Und das Entsetzen liegt mir noch im Blut. Was wäre mit mir geschehen, wenn Sie sich meiner nicht angenommen hätten?"

„Dann hätte Ihnen irgendein anderer geholfen, liebes Kind. Überschätzen Sie mich nicht."

Irina wußte keine Antwort und dachte an den jungen Menschen, der ihr das Geld in die Hand gedrückt hatte und unbedankt im Nebel verschwunden war.

*

„Sie müssen zugeben, lieber Cyrus," sagte Oberst Dongherty behaglich, „daß wir so guten Whisky früher nicht einmal im alten New York bekommen haben."

„Das erscheint Ihnen vielleicht jetzt nur so, lieber Francis."

„Es werden jedenfalls zu viele Gesetze gemacht. Ist es nicht so?"

Proctor zuckte die Achseln. „Die Gesetzemacher wollen auch leben. Und arme Leute bedürfen dringend der Gesetze, um die Illusion zu haben, daß diese Gesetze auch für die Reichen gelten."

„Sie sprechen wie ein Bolschewist, Cyrus. Wie reich müssen Sie sein!"

„Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, lieber Freund, daß wir nur so lange reich sind, als es die anderen, die Armen, erlauben?"

„Sie vergessen aber, daß die Armen nur deswegen arm sind, weil sie niemals die Kraft haben, etwas zu erlauben oder zu verbieten."

Ein Boy kam in die Hotelbar und überreichte Proctor ein Telegramm.

„Das glauben wir, weil wir es so wünschen, lieber Francis."

„Die Erfahrung beweist es. Die Kraft der Armen reicht im besten Fall zu einer Revolution. Aber wenn das Feuerwerk vorüber ist, ist alles genau wie zuvor."

Proctor hatte gedankenlos das Telegramm geöffnet und las den Bericht seines Sekretärs.

„Sie haben eine gute Nachricht bekommen, Cyrus. Ist es so?"

„Ich weiß nicht, ob sie gut ist", antwortete Proctor und lächelte ein wenig. Dann nahm er einen Schluck aus seinem Glas. „Der Whisky ist ausgezeichnet. Sie haben recht, Francis."

Oberst Dongherty lachte gutmütig und schwieg.

Nach einer Weile fragte Proctor: „Kennen Sie vielleicht den Namen: Tina Vermonte?"

„Ja. Eine bekannte Filmschauspielerin heißt so."

„Das stimmt. Sie ist eine Filmschauspielerin."

„Haben Sie sich in sie verliebt?"

„Ich habe sie noch nie gesehen, lieber Francis."

„Ich war vor einigen Tagen im Kino und habe einen Film mit ihr gesehen. Eine interessante Frau. Der Film war freilich hocum. Ich bin nach zwei Akten weggegangen."

„Ist sie eine große Nummer?"

„Ich glaube so. Wenn Sie Interesse haben, kann ich Ihnen die Geschichte von Balmoral erzählen."

„Balmoral?"

„Balmoral ist ein Pferd, ein Springpferd erster Klasse. Springt 1,80, 1,90, vielleicht noch höher."

„Ich dachte, daß Sie mir von Tina Vermonte erzählen wollten.“

„Geduld, lieber Cyrus. Balmoral und Tina Vermonte hängen zusammen. Ich war bei einem Springturnier und sah Balmoral, der den ersten Preis gewann. Als alter Pferdenarr wollte ich den Gaul kaufen. Um jede Summe. Ich ging zu dem Besitzer Balmorals und machte eine Proposition. Der Besitzer heißt Diedorff, Graf Diedorff. Ein feiner Junge. Gute Rasse. Vielleicht zuviel Inzucht, aber dennoch gute Rasse. Und denken Sie, Diedorff lehnte meine Vorschläge ab. Ich bot, in Mark umgerechnet, lächerlich hohe Beträge. Diedorff blieb fest. Ein Deutscher, der nicht verkauft! Ich war verblüfft.“

„Ich verstehe nur nicht, lieber Francis,“ sagte Proctor ein wenig ungeduldig, „was Balmoral und dieser unerschütterliche Graf Diedorff mit Tina Vermonte zu tun haben.“

Oberst Dongherty freute sich auf die Pointe und zögerte lächelnd mit der Antwort. „Dieser Graf Diedorff hat insoweit mit Tina Vermonte zu tun, als er ihr Ehegatte ist.“

„Ihr Ehegatte? Und er ist ein wirklicher Graf? Und es ist eine richtige Ehe?“

„Jawohl. Die beiden bewohnen eine nette Villa im Grunewald, haben Auto, Wagen, Pferde, und es ist alles in Ordnung.“

„Oh, das ist gut, das ist sehr gut!“ rief Proctor befriedigt und freute sich, daß die Prinzessin Suwarin heute abend in so vortrefflicher Gesellschaft war.

Oberst Dongherty verstand kein Wort.

*

Der Chauffeur des Autos, dem Goswin Nickel die Adresse der Geheimbar gesagt hatte, wußte sogleich Bescheid und hielt, in Schleichwegen erfahren, nicht vor dem bezeichneten Haus, sondern auf der gegenüberliegenden Seite. Es war eine fast dunkle Straße, knapp vor einer Brücke, die über ein Fleet ging. Ein Kohlenkahn mit grüner Laterne lag unbeweglich im schwarzen Wasser, das ölig aufglänzte, wenn von irgendwo rätselhaft ein Lichtschein darauf fiel. Düstere Häusermauern mit kleinen Fenstern stiegen aus dem Wasser. Hier und dort war ein Fenster noch erleuchtet. Über den Fleet weg, der sich in der Perspektive verengerte, sah man eine andere Brücke, die, ein heller Lichtbogen, den Hintergrund abschloß. Irina blickte nach der fernen erleuchteten Brücke, als wäre diese Ziel und Sehnsucht.

Vor dem Haus, in dem sich die heimliche Bar befand, patrouillierte ein junger Matrose mit verwegenem Gesicht. „Mönckeberg“, sagte die Schauspielerin, voll Freude am Abenteuer.

Der Matrose spähte nach allen Seiten, dann schloß er eilig das Tor auf und mahnte die Gäste, rasch einzutreten. Die Vermonte lachte laut auf.

„Bitte, machen Sie keinen Lärm“, kommandierte der junge Matrose, leuchtete mit einer kleinen Taschenlaterne die Treppe hinauf. Sie kletterten endlos lang die Treppe in die Höhe. „Haben Sie Angst, Prinzessin?“ flüsterte Gottfried Eigenschein.

„Was sollte ich fürchten?“ Welcher Wahnsinn treibt meine Wohltäter in dieses dunkle Haus? fragte sich Irina.

„Sie, junger Mann, nicht so schnell!“ rief Tina. „Mein Herz verträgt dieses Tempo nicht.“

„Bitte, leise!“

Die Vermonte blieb stehen und schüttelte sich vor Lachen. „Eine Bar für Trappisten! Eine Bar auf dem Dachspeicher! Herrlich!“

Der Matrose blickte drohend.

Goswin Nickel sagte mit wohlwollender Energie: „Sie, Herr Admiral, machen Sie'n freundliches Gesicht! Wir sind nämlich Photographen. Verstehen Sie?“

Der Admiral prüfte die Gestalt des Schauspielers, verschluckte die Antwort und hielt endlich vor einer Tür im vierten Stockwerk. Er pochte dreimal, in einem bestimmten Rhythmus. Die Tür wurde zaghaft geöffnet. Ein älterer Mann, mit verkniffenem ungarischen Gesicht, zeigte sich und spähte hinaus.

„Haben Sie keine Angst, Männeken!“ rief der Schauspieler. „Wir tun Ihnen nichts.“

„Bizon isten, machen Sie keinen Lärm!“ wehklagte der Mann mit dem ungarischen Gesicht und ließ hastig die Gäste eintreten. Der Matrose verschwand im Dunkel des Stiegenhauses.

In dem kleinbürgerlichen Vorzimmer wurde der Ungar, nachdem er mit großer Sorgfalt die Tür verschlossen hatte, triefend freundlich. „Wollen die Herrschaften Garderobe ablegen?“ Vor einem einsamen Kleiderständer stand ein achtzigjähriges Mütterchen Wache.

Tina schüttelte den Kopf.

„Wo ist die Bar?“ fragte Nickel ironisch.

Der Mann tauchte aus einer Verbeugung auf und sah demütig aus vorstehenden Augen den Schauspieler an. „Haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

Sie schritten durch einen halberleuchteten, schmalen Gang,

in dem es übel roch, und betraten ein großes, kahles Zimmer mit dichtverhängten Fenstern. Drei Kaffeehaustische mit Sesseln standen in dem Raum, aus dem dumpfe Kälte entgegenwehte. In einer Ecke saß ein alter Mann mit langem, weißem Bart in Tiroler Tracht und spielte leise auf einer Zither. Tina schrie vor Lachen. „Kinder, das ist fabelhaft! Das war noch nicht da! Mein Herr," wendete sie sich an den Besitzer, „gestatten Sie mir, Ihnen zu diesem Etablissement zu gratulieren."

Der Ungar lächelte bösartig.

Die Vermonte entdeckte den alten Tiroler und rief: „Spiel' doch lauter!"

Der Alte zitherte kräftiger.

„Wollen wir wirklich hierbleiben, Frau Gräfin?" fragte Eigenschein bekümmert.

„Menschenskind! Hier ist es doch prachtvoll!"

Tina nahm den Arm der Prinzessin und ging zu dem Zitherspieler. „Bist du wirklich ein Tiroler?"

„Woll."

„Woher bist denn?"

„Aus'm Zillerthal."

„Woher?"

„Aus Mayrhofen."

„Dös kenn i. I bin a ausm Tirol."

Der Alte sah zweifelnd mit einem schrägen Blick zu der Schauspielerin auf und sagte nichts.

„Geh, du bist a Grantiger! Du paßt schon in die Stube da!"

Der Zillerthaler begann aus Widerspruch einen fröhlichen Ländler zu spielen.

Die Vermonte umfaßte Irina und tanzte mit ihr einmal durchs Zimmer bis zu dem Tisch hin, an dem die beiden Herren saßen.

„Macht doch keine so verregneten Gesichter, Herrschaften! Es ist ja ganz egal, wo man beisammen ist. Es kommt doch nicht auf die environs an. Stört Sie dieses Zimmer, Prinzessin?"

„Nicht im geringsten, gnädige Frau. Ich bin allerdings gar nicht verwöhnt."

„Na, sehen Sie, Eigenscheinchen! Sie vergeben sich nichts, wenn Sie mit uns hier sitzen. Wie ist der Champagner?"

Sie trank ihr Glas leer, ohne die Antwort abzuwarten. „Was wollt Ihr? Der Wein schmeckt schön. Machen Sie den Wein selber, Herr Direktor?"

Der Ungar lächelte geschmeichelt und zog sich zurück.

„Ich verstehe nicht, daß euch diese Räuberhöhle nicht gefällt,

Herrschaften. Romantischeren Kitsch gibt es wohl überhaupt nicht mehr: diese dunkle Hamburger Straße mit dem Fleet, der Herr Admiral vor dem Haustor, dieses ausgeplünderte Zimmer, der ungarische Schwerverbrecher und der alte Zillertaler mit seiner Zither!"

„Sind Sie wirklich Tirolerin, gnädige Frau?" fragte Irina bescheiden.

„Ja und nein. Geboren bin ich im Italienischen, in Pieve di Cadore —"

Goswin Nickel taute auf. „Wo alle Mädels so kupfrige Haare haben wie Frau Vermonte. Fragen Sie nur mal den alten Tizian, Prinzessin, er wird es Ihnen bestätigen, denn er war auch aus dieser Gegend!"

Tina hob ihr Glas. „Sei bedankt, edler Goswin! Ja, geboren bin ich im Italienischen, aber seit frühester Kindheit haben wir in Tirol gelebt, zuerst in Cortina, dann in Sexten und zum Schluß wieder in Cortina. Ich spreche auch viel besser Tirolerisch als Italienisch. Mein Vater ist Bergführer gewesen. Ein großer Bergführer. Serafino Vermonte ist eine Klasse für sich gewesen. Ein Star, möcht' man sprechen. Man hat ihn nach der Schweiz geholt und in die Dauphiné. Er hat fünfmal die Grande Meje gemacht. Aber davon versteht ihr ja nichts. Was wißt ihr von den Bergen! Ihr baut euch die Dolomiten im Atelier auf."

„Das geht gegen Sie, Meister Eigenschein!" rief Nickel fröhlich.

„Eines Tages, wenn ich diesen ganzen Schwindel satt habe, gehe ich nach Cortina zurück, kaufe mir eine Wirtschaft und heirate einen Bergführer."

„Du bist doch schon verheiratet, liebe Tina!" lachte der Schauspieler.

„Dann lasse ich mich erst scheiden, du Pedant! Oder ich heirate gar nicht. Aber nach Cortina gehe ich zurück, das weiß ich."

„Unsern Film werden Sie hoffentlich noch fertig machen, Frau Gräfin?" fragte der Regisseur mit großem Ernst.

„Aber Kinder, ihr seid so schrecklich phantasielos. Trinkt doch!" Sie leerte ihr Glas.

„Lebt Ihr Vater noch, gnädige Frau?"

„Nein. Er ist an der Westwand der Croda da Lago verunglückt." Ihre Augen blickten in die Luft, als sähe sie die blutroten Türme und Spitzen der heimatlichen Berge. Man stürzt von einem Berge ab, dachte Irina, oder wird von Bol-

schewisten abgeschlachtet oder stirbt an Krebs in einem Sanatorium. War es nicht letzten Endes das gleiche?

„He, Landsmann! Spiel': Zillertal, du bist mei' Freud'!"

Der Alte gehorchte, und Tina sang.

„Sie werden uns für richtige Narren halten, Prinzessin?" fragte Goswin Nickel.

Irina lächelte.

Zwei Herren im Frack und eine junge, zarte Frau im Hermelinmantel, Reiher im Haar, wurden von dem unterwürfig dienernden Ungarn in das Zimmer geleitet. Sie lachten stürmisch beim Anblick der „Bar" und beruhigten sich erst, als sie Tina Vermonte, die Diva, erblickten.

Woher kenne ich diese Frau im Hermelinmantel? fragte sich die Prinzessin, und erinnerte sich dunkel einer Dame, die in ein Auto gestiegen war und verständnislos das schönfrisierte Köpfchen einem jungen Mädchen zugewendet hatte, das russisch um Hilfe geschrien hatte. Wann war dies alles gewesen?

Der Zitherspieler glitt aus dem Lied in einen Walzer hinüber.

Goswin Nickel stand auf und verbeugte sich vor der Prinzessin. Sie sah ihn verwundert an, begriff, erhob sich willenlos und tanzte. Wie sonderbar, daß ich zu tanzen vermag, dachte Irina einen Augenblick lang und fühlte Scham, die im Rhythmus des Walzers zerfloß.

„Ist sie nicht bezaubernd?" fragte Gottfried Eigenschein schwärmerisch und hatte verklärte Augen.

„Man muß jung sein, lieber Freund", antwortete die Vermonte schwermütig. „Wer alt ist, hat verspielt."

*

Als die Prinzessin Suwarin gegen vier Uhr morgens ihr Hotelzimmer öffnete, wehte ihr Rosenduft entgegen. Sie machte Licht und erblickte verwundert einen gewaltigen Rosenstrauß auf dem Tisch. Ihr erster Gedanke war, daß sie sich in der Zimmertür geirrt habe. Aber auf dem Nachttischchen lag der mit Tulasilber beschlagene Revolver. Es war ihr Zimmer.

Sie ging zögernd zu den Rosen und fand eine Karte, auf der „Cyrus Proctor, New York" stand.

Wer war Cyrus Proctor aus New York?

II.

Andreij Kipman wartete ungeduldig vor dem Hotel. Er hatte die Hände in den Manteltaschen vergraben, denn kalter

Wind blies vom Meere her. Die Sonne schimmerte milchig durch Nebelschleier.

Etwas abseits stand Goodmaker, Proctors Sekretär, und rauchte eine schwarze Zigarre am frühen Morgen.

Kipman hatte fünfmal auf seine Uhr gesehen, bevor Herr Gottfried Eigenschein aus dem Hotel trat. Mit schweren Schritten kam der Regisseur, verkatert und übernächtig, zu dem Auto, vor dem Kipman stand, und grüßte mit verschleimter Stimme. „Wie wird das Wetter?"

„Ich denke, gut, Herr Eigenschein."

„Wo ist Bratengeyer?"

„Er ist mit den Apparaten vorausgefahren. Er wollte noch Motive suchen."

„Schön." Eigenschein gähnte schamlos. Kipman haßte ihn in diesem Augenblick.

Nach einer Weile kam die Jungfer der Vermonte, mit Schachteln und Koffern, die auf dem Dach des Autos verstaut wurden, und meldete, daß die Frau Gräfin in fünf Minuten erscheinen werde. „Diese fünf Minuten kenne ich", brummte der Regisseur, nachdem die Zofe sich entfernt hatte. „Da steht man wie ein Lakai und wartet. Ein menschenunwürdiges Leben!" Andreij Kipman sah ihn an und widersprach nicht.

Mit einem dicken Schal um den Hals trat Goswin Nickel aus dem Hotel und blinzelte mißmutig dem Tageslicht entgegen. Dann steuerte er auf das Auto zu und grüßte mit rauher Stimme. „Filmen wäre ja ganz schön, wenn man nicht zur nachtschlafenden Zeit aus dem Bett raus müßte."

Eigenschein schwieg gereizt.

„Außerdem kommt man immer zu früh, weil schlecht disponiert wird."

Der Regisseur trat einen Schritt zurück, als wollte er andeuten, daß er in keiner Weise geneigt sei, diese Morgenunterhaltung fortzusetzen.

„Kipman, Mensch, was haben Sie für blanke Augen! Beneidenswerte Rasse, die dieses schäbige Leben ohne Alkohol zu ertragen vermag!"

Kipman machte ein düsteres Gesicht.

„Na, fressen Sie mich nur nicht! Ich habe Ihnen nicht nahetreten wollen. War als Kompliment gedacht."

Der Wind hatte die Nebel verjagt und zerrissen. Ein Stück blauer Himmel wurde frei.

„Wir bekommen Sonne", sagte Kipman ehrgeizig.

„Ich gehe in die Kneipe drüben, einen Kognak kippen. Bis

die Primadonna zu kommen geruht, dauert es noch eine Weile. Ich bin nicht für Postenstehen engagiert."

Der Regisseur zersprang vor Wut und schwieg. Goswin Nickel überquerte die Straße und stieg in eine Kellerkneipe hinab.

Goodmaker blickte ihm interessiert nach.

„Ist das zu ertragen?" fragte Eigenschein zornbebend. „Darf man sich das gefallen lassen?"

„Es geht um den Film", antwortete Kipman bescheiden.

Wenn die Vermonte in fünf Minuten nicht da ist, streiche ich das Bild und nehme nicht auf! Ich bin kein Kuli!" Er zog drohend die Uhr aus der Tasche.

Aber noch vor Ablauf des Eigenscheinschen Ultimatums erschien Tina Vermonte in fröhlichem Gespräch mit der Prinzessin Suwarin, die verabredeterweise zur Aufnahme mitfahren sollte. „Eigenschein ist wütend", flüsterte die Schauspielerin belustigt. „Sehen Sie nur, wie er die Unterlippe hängen läßt! Ein Kretin erster Ordnung."

Irina erblickte in jäh aufschießender Freude Kipman, der den Hut zog. Ihr erstes Gefühl war, dem unbekannten Helfer entgegenzustürzen, seine Hände zu nehmen und zu danken. Irgend etwas in der Haltung des jungen Menschen hielt sie zurück. Er machte ein Gesicht, als hätte er sie noch niemals gesehen. Erkannte er sie nicht? War es übertriebene Rücksicht auf sie? Gehörte er zu der Filmgesellschaft? War er Schauspieler? Ein russischer Schauspieler? Was für strahlende Augen er hatte! Diese Gedanken jagten durch ihren Kopf, während sie den Gruß in freundlicher Fremdheit erwiderte. Aber sie konnte nicht verhindern, daß ihre Augen aufleuchteten und dankerfüllt an dem jungen Menschen haften blieben. Nur Joe Goodmaker sah dieses Aufleuchten in den Augen der Prinzessin Suwarin und konnte es sich nicht erklären.

„Guten Morgen, Eigenscheinchen! Nicht böse sein! Wir haben uns ein wenig verplaudert."

„Es ist halb zehn vorbei, Frau Gräfin", grollte der Regisseur.

„Wir werden leicht fertig. Nickel und ich haben diese Liebesszene am Meeresstrand schon zehnmal gespielt. Ich bitte Sie! Wo ist mein guter Goswin? Schläft er noch?"

Eigenschein lächelte bereitwillig. „Im Gegenteil, er sitzt in der Kutscherkneipe drüben und stärkt sich mit Kognak. Kipman, holen Sie Herrn Nickel!"

Irina fühlte einen Stich im Herzen, als ihr Retter gehorsam

davoneilte, um den Schauspieler heranzuschaffen. Sie haßte in diesem Augenblick den dickwangigen Regisseur inbrünstig, weil er es wagte, dem jungen Menschen Befehle zu erteilen.

„Wie ist Ihnen der Abend bekommen, Prinzessin?“ fragte Eigenschein weltmännisch.

„Danke“, antwortete sie so kühl und feindselig, daß Gottfried Eigenschein ein wenig die Fassung verlor.

Goswin Nickel und Kipman kamen über die Straße. Der Schauspieler schwang großartig den Hut und rief mit dröhnender Stimme: „Guten Morgen, Prinzessin!“ Alle Passanten der Straße wendeten die Köpfe und blieben stehen.

„Machen Sie doch bitte kein Aufsehen“, bat der schamhafte Eigenschein.

„Guten Morgen, Tina Vermonte!“ schrie Nickel.

„Du bist verrückt“, lachte die Schauspielerin.

„Bin nur fröhlich, weil ich jetzt filmen darf.“ Er wendete sich an die lachende Menge, die sich rasch angesammelt hatte. „Herreinspaziert, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen ein Spiel von Liebe und Tod, ein Monumentalfilm in acht Akten!“

Andreij Kipman lächelte ganz leise. Irina sah dieses Lächeln, das gleichsam Grenzen zog zwischen ihm und der Filmfröhlichkeit, und freute sich darüber. Eigenschein, grün im Gesicht, sagte mit spanischer Grandezza: „Darf ich bitten, meine Damen.“

Tina und die Prinzessin stiegen ein. Dann folgte, sehr umständlich und große Reden schwingend, Goswin Nickel. Als letzter kam Eigenschein, gramzerfressen. Andreij Kipman setzte sich neben den Chauffeur. Der Wagen fuhr los. Die Menge ging auseinander.

Irina starrte bestürzt auf ihren Retter, der regungslos neben dem Chauffeur saß. Hatte sie ihm den Platz weggenommen? Warum saß er dort oben, während ein solches Nichts wie dieser Herr Eigenschein sich im Wagen breitmachen durfte? Unerträglich erschien die Demütigung Kipmans, die sie aufs tiefste bedrückte, besonders als ihr einfiel, wie sinnlos das Geld vertan worden war, das er ihr im Augenblick des Versinkens in die Hand gedrückt hatte. Als sie in der vergangenen Nacht die „Bar“ verlassen wollten, hatte es an Kleingeld gefehlt. Man hatte sich fragend an Irina gewendet, die ihre beiden Hundertmarkscheine hervorholte. Kipmans Geld verschwand in den Taschen eines alten Zitherspielers und eines schmierigen Kellners, der die Treppe hinableuchtete.

Das Auto hatte die Elbchaussee erreicht und jagte mit er-

höhter Geschwindigkeit dahin. Goswin Nickel schlief. Eigenschein kaute an seiner Zunge.

„Wer ist der Herr neben dem Chauffeur?" fragte Irina leise und unvermittelt die Vermonte.

Die Schauspielerin, vor sich hindösend, fuhr auf und verstand nicht sogleich. Irina wiederholte die Frage.

„Das ist Kipman, der Hilfsregisseur. Ein netter und geschickter Junge."

Sie schloß wieder die Augen, geblendet von der Sonne, die Ströme von grellem Licht über das Land schüttete.

Was ist ein Hilfsregisseur? fragte sich Irina und betrachtete nachdenklich patrizische Landhäuser, weite Parke mit alten Bäumen in rotglühendem Blätterschmuck, taubeperlte Wiesen, die bunt vorüberwirbelten. Die Elbe schimmerte wie flüssiges Silber.

*

Cyrus Proctor saß in einem sehr gediegenen Konferenzzimmer mit den Bankdirektoren beisammen und hörte den Vortrag eines Herrn mit grauem Bart, der Regimenter von Zahlen in mustergültiger Ordnung aufmarschieren ließ. Seine Stimme war matt, leidenschaftslos, Dienerin der Zahl.

Proctor folgte mit Aufmerksamkeit den Ausführungen, behielt sogar wichtige Zahlen, wie Bruttogewinn, Dividende, besondere Reserven, Baureserve, Umsatz im Kopf, machte bisweilen Notizen, aber er spürte genau, daß ihm der richtige Elan fehlte. Er entflammte nicht, war nicht besessen, blieb gleichgültig, gehorchte nur einer unklaren Pflicht, wenn er diesem respektablen Greis zuhörte, statt aufzustehen und wegzugehen.

Seine Gedanken schweiften aus, jagten über blaue Meere, über Prärien im Indianersommer, wanderten die kalifornische Küste entlang, waren in einer Loge der Metropolitan-Oper in Neuyork, erreichten sein schönes Landhaus in Neuport.

„Wir sind an der finanziellen Neuorganisation der Großindustrie sehr stark beteiligt", erzählte die matte Stimme des Vortragenden. „Wir stehen in enger Verbindung mit verschiedenen Bergwerksvereinen und haben Einfluß auf den Roheisenmarkt."

In der weißen Jacht, die blaue Meere befuhr, war die Prinzessin Suwarin. Sie galoppierte neben Cyrus Proctor über Prärien im Indianersommer, sie ging neben ihm auf

Strandwegen der kalifornischen Küste, sie saß in der Loge der Metropolitan-Oper und überstrahlte mit ihrer Schönheit das Brillantenband, das ihren Hals umschloß.

Cyrus Proctor erwachte, als die leidenschaftslose Stimme des Vortragenden zu reden aufhörte. Er riß sich zusammen und fragte: „Stellen Sie sich eine Interessengemeinschaft oder eine Kommanditierung oder eine einmalige Kredithilfe vor?"

Ein anderer Herr, glattrasiert, Hakennase, Schmiß über der linken Wange, erhob sich und antwortete ausführlich mit allzu schneidiger Stimme.

Proctor betrachtete aufmerksam das vor ihm liegende Blatt Papier, das mit einigen Zahlen bekritzelt war, und sah deutlich das Gesicht der jungen Prinzessin. Ich bin lächerlich, dachte er, ich bin nicht zurechnungsfähig. Ich muß nach Hamburg reisen und eine Entscheidung herbeiführen. Vorher war es unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Man hielt diese ehrenwerten Männer zum besten. Er wollte die Sitzung abbrechen, dann besann er sich, sah auf die Uhr des Zimmers und beschloß, Goodmakers Nachrichten abzuwarten, bevor er nach Hamburg zurückfuhr.

Er hörte den schneidigen Herrn von Sachwerten reden und hakte ein: „Könnte man nicht die deutschen Reichseisenbahnen ankaufen und in Privatunternehmungen verwandeln? Eisenbahnen sind immer ein gutes und sicheres Geschäft. Bei uns wenigstens.

Der Herr mit dem Schmiß äußerte Bedenken und deutete auf die Schwierigkeiten dieses Planes hin, der schon von anderer Seite vorgeschlagen worden wäre.

Cyrus Proctor versank wieder in sich. Man konnte schließlich ganz Preußen kaufen, aber was bedeutete es, wenn die Prinzessin Suwarin nicht zu erringen war?

*

Das Auto fuhr vorsichtig das steile Gäßchen in Blankenese hinab, das zum Strand führte.

„Aufwachen, guter Goswin!" rief die Vermonte lachend. „Wir sind in Sorrent angelangt."

Nickel öffnete blinzelnd die Augen.

„Nur Mut! Mach' die Augen ganz auf!"

Der Schauspieler gab sich einen Ruck und war munter. „Verzeihen Sie gütigst, Prinzessin. Ein alter Mann bedarf der Ruhe."

„Haben Sie gut geschlafen?"

„Fabelhaft, Prinzessin. Vor Liebesszenen schlafe ich immer am besten."

Die Vermonte hatte ein boshaftes Wort auf den Lippen, aber sie unterdrückte es mit Rücksicht auf Irina.

Der Wagen hielt auf Kipmans Anordnung vor einer Wirtschaft am Strand. Goswin Nickel stieg als erster aus und rief begeistert: „Herrgott, ist das schön!"

Kipman kam heran, wies auf die Wirtschaft und sagte: „Zwei Zimmer sind hier bereit."

„Ist das nicht wundervoll, Prinzessin?" fragte Nickel. „Ist das nicht hundertmal schöner als das verkitschte Sorrent?"

Sie nickte nur und sah voll Herzleid, daß Kipman dem Chauffeur behilflich war, die Koffer und Schachteln vom Wagen zu heben. Die Stellung eines Hilfsregisseurs schien keine große Sache zu sein.

„Darf ich bitten, meine Herrschaften?" mahnte Eigenschein, immer noch ein wenig gekränkt.

„Ich bin in fünf Minuten fertig", sagte die Vermonte und öffnete ihren Pelz, unter dem sie ein dünnes Rosakleidchen trug. „Angezogen bin ich schon."

Der Chauffeur schleppte die Schachteln und Koffer in das Haus, auf dessen Schwelle die Wirtin erschien.

Tina nahm Nickel bei der Hand und zog ihn mit sich. Kipman begleitete sie. Irina sah ihnen unschlüssig nach. „Kommen Sie mit, Prinzessin?" fragte Eigenschein unterwürfig.

Bratengeyer, der Operateur, stand mit seinem Gehilfen auf dem Strand und grüßte, seine Mütze schwenkend.

„Wohin?"

Eigenschein wies auf den Operateur.

„Ja, gern."

Kipman kam aus der Wirtschaft.

„Alles in Ordnung?"

„Jawohl, Herr Eigenschein."

Sie stampften zu dritt durch den Sand, auf dem greller Sonnenschein lag. „Ein Tag wie im Juli", sagte Eigenschein schweratmend.

Irina nickte fröhlich und sah nach Kipman, der schweigend neben ihr marschierte. Warum sagte er nichts? Durfte er nicht sprechen? Aber es war trotzdem unvergleichlich schön, durch den heißen Sand zu laufen, der Sonne entgegen. Tiefe Stille ringsum. Nur das Wasser schlug mit sanften Wellen an

das Ufer. Man bekam Lust, sich in den Sand zu legen und ein wenig zu weinen, vor lauter Glück.

Sie blieb plötzlich stehen, atmete tief und sagte sehnsüchtig: „Die Welt ist schön!“

Kipman sah sie neugierig an. Eigenschein verzog den Mund und nahm den Hut ab. Irina ging weiter. Ihr Herz zitterte in grundloser Seligkeit.

Der Operateur, ein freundliches und behendes Männchen, kam ihnen grüßend entgegen und rief: „Prachtwetter, was, Herr Eigenschein? Wir haben Dusel, unberufen.“ Er erzählte voll Eifer dem Regisseur, daß er bereits einen Sonnenaufgang, einen vorbeifahrenden englischen Kohlendampfer und zehn Meter Wolken aufgenommen habe. „Kann man vielleicht brauchen, was?“

Irina trat zwei Schritte zurück, wendete sich Kipman zu und sagte hastig auf russisch: „Ich danke Ihnen.“

Er erschrak, fand keine Antwort und blickte die Prinzessin beschämt an.

„Haben Sie mein Manuskript, Kipman?“

„Jawohl, Herr Eigenschein“, antwortete der Hilfsregisseur und öffnete die Aktentasche, die er unter dem Arm trug.

Eigenschein blätterte in dem Manuskript und sagte: „Wir machen zuerst Szene 114.“

„Ich habe fünfunddreißig Meter im Kasten. Genügt das, Herr Eigenschein?“

„Es reicht.“

Eigenschein zog seinen Mantel aus. Kipman war ihm behilflich. Irina wendete sich ab, um diese Selbsterniedrigung nicht sehen zu müssen.

Die Vermonte und Nickel traten aus der Wirtschaft. Irina blickte ihnen ungläubig und, als sie näherkamen, mit Schrecken entgegen. Die Schauspielerin hatte sich als junges Mädchen zurechtgemacht und sah im schonungslosen Strandlicht erschütternd alt aus. Das ganz weiß gepuderte Gesicht wirkte leichenhaft. Goswin Nickel, in elegantem Jachtanzug, ein kurzes Schnurrbärtchen auf den Lippen, mit jugendlich geschminkten Augen, machte einen gespenstischen Eindruck.

„Sie sind über uns entsetzt, Prinzessin“, rief die Vermonte lachend. „Aber das geht nicht anders, liebes Kind. Der Apparat verlangt es. Wenn Sie sich aufnehmen lassen, so wie Sie hier stehen, mit Ihren siebzehn Jahren, ohne sich richtig zu schminken, sehen Sie älter aus als ich.“

Lüge, dachte Andreij Kipman und betrachtete zum ersten=

mal aufmerksam die junge Russin. Sie hatte ein gutes Gesicht, das sich ausgezeichnet photographieren lassen müßte, und eine fabelhafte Gestalt, fand Andreij Kipman.

„Ich bin nicht entsetzt," wehrte die Prinzessin ab, „nur ein wenig enttäuscht. Sie sehen im Leben viel hübscher aus, gnädige Frau."

„Danke für das Kompliment! Sonst sagen nämlich alle Leute, daß ich im Film hübscher bin als im Leben."

„Darf ich bitten, Frau Gräfin?" sagte der Regisseur höflich.

„Sie dürfen, Eigenscheinchen." Sie nahm den Arm Nickels und flötete zärtlich: „Komm, Geliebter!"

Irina sah eine Weile den Vorbereitungen der Szene zu und hatte das bedrückende Gefühl, daß diese agierenden Leute längst aufgehört hatten, lebende Menschen zu sein. Nur die Form war noch geblieben.

Sie wendete sich traurig ab und marschierte zur Landungsbrücke, die in praller Sonne lag. Ein uralter Fischer angelte und ein amerikanisch aussehender junger Mann mit hageren, blaurasierten Wangen verfolgte mit Interesse seine Bemühungen.

Irina setzte sich auf eine Bank und ließ ihre Blicke über den Strom wandern, der weißschimmernd und geruhig dahinzog. Ein kleiner Ewer kam auf. Weit draußen stand unbeweglich ein Segel. Möwen tanzten auf dem Wasser. Fernher klang dumpfes Dröhnen der Arbeit.

Wie seltsam, daß sie hier saß, dachte Irina, daß sie auf der Landungsbrücke von Blankenese saß, fremd, losgelöst, entwurzelt, mit zehn Mark in der Tasche, angewiesen auf das Wohlwollen einer launenhaft schwankenden Schauspielerin, die heute freundlich zu ihr war, um sie morgen vielleicht fallen zu lassen.

Das Gesicht der Prinzessin Suwarin war mit Trauer bedeckt.

*

Cyrus Proctor kam aus dem Bankgebäude, nachdem er die Konferenz abgebrochen und seine Entschließungen auf einen späteren Tag verschoben hatte, ging zögernd und in sich versunken dahin, stieß mit Menschen zusammen, die sich entschuldigten, bemerkte nichts, setzte seinen Weg fort, dessen Ziel er nicht kannte.

Unter den Linden rief ihn Maud Bakewell an, die jung,

rosig und blond auf ihn zuging und ihm kameradschaftlich die Hand entgegenstreckte. „Guten Tag, Mr. Proctor. Wie merkwürdig! Ganz Neuyork ist in Berlin.“

Proctor hob den Blick und konnte sich nicht besinnen, wie diese ihm wohlbekannte schöne Frau hieß. „Oh, Sie träumen“, lachte Maud Bakewell. „Wie wunderbar! Ich habe noch niemals einen träumenden amerikanischen Geldmann gesehen.“

„Verzeihen Sie, Mrs. —“

„Sie haben sogar meinen Namen vergessen? Ich heiße Maud Bakewell.“

Proctor erwachte. „Verzeihen Sie gütigst, Mrs. Bakewell. Ich war in Gedanken, hatte Geschäfte im Kopf.“

„Wie kann man an so einem wundervollen Tag über Geschäfte nachdenken!“

„Haben Sie Nachsicht, Mrs. Bakewell.“

„Kommen Sie, Mr. Proctor, ich begleite Sie ein Stückchen. Bleiben Sie lange in Berlin?“

„Ich weiß es nicht, Mrs. Bakewell. Es hängt von verschiedenem ab.“

„Wir wollen nächste Woche zurück. Ich habe ein wenig Heimweh. Ich bin seit einem halben Jahr von Hause weg und habe so viel Elend und so Gräßliches gesehen, daß ich ausruhen möchte.“

Proctor erinnerte sich. „Sie sind in Rußland gewesen, Mrs. Bakewell.“

„Ich habe meinen Mann begleitet, der die amerikanische Hilfsmission führte.“

„Ist Mr. Bakewell noch in Rußland?“

„Nein, wir sind zusammen zurückgekehrt. Er ist gestern nach Danzig gefahren und kommt morgen wieder.“

„Wie war es in Rußland, Mrs. Bakewell?“

Sie blieb stehen. Ihr rosiges Gesicht wurde blaß und ernst. „Es ist die Hölle ohne Feuer, Mr. Proctor. Eine eiskalte Hölle. Und wer etwas anderes berichtet, ist ein Lügner oder Phantast.“

Sie begann zu erzählen, und es schien Proctor, als erlöschte die Sonne und verdunkelte sich der Himmel. „Man kann sich nicht vorstellen, Mr. Proctor, was eine Handvoll Irrsinniger aus dem reichsten Land der Welt gemacht hat.“

„Ist keine Hilfe möglich?“

Sie zuckte entmutigt die Schultern. „Es gibt keine Männer mehr. Nirgends auf der Welt. Es gibt nur Geschäftemacher. Verzeihen Sie, Mr. Proctor. Ich denke so.“

„Sie haben gewiß recht, Mrs. Bakewell."

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander.

„Hatten Sie selber Schwierigkeiten im Land, Mrs. Bakewell?"

„Nein. Man war im Gegenteil unangenehm freundlich zu uns. Nur wurde es uns nahezu unmöglich gemacht, mit den Unterdrückten in Berührung zu kommen. Wir wurden auf Schritt und Tritt bespitzelt. Ich glaube, jeder zweite Mensch auf der Straße ist angestellter Spion der Regierung. Eine Hölle, Mr. Proctor."

Sie drehte sich hastig um, als fürchtete sie, verfolgt oder belauscht zu werden. Proctor blickte sie verwundert an. „Sie haben ihre Spitzel in der ganzen Welt", flüsterte Maud Bakewell. „Sie glauben es nicht, Mr. Proctor. Ich weiß es."

„Warum sollte man Sie beobachten?" fragte Proctor zweifelnd.

„Ich will es Ihnen sagen. Ein alter russischer Aristokrat, der noch in der Hölle friert, bat mich, zwei Brillanten, zwei auffallend große Steine in echt russischen Ausmaßen, nach Berlin mitzunehmen und sie einem genau bezeichneten Gewährsmann zu übergeben. Es war vielleicht unvorsichtig, die Brillanten, die in Ohrringen gefaßt waren, zu tragen, aber ich hielt es für das sicherste. Aus den Ohren konnte man mir die Steine nicht gut stehlen."

Proctor blickte unwillkürlich nach ihren hübschen, kleinen Ohren, die keinen Schmuck trugen. „Schwer möglich. Haben Sie die Steine gut nach Berlin gebracht?"

„Gott sei Dank, denn es ist doch immerhin eine große Verantwortung, Steine von solchem Wert, die wahrscheinlich das einzige Vermögen des alten Aristokraten sind, mit sich umherzutragen. Ich glaube nicht, daß wir genug Geld gehabt hätten, den Verlust zu ersetzen."

„Warum haben Sie diese Verantwortung auf sich genommen, Mrs. Bakewell?"

„Sie sprechen wie mein Mann, Mr. Proctor. Männer wollen niemals Verantwortung tragen."

Proctor lächelte nachsichtig. „Haben Sie die schrecklichen Diamanten schon abgeliefert?"

„Jawohl."

„Warum sollte man Sie noch beobachten oder gar verfolgen, Mrs. Bakewell?"

„Ich weiß es nicht", antwortete sie und wendete sich abermals um.

„Sie sind zu romantisch, Mrs. Bakewell, oder Sie haben in letzter Zeit zu viele Kriminalromane gelesen. Ich glaube nicht an solche Geschichten. Das Leben ist sehr nüchtern."

Maud Bakewell blickte schweigend in die Luft. Das Brandenburger Tor leuchtete im Sonnenschein.

„Ich begreife aber, daß Sie sich nach Ruhe sehnen, Mrs. Bakewell."

„Ich fürchte sehr, daß ich auch zu Hause keine Ruhe finden werde. Ich habe zu viele verhungernde Kinder gesehen, Mr. Proctor."

*

Joe Goodmaker war ein vortrefflicher Privatsekretär, aber er bemühte sich vergeblich, zu erforschen, was die Traurigkeit der russischen Prinzessin zu bedeuten hatte, die regungslos auf der Bank der Landungsbrücke saß und ins Wasser starrte. Die Gemütsverfassung der jungen Dame wäre ihm ziemlich gleichgültig gewesen, wenn ihm das Telegramm, das er mittags seinem Herrn schicken wollte, keine Sorgen gemacht hätte. Er konnte doch nicht gut depeschieren: „Prinzessin sitzt in Blankenese auf der Landungsbrücke und ist traurig." Cyrus Proctor war imstande, ihn daraufhin zu entlassen.

Verdammtes Geschäft, dachte Goodmaker wütend und sah wieder dem uralten Fischer zu, der noch nicht den kleinsten Aal gefangen hatte.

Irina überlegte, wie sie es ermöglichen könnte, mit Kipman zu sprechen. Dieser Mensch würde alles verstehen, denn er verstand Russisch. Er hatte sich als Freund gezeigt, der einer Unbekannten Geld schenkte, obwohl er selber nur ein bescheidener Diener war, abhängig von andern, die zweifellos unintelligenter waren als er. Wie armselig und lächerlich wirkten dieser dicke, ewig gekränkte Regisseur und der genialische Komödiant, der sich für den Film zu wertvoll dünkte! Wie schwer war es, Tina Vermonte zu ertragen, die zwischen übertriebener Schwermut und erlogener Fröhlichkeit schwankte und doch nur gegen das drohende Altwerden kämpfte! Diese drei Menschen waren alte Leute, gesättigt von traurigen Erfahrungen, stumpf geworden in langen Kämpfen um Erfolg, ausgeglüht und erloschen. Man mußte sich hüten vor alten Menschen, die Begeisterung verhöhnten und jede Flamme erstickten.

Die Prinzessin sah, daß die Vermonte und Nickel in Begleitung des Regisseurs der Wirtschaft zugingen, und sprang

auf. Kipman stand neben dem Operateur. Irina verließ hastig die Landungsbrücke und marschierte auf den Apparat zu.

Joe Goodmaker hielt es für überflüssig, noch länger dem hoffnungslosen alten Fischer zuzusehen, und beschloß, nach der Stadt zu fahren. Vom Strand in Blankenese war eben nichts Besonderes zu drahten.

Der alte Fischersmann atmete erleichtert auf, als er den amerikanischen Jüngling von der Brücke verschwinden sah, und holte in der nächsten Minute einen netten, fetten Aal aus dem Wasser.

„Ist die Aufnahme zu Ende?“ fragte Irina und blickte Kipman an.

„Noch eine kleine Szene“, antwortete Bratengeher, der Operateur, eifrig. „Die Herrschaften ziehen sich nur um.“

Andreij Kipman stand bescheiden da und sah auf die Elbe.

Er macht es mir schwer, dachte Irina und sagte sehr laut und fast schroff: „Entschuldigen Sie, Herr Kipman, ich möchte eine Auskunft von Ihnen haben.“

Sie merkte, daß er verlegen wurde und ihr nur widerstrebend folgte, als sie sich einige Schritte von dem Operateur entfernte. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Herr Kipman.“ Sie sagte es leise und russisch. Er sah sie an und schwieg.

„Ich brauche Ihren Rat.“

Er schwieg.

„Wo kann ich allein mit Ihnen sprechen?“

„Ich weiß es nicht.“

Zornige Verzweiflung packte sie. „So helfen Sie mir doch!“

Er schwieg.

„Werde ich nachmittags allein sein, oder muß ich meinen Wohltätern Gesellschaft leisten?“

„Nachmittags schlafen die Künstler.“

„Dann kommen Sie, bitte, um vier Uhr zu mir. Ich wohne Zimmer Nr. 361.“

In seinen Augen war Erstaunen. „Das ist nicht möglich, verzeihen Sie. Das ist in Deutschland nicht möglich. Es verstößt gegen die gute Sitte.“

Ihr Gesicht wurde hart und hochmütig. „Ich bin die Prinzessin Suwarin. Mir braucht niemand auf der Welt zu sagen, was gute Sitte ist.“

Wie sie den Kopf zurückwirft! dachte Kipman in dumpfer Erbitterung und sah wiederum die Straßen seines Heimatstädtchens, durch die die großen Herren galoppierten. Die Juden grüßten unterwürfig und drückten sich scheu an die

Häusermauern. Wenn einer nicht schnell genug auswich, bekam er einen fröhlichen Schmitz mit der Reitpeitsche.

„In Deutschland ist es so, daß die Hotels über die gute Sitte zu wachen haben."

„Ich bin einige Wochen lang allein mit zehn Matrosen auf einem finnischen Segler gewesen, mein Lieber! Das verstößt ebenfalls gegen die gute Sitte, was? So reden Sie doch!"

Er wußte nichts zu entgegnen und blickte sie ruhig an.

„Ich begreife nicht, welche Bedenken Sie haben, meiner Einladung zu folgen? Fürchten Sie, daß ich Sie um Geld bitten werde?"

Kipman spürte den Hieb, den er einmal als Junge von hochgeborener Hand empfangen hatte.

„Sie scheinen sehr feig zu sein, mein Lieber."

„Ich bin sehr feig."

Was für seltsame Augen hat dieser Mensch, dachte Irina und vergaß jählings ihren Zorn. Aus der Wirtschaft kamen die Künstler in Begleitung Eigenscheins.

„Verzeihen Sie", flüsterte die Prinzessin demütig. „Ich weiß nicht, was ich rede. Ich bin so verzweifelt. Haben Sie Mitleid! Ich erwarte Sie um vier Uhr. Kommen Sie!"

Ich werde nicht kommen, beschloß Kipman voll Bitterkeit.

*

Cyrus Proctor frühstückte in Gesellschaft des Obersten Dongherty und war guter Laune, denn Goodmaker hatte telegraphiert, daß die Prinzessin wahrscheinlich am nächsten Tag in Berlin eintreffen werde.

„Ich bin heute vormittag Maud Bakewell begegnet", erzählte Proctor. „Sie ist aus Rußland zurückgekommen und berichtet Grauenvolles."

„Andere wieder sagen, daß es jetzt dort so herrlich sei, wie im Garten Eden. Aber man weiß ja nicht, wie es eigentlich im Garten Eden war."

„Keinesfalls hörte man von Hilfsexpeditionen nach dem Garten Eden. Ich bin daher geneigt, Maud Bakewell Glauben zu schenken, obwohl sie vielleicht ein wenig übertreibt und die Dinge zu schwarz sieht."

„Ich mag Frauen nicht, die in Wohltätigkeit reisen, lieber Cyrus. Da liegt immer irgendein Konstitutionsfehler vor."

„Sie leidet vielleicht ein wenig an Verfolgungswahn. Sie müssen sich einmal von ihr die Geschichte der märchenhaften

Diamanten erzählen lassen, die sie von Rußland nach Berlin gebracht hat. Dafür wird sie jetzt unter den Linden auf Schritt und Tritt verfolgt."

„Und was sagt Charlie Bakewell dazu?"

„Charlie ist in Danzig."

Der Oberst lachte. „Daher kommt alles Unglück in den Ehen: Wenn die Frau verfolgt wird, ist der Mann in Danzig."

„Sagen Sie jetzt nichts gegen die Frauen, lieber Francis, ich bitte Sie. Das Beste sind die Frauen."

„Aber gut sind sie erst, wenn sie Großmütter werden."

Proctor drohte ihm scherzhaft. „Sie sollten Ihrer nicht so sicher sein, Francis. Solange Sie nicht begraben sind, können Sie nie wissen, was Ihnen noch begegnet."

„Sie erschrecken mich, lieber Cyrus. Was sollte mir begegnen?"

„Eine Frau."

„Eine Frau?"

„Eine Frau, die noch nicht Großmutter ist, und der Sie trotzdem verfallen sind."

„Haben Sie Mitleid, Cyrus."

„Können Sie sich vorstellen, daß durch diesen Saal eine Frau geht, die Sie zum erstenmal in Ihrem Leben sehen, und der Sie von dem Augenblick an rettungslos unterworfen sind?"

„Das kann ich mir, dem Himmel sei's gedankt, nicht vorstellen, obwohl ich weiß, daß ernsthafte und prominente Männer von derartigen Unglücksfällen berichten. Vielleicht sind solche Blitzschläge bei romanischen oder andern inferioren Rassen möglich, aber daß ein kaltblütiger Amerikaner guter Konstitution von einer Frau verzaubert werden kann, die einmal durch den Saal geht, das bestreite ich mit aller Entschiedenheit."

Cyrus Proctor lächelte besserwissend. „Dennoch gibt es das, lieber Francis."

„Wie sehr schrecklich!" rief Oberst Dongherty und betrachtete seinen Freund voll Kummer.

*

Andreij Kipman verfluchte sein mitleidiges Herz, das ihn in Abenteuer gestürzt hatte, die ihm tiefes Unbehagen bereiteten. Wie ein Dieb schlich er die Treppen hinauf, nachdem er widerstrebend sich entschlossen hatte, die Prinzessin zu besuchen; denn er fühlte genau, daß diese Dame imstande war, ihn vor allen

Leuten in ein Gespräch zu verwickeln, wenn er ihrer Einladung jetzt nicht folgte.

Man soll nicht gut sein, dachte er voll Ärger, man soll niemand Geld schenken, man darf nicht Vorsehung spielen. Freilich, er war gar nicht gut und nicht mitleidig und wollte nicht Vorsehung spielen, hochmütig und eitel war er gewesen. Aber die Hoffärtigen trat der schwarze Ochse.

Der Korridor war leer und still. Kipman ging auf den Fußspitzen und suchte Zimmer Nr. 361. Nachdem er es gefunden hatte, blieb er vor der Tür stehen und holte tief Atem, als wäre er zu rasch gestiegen. Bangigkeit und dunkle Unruhe erfüllten sein Herz. Er klopfte an und öffnete die Tür.

Irina sprang auf und ging ihm entgegen. Ihr Gesicht leuchtete. „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Herr Kipman."

„Sie haben mich hierher befohlen."

„Ich habe Sie gebeten."

Er stand unbeweglich bei der Tür.

„Treten Sie doch näher. Nehmen Sie Platz, bitte. Wollen Sie Ihren Mantel nicht ablegen?"

Er schüttelte den Kopf und setzte sich nieder. Vor ihm stand der mächtige Rosenstrauß. Auf einer Karte war „Cyrus Proctor, New York" zu lesen.

Die Prinzessin nahm auf dem kleinen Sofa Platz und schob die Rosen beiseite, um Kipmans Gesicht zu sehen, das verschlossen und abweisend war. Sie fragte leise und bekümmert: „Was haben Sie gegen mich? Bin ich Ihnen lästig?"

Er gab keine Antwort.

„Ist es Ihnen unangenehm, hier zu sein? Wollen Sie lieber weggehen? Ich kann Sie nicht zurückhalten." Ihre Augen schwammen in Tränen.

Als Kipman diese Tränen sah, zerbrach sein Herz. Weinende Menschen ertrugen seine Nerven nicht mehr. Zu viele Tränen hatten sein Leben begleitet. Ein Tränenmeer war Turobin gewesen. „Verzeihen Sie", bat er mit gepreßter Stimme. „Ich bin nur verlegen und schüchtern. Sie sind die Prinzessin Suwarin und ich bin ein armer, kleiner Hilfsregisseur."

Irina lächelte vor Glück, daß er endlich sprach. „Gibt es etwas Ärmeres und Ohnmächtigeres als die Prinzessin Suwarin?"

„Man kann arm und ohnmächtig sein und bleibt doch immer Prinzessin Suwarin. Und man kann reich und mächtig sein und bleibt immer ein kleiner Hilfsregisseur."

Sie schüttelte den Kopf, als begriffe sie nicht oder mißbilligte diese Anschauung, aber sie überwand sich und sagte nur: „Sie wissen nicht, was Sie an mir getan haben, Herr Kipman."

Sie begann, sich überstürzend, zu erzählen, von der Flucht aus Petersburg, von dem Tod Jelena Petrownas, von der Fahrt mit Kapitän Tikko Uimonen, von der Wanderung durch das abendliche Hamburg, bis zu dem Augenblick, da ihr vor dem Hotel ein Unbekannter Geld in die Hand gedrückt hatte.

„Wenn Sie nicht erschienen wären, hätte ich mich mit diesem Revolver erschossen." Sie deutete auf die Waffe, die auf dem Nachttischchen lag. Kipman betrachtete den Revolver mit Unbehagen und Mißtrauen. „Begreifen Sie, daß mein Herz danach brannte, Ihnen zu danken?"

„Ich verdiene keinen Dank."

„Sie haben mich gerettet. Dank Ihnen habe ich Frau Bermonte kennen gelernt, die mich nach Berlin bringen will und mich eingeladen hat, ihr Gast zu sein. Ich muß ihre Hilfe dankbar annehmen. Von Ihrem Geld besitze ich nämlich nichts mehr."

„Zweihundert Mark sind wenig Geld, Prinzessin", sagte Kipman und erinnerte sich, daß er ursprünglich dreihundert Mark hatte spenden wollen.

„Sie dürfen nicht Prinzessin zu mir sagen", bat sie und blickte ihn aus verschleierten Augen an. „Ich heiße Irina Pawlowna."

Kipmans Mundwinkel begannen zu zucken. Er war dem Weinen nahe. Ein verprügelter Hund heult, wenn man ihn unvermutet streichelt. Durch das Fenster, das auf Feuermauern und auf den grünen Turm einer Kirche blickte, kroch Dämmerung und dunkelte den Raum ein. Sargstill war es, als atmete kein Mensch mehr auf dieser Welt. Plötzlich setzte unten in der Diele die Musik ein. Man konnte deutlich die Melodie unterscheiden.

„Kennen Sie das Lied?"

Er lauschte.

„Sie müssen es kennen. Es ist ein russisches Lied."

Sie sang ganz leise: „Kutscher, jag' die Pferde nicht!" Jetzt erinnerte er sich der Romanze.

„Wir hatten ein großes Gut", sagte sie träumerisch, als erzählte sie ein Märchen. „Und viele Pferde und schöne Hunde. Und ein Teich war da, in dem wir badeten. Und im Dorf war eine wunderschöne kleine Holzkirche." Sie stützte den Kopf auf die Hand und flüsterte: „Ich habe schreckliches Heimweh."

Er blickte sie mitleidsvoll an, obwohl er selber kein Heimweh verspürte.

„Ich weiß, daß es dumm ist, Heimweh zu haben, denn alles, wonach ich mich sehne, existiert nicht mehr. Meine Eltern sind tot, das Gutshaus ist verbrannt, Pferde und Hunde sind weg, mit dem Holz der kleinen, schönen Kirche hat man wahrscheinlich den Ofen geheizt. Es gibt keine Heimat mehr für mich."

Die russische Romanze war zu Ende. Irina stand auf und machte Licht. „Das Geld kann ich Ihnen erst in Berlin zurückgeben."

„Bitte, es eilt nicht."

„Ich hoffe, daß ich in Berlin Geld haben werde. Sind Diamanten jetzt sehr wertvoll?"

Er nickte und hatte ein nachsichtiges Lächeln auf den Lippen.

„Ich werde zwei sehr große Diamanten besitzen."

„Wieviel Karat?" fragte er mit ununterdrückbarer Händlerneugier.

„Karat? Das weiß ich nicht. Was ist Karat?"

„Das Größenmaß für Brillanten."

„Es sind sehr große Steine. Die Zarin Katharina hat sie unserer Familie geschenkt. Und wenn die Zarin Katharina etwas schenkte, war es nichts Geringes. Das begreifen Sie doch?"

Er begriff es vollkommen.

„Aber vielleicht haben die Sowjetdiebe meine Diamanten gestohlen." Sie erschrak und fragte unsicher: „Verzeihen Sie, sind Sie vielleicht Bolschewik?"

Er antwortete mit ehrlicher Empörung: „Wie kann man Bolschewik sein? Diese verbrecherischen Idioten wollen das Geld abschaffen. Was bleibt den Menschen, wenn man ihnen die Idee des Geldes wegnimmt?"

„Sie glauben, daß die Menschen kein anderes Ideal haben?"

„Das einzige Ideal aller Menschen ist Geld."

Sie schüttelte eifrig den Kopf. „Ich glaube es nicht. Wie kann man Geld lieben? Sie haben eine schlechte Meinung von den Menschen, Herr Kipman. Wie heißen Sie mit dem Vornamen?"

„Andreij."

„Und mit dem Vatersnamen?"

Er stutzte, wurde ein wenig verlegen und mußte erst den Namen bilden, nach dem ihn noch niemals ein Mensch gefragt hatte. „Ismailowitsch." Er erhob sich plötzlich, drehte den Hut in der Hand und fand kein Abschiedswort.

Irina stand ihm gegenüber und versank in seinen strahlenden blauen Augen, die auf sie gerichtet waren. „Sie müssen mir

ein Freund sein, Andreij Ismailowitsch", bat sie mit bebender Stimme und streckte ihm die Hand entgegen.

Er drückte sie vorsichtig, gab sie gleich wieder frei und ging schnell aus dem Zimmer.

III.

Joe Goodmaker ging durch den Korridor des Wagens, sah in einem Abteil erster Klasse die Prinzessin in Gesellschaft der Vermonte, des Schauspielers und des dicken Regisseurs sitzen, öffnete die Gangtür, die zur zweiten Klasse führte, erblickte Kipman, der rauchend beim Fenster stand und die Landschaft betrachtete, trat auf ihn zu, grüßte und bat höflich um Feuer für seine Zigarre.

Kipman holte bereitwillig eine Schachtel Zündhölzer aus der Tasche und reichte sie dem Fremden. Es fiel Goodmaker nicht schwer, ein Gespräch einzuleiten, in dessen Verlauf er sein Interesse an der Filmbranche bezeigte und durchblicken ließ, daß er nicht abgeneigt wäre, gute deutsche Filme für Amerika anzukaufen.

Kipman, der unklares Mißtrauen gegen das Vollblut-Amerikanertum des jungen Mannes mit den blaurasierten Wangen empfand, gab gleichmütige Antworten und ließ sich in keiner Weise von den großartigen Worten des Herrn aus Neuyork blenden. Nicht einmal der Name Joe Goodmaker, den der Fremde bei der Vorstellung nannte, machte besonderen Eindruck auf ihn.

„Vermonte-Filme gehen nicht mehr bei uns", erzählte Goodmaker in sehr gebrochenem Deutsch. „Haben nicht die Linie, die wir brauchen. Unsere Heldinnen müssen jung und blond sein. Auch sein notwendig schöne Zähne. Stars müssen aussehen wie die junge Lady, die in Gesellschaft der Mrs. Vermonte ist."

Kipman betrachtete den Amerikaner aufmerksam und bemühte sich, zu ergründen, ob dies seine aufrichtige Meinung sei.

„Bei welcher Gesellschaft sein die junge Lady engagiert? Ich habe im Sinn, einen Film zu kaufen, in dem die junge Lady die Hauptrolle spielt."

Kipman sagte mit einem kleinen Lächeln: „Die junge Dame filmt nicht."

Goodmaker spielte äußerste Überraschung. „Aoh! Das sein nicht möglich!"

„Die junge Dame ist eine der reichsten russischen Prinzessinnen."

„Es gibt noch reiche russische Prinzessinnen? Ich dachte, alle russischen Prinzessinnen müssen jetzt im Varieté auftreten oder filmen."

Kipman ärgerte sich, er wußte selber nicht, warum, und erklärte großsprecherisch: „Die Prinzessin Suwarin besitzt die größten Diamanten der Welt."

Jetzt war Joe Goodmaker ehrlich erstaunt, denn von dieser Geschichte wußte er nichts. Auch sah er nunmehr die Leidenschaft seines Herrn, die er nicht begriffen hatte, mit andern Augen an. „Ich bin sehr erstaunt, Mr. Kipman, aber ich habe keinen Zweifel an Ihren Worten. Wie kommt es, daß die Prinzessin mit einer Filmschauspielerin verkehrt?"

„Frau Vermonte ist eine Gräfin."

Goodmaker überlegte, ob es nicht vorteilhaft wäre, dieses Bürschchen, dessen Widerstand er undeutlich spürte, als Bundesgenossen zu gewinnen und ihm die offene Karte zu zeigen. Was ihn davon zurückhielt, war die Erinnerung an das Aufleuchten in den Augen der Prinzessin, als sie aus dem Hotel getreten war und Kipman erblickt hatte. Dieses nicht zu erklärende Aufleuchten gebot Vorsicht. „Bleibt die Prinzessin jetzt in Berlin?"

„Das weiß ich nicht. Die Prinzessin geruht nicht, mir von ihren Plänen Mitteilung zu machen."

Goodmaker wagte einen kleinen Vorstoß. „Ich hatte die Einbildung, daß Sie mit der Prinzessin sehr gut und schon lange bekannt sind."

„Ich habe die Prinzessin vorgestern abend zum erstenmal in meinem Leben gesehen", entgegnete Kipman abschließend und betrachtete wieder die Landschaft, die am Wagenfenster vorbeitaumelte.

Joe Goodmaker rauchte nachdenklich.

*

Christoph Bernhard Diedorff stand auf dem Perron des Lehrter Bahnhofs und erwartete den Hamburger Zug. Sehr lang, schmal, steif, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, stand der Graf da, betrachtete die Schienen, ging einige Schritte und blieb von neuem stehen.

Sooft seine Frau von ihren Filmreisen heimkehrte, verspürte er eine bange Unruhe, die ihm die Sicherheit nahm. Er fürchtete die Überraschungen und Launen, die Tina mitbrachte. Sie war durchaus unberechenbar. Manchmal kam sie sehnsüchtig

und zärtlich zurück, ein anderes Mal glühte Haß in ihren Augen. Man mußte es ertragen, sowohl Liebe als auch Haß. Er hob den Kopf und sah, ein wenig kurzsichtig, in die Luft. Mußte man es ertragen?

Er wich der Frage aus und machte wieder einige zögernde Schritte. Was für ein junges Mädchen mochte es wohl sein, das Tina aus Hamburg mitschleppte? Sie hatte nur telegraphiert, daß man das Fremdenzimmer für ein junges Mädchen instandsetzen solle.

Cyrus Proctor hätte dem Grafen Diedorff nähere Mitteilungen über die junge Dame machen können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, Tina Vermontes Mann anzusprechen. Auch Proctor stand wartend auf dem Perron des Lehrter Bahnhofs, obwohl es ihm peinlich genug war, hier von seinem Sekretär erblickt zu werden. Er hatte die Hemmung überwunden, denn man konnte ja ohne weiteres Goodmaker entlassen, falls er es wagen sollte, vertraulich zu werden.

Proctor wartete auf den Hamburger Zug, um die Prinzessin Suwarin zu sehen und sein Herz zu prüfen, dessen Überschwenglichkeit seinen Verstand beunruhigte. Vielleicht zerfloß das Phantasiebild in nichts, wenn er mit nüchternen Augen die Prinzessin wieder erblickte. Er fühlte, daß er sich belog und nur eine kümmerliche Ausrede für seine Ungeduld suchte, die ihn zum Bahnhof getrieben hatte. Den Grafen Diedorff, den er nach der Schilderung des Obersten Dongherty erkannt hatte — kein anderer Mann unter den vielen wartenden Menschen hätte es sein können —, betrachtete er mit leisem Neid, weil dieser lange, schmale Herr das Glück hatte, die Prinzessin Suwarin als Gast in seinem Hause zu empfangen.

Der Zug fuhr ein.

Graf Diedorff entdeckte sogleich den Hilfsregisseur Kipman, der auf dem Trittbrett stand und absprang, bevor der Wagen noch hielt. Der Operateur Bratengeyer und sein Gehilfe wurden sichtbar. Kipman half ihnen, den Apparat und die Kassetten ungefährdet aus dem Wagen zu schaffen. Dann kam Goswin Nickel, der Tina Vermonte und einem jungen Mädchen beim Aussteigen behilflich war. Tina lächelte. Graf Diedorff atmete erleichtert auf. Seine Frau kam in guter Laune zurück.

Cyrus Proctor fühlte die gleiche Erschütterung wie im Hamburger Hotel, als er Irina wiedersah. Die Prinzessin war noch viel schöner und begehrenswerter als im Erinnerungsbild. Er stand wie verzaubert da und kam sich durchaus hilflos vor. Das Unternehmen, die Prinzessin als Frau zu gewinnen,

erschien ihm mit einem Mal ungleich schwieriger als irgendeine Transaktion, die er in seinem Leben unternommen hatte.

Als Goodmaker seinen Herrn erblickte, ging er ohne ein geringstes Zeichen von Erstaunen auf ihn zu, grüßte wie gewöhnlich, nicht zu unterwürfig und nicht zu bewußt, war so klug, sich nicht wichtig zu machen, und zeigte ein sehr sachliches Gesicht.

Proctor erwiderte den Gruß seines Sekretärs sehr wohlwollend und fragte kameradschaftlich: „Wissen Sie etwas Neues, lieber Goodmaker?"

„Nicht viel, Mr. Proctor. Die Prinzessin steigt bei Mrs. Vermonte ab und dürfte während der nächsten Zeit in Berlin bleiben."

Proctor nickte zufrieden. „Und sonst?"

„Ich hörte, daß die Prinzessin außerordentlich reich sein soll. Man erzählt, daß sie die größten Diamanten der Welt besitze."

Eine Wolke ging über Proctors Gesicht. Der unerwartete Reichtum der Prinzessin schlug ihm seine beste Waffe aus der Hand. „Nonsense!" grollte er. „Den Kohinoor und den Regent besitzt sie nicht!"

Goodmaker hielt es für vorteilhaft, keine Antwort zu geben.

Nachdem Goswin Nickel und Eigenschein sich von den beiden Damen verabschiedet hatten, geruhte Tina Vermonte, ihren Mann zu bemerken, der bescheiden abseits stand. „Dort ist mein Mann", sagte sie beiläufig zu Irina und ging auf ihn zu.

Diedorff setzte sich sofort in Bewegung und zog tief den Hut. „Guten Tag, Christoph Bernhard. Wie geht es dir?" Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Unser Gast: die Prinzessin Suwarin."

Diedorff sah überrascht das junge Mädchen an und sagte freundlich: „Seien Sie uns herzlich willkommen, Prinzessin." Ein gutes Gesicht, dachte Irina erleichtert und reichte dem Grafen die Hand.

Die Vermonte lächelte ironisch. „Sei nicht so vornehm, Christoph Bernhard, ich beschwöre dich. Wir wollen nach Haus kommen." Diedorff blickte Irina an, als wollte er sie wegen der Formlosigkeit seiner Frau um Entschuldigung bitten.

„Hast du große Sehnsucht nach mir gehabt, Christoph Bernhard?" fragte Tina mit Lippen, die vor Spottlust zitterten.

„Du weißt es, Tina", antwortete er verlegen.

Irina empfand tiefen Widerwillen gegen die Art der Vermonte. Sie traten aus dem Bahnhof. Tina blickte über den Platz hin und fragte drohend: „Wo ist das Auto?"

„Ich habe den Jagdwagen einspannen lassen, liebe Tina.“
„Warum?“
„Die Pferde sind gestern und heute nicht bewegt worden. Ich dachte auch, daß wegen des Gepäcks der Jagdwagen praktisch wäre.“
„Wenn du bloß nicht denken wolltest!“
„Außerdem ist der Chauffeur nicht ganz auf dem Posten, liebe Tina.“
„Dann hättest du selber chauffieren können.“
Sie waren bei dem Wagen angelangt. Der Kutscher grüßte. „Du bildest dir doch nicht etwa ein, daß ich mit dem Wagen nach dem Grunewald hinausgondle? Fällt mir nicht im Traum ein. Ich finde es einfach rücksichtslos von dir.“
„Regardez le cocher, je vous prie“, bat Diedorff demütig.
„Ach Quatsch, du weißt ganz gut, daß ich Französisch nicht verstehe.“
Irina, brennend vor Scham, trat zum Wagen und streichelte den Hals der Pferde. Sie fühlte sich gedemütigt, als würde sie und nicht Graf Diedorff beschimpft. Kipman kam mit zwei Gepäckträgern an, die die Koffer auf den Wagen schafften.
„Schönen Dank!“ rief die Vermonte. Der Hilfsregisseur grüßte und wollte gehen. „Lieber Kipman, seien Sie nett und besorgen Sie mir ein Auto.“
Wie soll man das ertragen, fragte sich Irina und blickte flehend den Grafen an, damit er einschreite und diesem Unfug ein Ende mache. Diedorff stand still und unbeweglich. Nur seine Nasenflügel bebten. Kipman eilte davon.
„Du kannst ruhig deine Pferde bewegen. Wir werden mit dem Auto nach Haus fahren.“ Diedorff nickte stumm.
Die Prinzessin konnte nicht länger an sich halten. Ihr Schweigen wäre Feigheit gewesen. „Sie haben schöne Pferde, Graf Diedorff“, sagte sie freundlich. Er blickte sie voll Dankbarkeit an. „Ich liebe Pferde über alles“, fuhr die Prinzessin fort.
„Ich hasse Pferde!“ rief die Vermonte mit übertriebener Leidenschaftlichkeit.
„Ich hasse Autos.“
Tina zuckte geringschätzend die Achseln. Kipman kam zurück und meldete, daß kein Auto mehr frei sei.
„Na, dann fahren wir mit der verdammten Jagdkutsche. Das nächste Mal werde ich meine Ankunft dem Chauffeur mitteilen.“ Sie stieg in den Wagen und lehnte die Hilfe ihres Mannes ab.

„Schönen Dank, Herr Kipman!“ rief Irina dem jungen Menschen nach, der sich umwendete und nochmals den Hut zog. Auch Diedorff grüßte und half dann der Prinzessin beim Einsteigen. Gleich einer grollenden Göttin saß die Vermonte da und starrte düster in den flammenden Abendhimmel.

*

Nachdem Kipman den Operateur in die Fabrik begleitet und sich überzeugt hatte, daß der große Bau im Atelier fertig war, fuhr er nach Haus. Er wohnte in der Novalisstraße, in einer freudlos grauen Mietkaserne, bevölkert von Mittelstandsproletariern, die ebenso freudlos grau waren wie ihr Haus.

Der Vizewirt stand vor dem Grünkramladen, den seine Frau führte, und grüßte Kipman leutselig, weil er von ihm bisweilen Freikarten zu Erstaufführungen bekam. Kipman erwiderte dankbar den Gruß und trat in das schlechtbeleuchtete Haus. Während er die knarrenden Treppen hinaufstürmte, spürte er mit Unbehagen den üblen Geruch, der das ganze Haus erfüllte. Es roch nach Armut. Sooft Kipman von einer Filmreise und aus den Luxushotels heimkehrte, fühlte er diesen niederdrückenden Geruch im Hause. Am zweiten Tag hatte er sich wieder daran gewöhnt und merkte nichts mehr.

Schweratmend stand er vor seiner Wohnungstür im dritten Stockwerk und holte den Schlüssel aus der Tasche, um zu öffnen. Da hörte er Estherka singen und lauschte verklärt, mit lautklopfendem Herzen. Seine Augen strahlten Glück aus.

Estherka saß in der Stube und schaukelte die Wiege und sang:

„Eine kleine
Weiße Täubel
Fihrte mich
In Engeland.
Engeland
Is zugeschlossen,
Und der Schlüssel
Is opgebrochen,
Eins, zwei, drei —
Polen is vorbei!“

Das Kind lachte. Die Mutter, blaß, zart, achtzehnjährig, riß das Kind an sich und küßte es leidenschaftlich. Dann legte sie es in die Wiege zurück und lauschte. Eine Tür ging. Kipman trat ein, warf den Hut in eine Ecke, lief seiner Frau entgegen,

nahm sie in die Arme, küßte Gesicht, Hals, Haare, bis Estherka aufschrie und sich zur Wiege rettete.

Kipman folgte ihr und hob seinen Jungen in die Höhe und bedeckte das zappelnde Körperchen mit Küssen. „Du bist ein Narr, Kipman", sagte Estherka und machte ein ernsthaftes Gesicht. „Zieh dir doch erst den Mantel aus!"

Kipman lachte, tanzte mit dem Kind durch das Zimmer und sang:

Eins, zwei, drei —
Polen is vorbei!"

*

Die Prinzessin Suwarin und Graf Diedorff saßen allein in dem Speisezimmer, dessen Fenster auf den herbstlichen Garten blickten. Tina hatte Migräne vorgeschützt und sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Ihre Abwesenheit erleichterte den beiden Menschen, die sich vom ersten Augenblick an verwandt fühlten, das Näherkommen. Leicht und ungezwungen ging das Gespräch, nicht behindert von der bissigen Ironie der Schauspielerin. Sie hatten ähnliche Interessen, liebten Sport und Pferde und Landleben, haßten Stadt, Theater und Kino und vergaßen während der Dauer des Abendessens, daß diese friedliche Stunde nur ein gnädiges Geschenk war.

„Wollen wir den Kaffee im Salon nehmen, Prinzessin? Er ist zwar geschmacklos, der Salon nämlich, aber immerhin."

Irina erhob sich lächelnd. „Salons sind eigentlich immer geschmacklos. Finden Sie nicht, Graf Diedorff?"

„Nicht immer, Prinzessin. Wir hatten in unserem Gutshaus einen Salon, der Stil besaß."

„Sie sagten: hatten."

„Ja, weil das Gut jetzt meinem Schwager gehört, dem Mann meiner Schwester."

„Dann ist das Gut immerhin im Besitz Ihrer Familie geblieben."

„Familie ist ein weiter Begriff, Prinzessin. Mein Schwager heißt Wilhelm Meier."

Sie traten in den Salon, der mit Vitrinen, Schränkchen, Tischen und Kinkerlitzchen überladen war. „Sagte ich zuviel, Prinzessin? Der Salon ist entmutigend."

Die Wände waren mit Bildern bepflastert. Tina Vermonte in allen möglichen Kostümen, historisch, modern, Lebedame, Straßenmädchen, Chantantsängerin, Königin, Wildwestgirl,

Drahtseiltänzerin, lächelte von den Wänden. Zwischendurch hingen einige Pferdebilder. „Die Pferde passen nicht hierher", meinte Irina mit schwachem Lächeln. „Pferde sind zu gut für einen Salon."

Der Diener servierte den Kaffee und entfernte sich.

„Rauchen Sie, Prinzessin?"

Sie nickte und nahm eine Zigarette. Dann wartete sie schweigend, ob der Graf noch weiteres von seinem Schwager Wilhelm Meier erzählen wolle. Es wurde so still im Zimmer, daß man das Ächzen der Bäume im Garten hören konnte, die vom Wind gerüttelt wurden.

„Vielleicht ist es taktlos, was ich sage," begann Diedorff unvermittelt, „taktlos, weil Sie so Schreckliches in der Heimat erlitten haben, Prinzessin, aber eigentlich ist die bolschewistische Idee verwirrend schön."

Irina betrachtete ihn voll Erstaunen.

„Verletzt es Sie, Prinzessin, wenn ich das sage?"

„Durchaus nicht, ich begreife nur nicht, was sie an dieser Idee so verwirrend Schönes finden."

„Es ist die größte Idee der Jahrtausende: Die Allmacht des Geldes muß gebrochen werden. Wer den Menschen das Geld nimmt, gibt ihnen die Freiheit."

Irina dachte an Kipman, der das Gegenteil behauptet hatte: Wer den Menschen das Geld nimmt, macht sie unglücklich.

„Aber die Idee ist zu groß, Prinzessin. Christus ist daran gescheitert, jawohl, Christus, erinnern Sie sich nur: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr und so weiter, und die Bolschewiki müssen daran scheitern, denn der Mensch ist ein selbstsüchtiges, feiges Tier, das sich nur in der Knechtschaft des Geldes wohlfühlt."

Die Prinzessin widersprach leidenschaftlich: „Warum empört sich dann das selbstsüchtige, feige Tier und macht Revolutionen?"

„Ich wußte, daß Sie das sagen würden, Prinzessin, aber bedenken Sie, was für armselige und lächerliche Angelegenheiten Revolutionen immer gewesen sind. Man hat Kaiser und Könige davongejagt, ein paar Edelleute aufgeknüpft, aber dem wahren Tyrannen, dem allmächtigen heimlichen Kaiser, dem Geld, hat kein Mensch was zuleide getan."

Irina schwieg und ließ ihre Blicke durch den Salon wandern.

„Ich weiß, was Sie denken, Prinzessin. Salon-Bolschewismus! Nicht wahr?"

Sie machte eine Handbewegung, die alles unentschieden ließ.

„Aber Sie müssen bedenken, Prinzessin, daß ich immer noch ein wenig betäubt und vor den Kopf geschlagen bin. Ich kann mich nicht so behend umstellen. Ich kann nicht so schnell vergessen, daß ich jetzt ein überflüssiger armer Teufel bin. Ich komme aus einem verlorenen Krieg und kann noch nicht begreifen, daß alles, wofür ich täglich mein bißchen Leben eingesetzt habe, albern und lächerlich gewesen sei, wie die klugen Männer heute feststellen."

Sie sah ihn unsicher an.

„Verzeihen Sie gütigst, Prinzessin, daß ich immer nur von mir spreche, aber ich bin so ausgehungert. Es gibt keine Menschen mehr, mit denen man reden könnte. Jetzt sind Sie gekommen, Prinzessin, und mein Herz strömt über."

„Überschätzen Sie mich nicht, Graf Diedorff. Wenn nicht Unglück über mich gekommen wäre, würde ich mich heute wahrscheinlich auf den ersten Ball freuen."

„Ich glaube es nicht, Prinzessin", antwortete er und betrachtete sie nachdenklich. „Wenn es Ihnen angenehm ist, erzählen Sie mir jetzt Näheres über Ihren Vetter, der die Diamanten in Verwahrung hat."

„So hoffe ich, aber es ist ja alles unsicher, nicht wahr? Mein Vater, der fliehen wollte, hatte die Diamanten einer amerikanischen Dame übergeben, die sie ins Ausland bringen sollte. Da die Dame nach Berlin reiste, wurde vereinbart, daß die Steine von meinem Vetter übernommen werden sollen. Mein Vetter war Rittmeister in einem Gardedragoner-Regiment, wurde 1916 gefangen und war bis zum Kriegsende interniert. Als er freigelassen wurde, blieb er in Berlin, da er nach dem bolschewistischen Rußland nicht zurückkehren wollte."

„Kennen Sie die Berliner Adresse Ihres Vetters, Prinzessin?"

„Nein. Ich hatte nie darauf geachtet, denn ich stand mit Dimitri Petrowitsch nicht im Briefwechsel. Nur mein Vater und Dimitris Schwester, Jelena Petrowna, die in Finnland gestorben ist, hatten ihm geschrieben."

„Wir müssen also zunächst die Adresse Ihres Vetters in Erfahrung bringen. Das macht keine besonderen Schwierigkeiten. Ich werde morgen früh zum Meldeamt fahren und hoffe, Ihnen bereits mittags Bescheid bringen zu können."

„Ich danke Ihnen, Graf Diedorff!"

„Nichts zu danken, Prinzessin. Es macht mir die größte Freude, Ihnen dienen zu können. Ich will mir den Namen Ihres Vetters notieren."

„Graf Dimitri Petrowitsch Wolkonsky."

„Diesen Namen glaube ich schon einmal gehört zu haben. Ich denke, von meinem Vater. Hat es nicht in den Freiheitskriegen einen russischen General Wolkonsky gegeben?"

Irina hob die Schultern hoch und lächelte: „Ich weiß es nicht. Ich bin schrecklich ungebildet, Graf Diedorff."

„Wenn es Ihnen ein Trost ist, Prinzessin: Ich weiß auch nicht viel. Aber ich werde einmal meinen alten Herrn fragen. Der sitzt draußen in Vork, auf dem Gut, schreibt unsere Familiengeschichte und weiß alles."

„Wie schön, einen Vater zu haben, der alles weiß! Sie dürfen sich nicht beklagen, Graf Diedorff."

„Sie haben recht, Prinzessin. Ich darf mich nicht beklagen. Sie haben Schlimmeres erlitten, aber es ist nun mal so, daß Männer viel wehleidiger als Frauen sind."

*

Cyrus Proctor hatte sogleich, nachdem er ins Hotel zurückgekehrt war, nach Oberst Dongherty gefragt. Der Oberst war ausgegangen. Um nicht allein zu speisen, hatte Proctor seinen Sekretär eingeladen und ließ sich bei Tisch nochmals alles erzählen, was in Hamburg geschehen war. „Sie sagen, daß die Prinzessin in Blankenese traurig gewesen sei?"

„Jawohl, Mr. Proctor, sie saß auf der Landungsbrücke, während die andern filmten und machte den Eindruck von Traurigkeit."

„Und woher haben Sie eigentlich die lächerliche Geschichte von den Riesendiamanten der Prinzessin?"

„Die lächerliche Geschichte von den Riesendiamanten habe ich durch den Hilfsregisseur der Filmgesellschaft, einen gewissen Kipman, erfahren, Mr. Proctor."

„Wie soll ein Hilfsregisseur von den Juwelen der Prinzessin Kenntnis haben?"

„Das wäre nicht unmöglich, Mr. Proctor, denn ich bemerkte, daß die Prinzessin diesen Kipman sehr freundlich behandelte."

„Was für ein Mensch ist dieser Kipman?"

„Er ist sehr jung, scheint intelligent zu sein und wirkt nicht unangenehm. Außerdem ist er Russe."

Diese Auskunft hatte Proctor die Laune verdorben, weil er es nicht ertragen konnte, daß irgendein Mensch, und wäre es nur ein armseliger Hilfsregisseur, von der Prinzessin freundlich behandelt wurde. Er war sehr bald vom Tisch aufgestanden,

hatte Goodmaker verabschiedet und beim Portier für Oberst Dongherty einige Zeilen hinterlassen, mit der Bitte, ihn heute noch in seinem Zimmer zu besuchen.

Es waren von Ungeduld erfüllte Stunden, die Proctor in Erwartung des Freundes verbrachte. Er öffnete Briefe und vergaß, sie zu lesen. Er blickte in eine Zeitung und sah nur sinnlose Zeilen, die über das Papier hinliefen. Er marschierte durch das Zimmer, trat zum Fenster, starrte auf die breite Straße, die von Autos durchjagt wurde, zündete eine frische Zigarre an, begann seine Wanderung von neuem.

Um Mitternacht telephonierte er zum Portier hinunter. Oberst Dongherty war noch nicht gekommen. Proctor mißbilligte es heftig, daß ein Mann wie Dongherty, der doch über die wildesten Jahre hinaus war, die Nächte außer dem Haus verbrachte und Freude an so zügellosem Leben hatte.

Er war fast übelgelaunt, als Oberst Dongherty in sehr zuversichtlicher Stimmung und ein wenig zu geräuschvoll nach halb zwei Uhr in das Zimmer trat. „Guten Abend, lieber Cyrus. Ich hörte, daß Sie mich heute noch zu sprechen wünschen. Hier bin ich. Es ist doch nichts Schlimmes?"

„Keine Angst. Vor allem danke ich Ihnen, lieber Francis, daß Sie sich zu so vorgerückter Stunde noch die Mühe gemacht haben, mich aufzusuchen."

„Ist es denn schon so spät?" fragte der Oberst und blickte auf die Uhr. „Teufel! Die Zeit galoppiert. Wenn man älter wird, läuft einem die Zeit davon. Darf ich weiterrauchen?"

„Bitte, lieber Francis."

„Ich hatte nämlich heute abend eine Kommissionssitzung. Wirklich, Cyrus, Sie dürfen nicht lächeln. Eine ernsthafte Sitzung mit grünen Tischen und schrecklich viel Schreibpapier. Die Deutschen konsumieren unglaubliche Mengen von Schreibpapier."

„Sind jetzt alle Probleme gelöst?"

„Die Probleme sind gar nicht zu lösen, lieber Cyrus. Das ist allen vollkommen klar, aber die Regierungen können ihre Existenzberechtigung nicht anders beweisen als durch Sitzungen. Infolgedessen werden andauernd Konferenzen abgehalten. Stellen Sie sich vor, daß die ganze Menschheit heute nacht stumm würde."

„Diese Vorstellung ist zu bezaubernd, lieber Francis."

„Ich halte jede Wette, daß morgen Frieden und Eintracht in der Welt wären. Aber genug, jetzt kommen Sie an die Reihe, lieber Cyrus."

Proctor holte tief Atem. „Ich danke Ihnen. Sie kennen, wie Sie sagten, den Grafen Diedorff.“

„Ich kenne ihn.“

„Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mich dem Grafen vorzustellen.“

„Nichts leichter als das. Wollen Sie sein Pferd Balmoral kaufen?“

Proctor lächelte. „Nein, lieber Francis. Ich will ihn um die Hand der Prinzessin Suwarin bitten.“

Oberst Dongherty starrte ihn verständnislos an. „Das müssen Sie nochmals sagen. Ich verstehe schwer.“

„Ich will den Grafen Diedorff um die Hand der Prinzessin Suwarin bitten.“

Der Oberst sprang auf. „Das heißt mit andern Worten: Sie wollen heiraten, lieber Cyrus.“

Proctor nickte.

Dongherty marschierte heftig durch das Zimmer. „Verzeihen Sie, Cyrus, aber ich muß schon sagen, daß Ihre Art, Mitteilungen zu machen, geeignet ist, Herzlähmungen herbeizuführen.“

„Ganz kraß gesprochen, lieber Francis.“

„Nein, im Ernst. Versetzen Sie sich doch, bitte, in meine Situation. Ich trete ahnungslos in Ihr Zimmer und erfahre um zwei Uhr morgens, daß Sie plötzlich heiraten wollen. Das ist doch keine Kleinigkeit.“

„Darf ich Ihnen ein Glas Kognak zur Stärkung anbieten?“

„Das dürfen Sie immerhin. Wenn die menschliche Vernunft versagt, hilft Kognak.“

Proctor schenkte ein.

„Danke. Der Kognak ist gut. So, jetzt habe ich Mut zu neuen Fragen. Wer ist die Prinzessin Suwarin?“

„Eine russische Prinzessin zwischen siebzehn und zwanzig Jahren.“

„Wo haben Sie sie kennengelernt?“

„Ich habe sie noch nicht kennengelernt.“

„Darf ich Sie noch um einen Kognak bitten, lieber Cyrus?“

„Mit großem Vergnügen.“

„Danke. Sie haben also die Absicht, eine russische Prinzessin zu heiraten, die Sie noch nicht kennengelernt haben. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausdrücke.“

„Sie drücken sich bewundernswert klar aus, lieber Francis.“

„Darf ich noch fragen, welches Verfügungsrecht über die Hand der russischen Prinzessin Graf Diedorff besitzt?“

„Die Prinzessin ist Gast des Grafen. Ich halte es daher für richtig, mich zuerst an ihn zu wenden."

„Sie sprechen immer noch in vollem Ernst, lieber Cyrus?"

„In vollem Ernst. Sonst würde ich Sie nicht bitten, mich morgen dem Grafen Diedorff vorzustellen."

„Morgen ist es leider unmöglich. Ich habe während des ganzen Vormittags zu tun."

„Dann machen wir den Besuch nachmittags."

„Das ist ganz ausgeschlossen, lieber Cyrus. Für Brautwerbungen kommt nur die Stunde zwischen elf und zwölf Uhr vormittags in Frage. Das weiß ich aufs bestimmteste von meinem Vater, der sich viermal verheiratet hatte. Er ist auch im besten Mannesalter gestorben."

Proctor wurde ungeduldig. „Paßt es Ihnen übermorgen?"

„Übermorgen ist Sonntag, nicht wahr? Da bin ich bei unserem Geschäftsträger zum Frühstück eingeladen. Montag vormittag stehe ich Ihnen zur Verfügung, lieber Cyrus, falls Sie bis dahin Ihre Absicht nicht geändert haben sollten."

„Sie machen mir große Schwierigkeiten."

„Das will ich nicht, denn ich freue mich jetzt schon auf das Gesicht, das Graf Diedorff machen wird, wenn Sie ihn um die Hand der Prinzessin Suwarin bitten werden."

„Ich begreife nicht, warum Sie diesen Schritt so ungewöhnlich finden."

Der Oberst lachte. „Eine verrückte Sache, in der Tat. Aber verrückte Sachen gelingen fast immer. Geben Sie mir noch einen Abschiedskognak, lieber Cyrus."

*

Die Vermonte und Irina frühstückten allein, denn Graf Diedorff war in die Stadt gefahren und hatte sich entschuldigen lassen. Ein freudlos grauer Herbstmorgen blickte durch die Fenster und erfüllte Irinas Herz mit Bangigkeit. Welchen Zweck sollte es haben, in dieser Grunewaldvilla als geduldeter Gast zu sitzen und demütig abzuwarten, was die kommenden Tage über sie verhängten?

„Wie hat Ihnen mein Mann gefallen?"

„Sehr gut, gnädige Frau."

„Ich konnte es mir denken. Er hat so vortreffliche Manieren, nicht wahr? Ein Edelmann, möchte man sprechen. Aber untauglich für das Leben."

Der Prinzessin schmeckte der Tee bitter.

„Mit Vornehmheit ist dem Leben nicht beizukommen, liebes Kind. Das Leben pfeift auf Vornehmheit.“

Irina fragte schüchtern: „Wenn Sie das wissen — warum haben Sie den Grafen geheiratet?“

„Ach Gott, eine Laune! Vielleicht hat er mir eine Stunde lang gefallen. Überdies ist die ganze Konkurrenz adelig geworden. Da wollte ich den Rummel mitmachen.“

Irinas Lippen zuckten.

„Na, ich will mich nicht schlechter machen, als ich bin, sonst hassen Sie mich. Ich kann Christoph Bernhard ganz gut leiden, aber wir passen nicht zusammen.“

„Warum lassen Sie sich von ihm nicht scheiden?“

„Weil er mir leid tut, liebes Kind. Was soll der arme Teufel ohne mich beginnen? Er hat nichts und kann nichts. Von dem bißchen Reiten und Springen kann er nicht leben.“

Irina sagte leidenschaftlich: „Ich würde mich lieber erschießen, bevor ich ein solches Leben führte!“

„Man muß Kompromisse machen, es geht nicht anders. Auch Sie werden Kompromisse machen, kleine Prinzessin, auch Sie.“

„Niemals!“

Die Vermonte lächelte überlegen. „Das Leben läßt einem gar nicht Zeit, ‚Niemals‘ zu sagen. Man wird mitgerissen, ohne daß man den Mund öffnen kann. Und das ist ganz gut, sonst würde die Welt von grauenhaften Schreien widerhallen.“

Das Telephon läutete. Tina nahm den Hörer. „Jawohl, ich bin in einer halben Stunde im Atelier.“

Sie legte den Hörer auf die Gabel und seufzte. „Ich möchte jetzt viel lieber hier bei Ihnen bleiben und muß dennoch ins Atelier fahren, um eine verlassene Frau zu spielen. Sie dürfen auch mit mir ein bißchen Mitleid haben, nicht nur mit dem edlen Christoph Bernhard.“

Irina beugte sich über die Hand der Vermonte und küßte sie. „Ich habe mit allen Menschen Mitleid, Frau Vermonte.“

Tina erhob sich, streichelte zärtlich die Haare der Prinzessin und sagte: „Mitleid ist zu billig. Mitleid kostet nichts. Man muß Liebe oder Haß in sich haben. Aber jetzt will ich gehen. Was werden Sie heute beginnen?“

„Ich will auf Ihren Mann warten. Vielleicht bringt er die Adresse meines Vetters.“

„Und dann?“

„Dann will ich meinen Vetter aufsuchen und mein Vermögen abholen.“

Die Vermonte hatte ein kleines skeptisches Lächeln in den Mundwinkeln, denn sie glaubte nicht an die Brillantengeschichte.

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie Erfolg haben, liebes Kind."

Irina, allein gelassen, setzte sich ans Fenster und blickte auf die stille Straße hinaus. Selten ging ein Mensch vorüber. Feiner Regen fiel und verschleierte die Luft. In diesen verdämmernden Stunden des Wartens, die Wirklichkeit in Träume auflösten und aus Träumen Wirklichkeiten gestalteten, erschien es Irina fast zweifelhaft, daß Dimitri Petrowitsch Wolkonsky, der ihr Vetter war, in Wahrheit existierte. Sie fühlte sich so verwirrt und zerfahren, daß sie geneigt war, diesen Vetter und die Diamanten als Gebilde ihrer Phantasie zu betrachten. Sie sah deutlich die Szene, da ihr Vater der Amerikanerin die Brillanten übergeben hatte, aber da sie sich an das Gesicht dieser Frau durchaus nicht zu erinnern vermochte, geriet der ganze Vorgang ins Schwanken.

Und wenn alles unwirklich oder erträumt war, welcher Ausweg blieb ihr? Von der großen Familie der Suwarins lebte außer ihr niemand mehr als Onkel Konstantin, der Bruder ihrer Mutter, der wegen freiheitlicher und aufrührerischer Gesinnung vom Zaren verbannt worden war und seit Jahren an der Riviera hauste. Aber wer konnte wissen, ob Konstantin Murusy noch lebte? Und wenn er noch am Leben war, wer sollte es ihr ermöglichen, den Weg zu ihm zu finden? Fragen, auf die sie keine Antwort hatte, stachen gegen sie los, bis sie ermattet den Kampf aufgab und gleichgültig in den sanft rieselnden Regen starrte.

Ein Auto jagte heran und hielt vor der Villa. Irina sah den Grafen Diedorff aus dem Wagen steigen. Nun wird sich vieles entscheiden, dachte sie voll bebender Unruhe und stand auf. Endlos war die Zeit, bis Diedorff ins Zimmer trat.

„Guten Morgen, Prinzessin."

Sie wollte seinen Gruß erwidern, aber sie vermochte keinen Ton zu bilden. Ihr Herz klopfte im Hals.

„Ich habe die Adresse Ihres Vetters bekommen. Graf Wolkonsky wohnt in der Seydelstraße. Die ist beim Spittelmarkt. Aber verzeihen Sie, Prinzessin, Sie kennen ja Berlin nicht."

Irina sah ihn maßlos erstaunt an. Dann sagte sie ganz leise und ungläubig: „Wie sonderbar!"

„Was ist sonderbar, Prinzessin?"

„Daß es einen Grafen Wolkonsky gibt."

„Ja, aber —" Diedorff war so verblüfft, daß er seinen

Satz nicht vollenden konnte. Häßliche Zweifel bedrängten ihn. War dieses junge Mädchen eine Lügnerin oder Abenteuerin? „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Prinzessin."

Sie blickte ihn an, ging ganz langsam zu einem Sessel, setzte sich, legte den Kopf auf ihren Arm und weinte lautlos.

Diedorff starrte sie verlegen an und wurde immer unsicherer. Das Mädchen hatte offenbar einen erfundenen Namen angegeben und war nun aufs peinlichste überrascht, als es erfuhr, daß ein Graf Wolkonsky tatsächlich existierte.

Irina hob den Kopf, trocknete ihre Augen und stand auf. „Verzeihen Sie, Graf Diedorff. Meine Nerven gehorchen nicht mehr. Sie müssen ein wenig Nachsicht mit mir haben."

„Aber ich bitte, Prinzessin." Diedorff schüttelte mit höflichem Bedauern den Kopf.

„Wenn man mir nicht glaubt, bin ich wie vergiftet oder gelähmt. Ich beginne sofort an mir selber zu zweifeln. Niemand glaubt mir, ich fühle es. Jeder zweifelt, auch Sie, Graf Diedorff."

Diedorff wagte nicht zu leugnen.

„Ich saß während des ganzen Vormittags hier bei diesem Fenster und wußte schließlich selber nicht mehr, ob ich wirklich einen Vetter habe, der Dimitri Petrowitsch Wolkonsky heißt. Können Sie das begreifen, Graf Diedorff?"

„Wenn ich aufrichtig sein darf: Nein."

„Als Sie kamen und sagten, daß Sie die Adresse Dimitris hätten, war ich so sehr erschüttert, daß ich weinen mußte."

Diedorff schämte sich des Verdachts, den er gegen die Prinzessin gefaßt hatte, und sagte schuldbewußt: „Wenn es Ihnen recht ist, Prinzessin, wollen wir sofort nach der Seydelstraße fahren. Ich habe das Auto warten lassen."

Irina reichte ihm die Hand. „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen für Ihre große Freundlichkeit danken soll, Graf Diedorff." Er wurde verlegen und fand keine Antwort.

Zwei Minuten später saßen sie im Wagen und fuhren der Stadt zu.

„Ist es nicht ein Wunder, daß ich jetzt meinen Vetter Dimitri wiedersehen werde?"

„Ich finde, daß es mit sehr natürlichen Dingen zugeht, Prinzessin."

„Glauben Sie nicht an Gott, Graf Diedorff?"

Er machte eine unentschiedene Bewegung.

Irina blickte zum Fenster hinaus und überlegte. Dann sagte sie mit altklugem Ernst: „Man muß an Gott glauben. Wer nicht an Gott glaubt, kann auch nicht an Menschen glauben."

„Es ist schwer, an Menschen zu glauben“, erwiderte Diedorff leise.

Irina versank in sich und sprach nichts mehr, bis der Wagen hielt. Sie stiegen aus und betrachteten unsicher das alte, ein wenig verwahrloste Haus. „Hier soll Dimitri wohnen?“ fragte die Prinzessin zweifelnd. Diedorff holte den Zettel mit der Adresse aus der Tasche und stellte fest, daß alles stimmte. „Ich nehme an, daß Graf Wolkonsky über wenig Geld verfügt.“

„Er war so verwöhnt und muß jetzt hier wohnen. Wie traurig und bitter!“

Sie kletterten vorsichtig über schmutzige und abgenagte Stufen bis zum dritten Stockwerk und machten vor einer Tür halt, an der eine kleine Visitenkarte mit dem Namen „Meta Vollert“ befestigt war.

„Hier muß es sein“, erklärte Diedorff und zog die Klingel, die grell und lange nachschwingend läutete. Nachdem die Glocke sich beruhigt hatte, wurde es wieder sehr still. Kein Schritt kam. Nichts rührte sich in der Wohnung.

„Ich kann nicht glauben, daß Dimitri hier wohnt“, flüsterte Irina bedrückt.

Diedorff zog ein zweites Mal die Klingel. „Es scheint, daß niemand zu Haus ist. Wir müssen abends wiederkommen.“

Mit einemmal hörten sie das Knarren einer Tür. Schritte näherten sich. Eine heisere Stimme fragte: „Wer is denn?“

„Bitte, öffnen Sie!“ verlangte Diedorff im Kommandoton.

Eine Sicherheitskette wurde abgehängt. Im Türspalt erschien ein aufgeschwemmtes, sehr gepudertes Gesicht von roher Schönheit. „Wat wollense?“

„Bitte, lassen Sie uns eintreten.“

„Det kann jeder sagen. Sindse von der Polezei?“

Diedorff drückte energisch die Tür zurück und trat, von Irina gefolgt, in den düsteren, mit Gerümpel angefüllten Vorraum. „Sind Sie Fräulein Meta Vollert?“

„Die bin ick.“ Sie hielt den Schlafrock über ihrem dicken Busen zusammen.

„Wir wollen mit dem Grafen Wolkonsky sprechen, der bei Ihnen wohnt.“

„Wohnt nich hier.“

Irina griff nach der Hand Diedorffs, als fürchtete sie, zu fallen.

„Er ist hier angemeldet.“

„Det stimmt, weil er hier gewohnt hat. Aber jetzt wohnt er nich mehr bei mir.“

„Warum haben Sie ihn nicht abgemeldet?"

„Weil er wiederkommt. Er ist nur verreist."

„Wohin?"

„Det hat er mir nich jesagt."

„Wann ist er abgereist?"

„Vor acht Tagen unjefähr. Aber wat jeht dat allens Sie an? Sindse von der Polezei?"

„Nein, aber wenn es Ihnen lieber ist, hole ich mir Unterstützung vom Revier. Wann kommt Graf Wolkonsky zurück?"

„Det hat er mir ooch nich jesagt."

Diedorff überlegte. „Hören Sie mal zu. Wenn Graf Wolkonsky zurückkehrt, soll er mich sofort aufsuchen. Hier ist meine Adresse. Haben Sie mich verstanden?"

„Ick bin ja nich doof."

„Nein, für doof halte ich Sie wahrhaftig nicht. Ich möchte Ihnen im Gegenteil empfehlen, weniger schlau zu sein. Auf Wiedersehen, Fräulein Bollert."

Irina und Diedorff verließen das Vorzimmer und hörten, wie die Sicherheitskette wieder eingehängt wurde. Sie gingen schweigend die schmutzigen Treppen hinab und traten auf die Straße. „Was halten Sie von dieser Sache, Prinzessin?"

„Ich kann nicht glauben, daß Dimitri hier bei dieser schrecklichen Frau wohnt."

„Dagegen ist nur einzuwenden, daß die polizeiliche Anmeldung stimmt."

Vielleicht gibt es mehrere Wolkonskys?"

„Nein, ich habe mich vorsorglich auf dem Amt erkundigt. Es ist nur ein einziger Graf Dimitri Wolkonsky angemeldet."

„Was soll ich jetzt tun, Graf Diedorff?"

„Wir könnten den Grafen Wolkonsky polizeilich suchen lassen, wenn Sie damit einverstanden sind."

„Nein, das möchte ich nicht. Dimitri ist kein Mensch, der von der Polizei gesucht werden darf."

„Ich finde nichts Unehrenhaftes dabei. Wenn jemand vermißt wird, wendet man sich an die Polizei. Aber da Sie es durchaus nicht wünschen, Prinzessin, bleibt nichts anderes übrig, als zu warten. Vielleicht kommt Graf Wolkonsky wieder."

„Aber Sie glauben es nicht."

Diedorff öffnete den Wagenschlag. „Wenn ich meinem Gefühl trauen darf: Nein."

Irina blickte ihn prüfend an und zögerte, einzusteigen. „Dann steht es sehr schlimm um mich, Graf Diedorff."

*

Fräulein Bollert kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, das unaufgeräumt war und übermäßig nach schlechtem Parfüm roch, und betrachtete nachdenklich die Karte, die Graf Diedorff ihr gegeben hatte. Dann ging sie in die anstoßende Kammer, die als Baderaum eingerichtet war, schob einen großen Stehspiegel beiseite und öffnete eine schmale Tapetentür, die in ein Zimmer der Nachbarwohnung führte. Ein junger Mensch, mit zärtlich treulosen Polenaugen im blassen Gesicht, saß beim Frühstück und fragte: „Wer war es denn?"

„'n Herr und 'n junges Mächen." Sie warf die Karte auf den Tisch.

„Graf Diedorff. Kenne ich nicht. Und wer war das Mädchen?"

„Sie hat sich mir nich vorjestellt."

„Haben die beiden russisch ausgesehen?"

„Im Vorzimmer ist es zu duster."

„Haben sie wie Russen gesprochen?"

„Nee. Dat Mächen hat'n Mund nich ufjetan, und der Herr war'n richt'jer Kavalier."

„Na, dann brauchst du dich nicht aufzuregen, mein süßes Herzchen."

„Wat haste nu eijentlich ausjefressen? Warum versteckst de dich?"

„Wie oft soll ich dir noch erklären, daß ich politische Feinde habe!"

„Du wirst mich noch ins größte Schlamassel bringen", sagte Fräulein Bollert drohend.

IV.

Als Kipman nach Hause kam, traf er seinen Schwiegervater an, den alten Gutmacher, ein kleines, hageres Männlein, das in ewiger Bewegung und Unruhe war. „Wie gehen die Geschäfte?" fragte Kipman, nachdem er Estherka und den Jungen in der Wiege geküßt hatte.

„Wie sollen sie gehen? Man verdient, was man zum Leben braucht." Er knackte behaglich der Reihe nach mit allen Fingern, daß es wie fernes Maschinengewehrfeuer klang.

„Wie lange bist du jetzt eigentlich weggewesen, Kipman?"

„Acht Tage."

Gutmacher wackelte mit dem Kopf. Estherka, mein Kind, du hättest keinen Filmmenschen heiraten sollen! Was hast du schon von einem Mann, der immer auf der Reis' ist?"

Estherka schlang zärtlich einen Arm um Kipmans Hals und lachte den Vater an.

„Und überhaupt, bei mir ist Film kein reelles Geschäft. Bei mir kommt Film gleich nach Seiltanzen und Messerschlucken."

„Laß gut sein", erwiderte Kipman, ein wenig gekränkt. „Man verdient ganz schön beim Film."

„Warum nicht? Ich hab' einen Mann gekannt, der hat sich ein Vermögen gemacht, weil er auf den Jahrmärkten lebendige Frösch' geschluckt hat. Nu, das ist Geschmacksache. Nicht für zehn Dollar, beim heutigen Kurs, schluck' ich einen halben, lebendigen Frosch."

Die beiden jungen Leute lachten hell auf. Gutmacher erhob sich und marschierte, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, eifrig durch das Zimmer.

„Bei mir ist Film die größte Fopperei. Man zeigt den Leuten für ihr gutes Geld lauter erlogene Sachen. Aber was reg' ich mich auf? Ist es mein Geld? Ist es meine Pleite? Weißt du, was ein solides und gutes Geschäft ist? Das Bankgeschäft."

„Aber die Banken geben das Geld her für die großen Films", sagte Kipman triumphierend.

„Das spielt gar keine Rolle. Das beweist nur, daß die Banken so viel Geld verdienen, daß sie nicht wissen, wohin damit."

Er wendete sich an seine Tochter. „Erinnerst du dich an Onkel Naum? An meinen Bruder? Nein, du warst noch zu klein. Du kannst dich nicht erinnern. Er ist gefahren nach Amerika, weil er in Turobin sich nicht hat verdienen können das Salz auf Brot. Und jetzt ist er ein schwerreicher Mann."

„Hast du von ihm einen Brief bekommen?" fragte Kipman ironisch.

„Das nicht, aber wer kommt heute früh zu mir? Sein Sohn Josef. Ich hätt' ihn auf Ehrenwort nicht erkannt, denn er sieht aus wie ein echter Amerikaner, und Deutsch kann er auch nicht mehr, und nennen tut er sich Goodmaker."

„Den kenne ich", rief Kipman interessiert und beschrieb den jungen Mann, der ihn auf der Fahrt von Hamburg nach Berlin angesprochen hatte.

„Stimmt. Das ist mein Neffe Josef Gutmacher, der in einem großen Bankhaus in Neuyork angestellt und Sekretär eines der reichsten Menschen auf der Welt ist."

„Schade, daß ich nicht gewußt habe, was für reiche amerikanische Verwandte wir besitzen."

„Wenn man ein bissele nachfragt, ist man immer verwandt", erklärte der alte Gutmacher mit schlauem Gesicht und erhob sich, um wegzugehen.

*

Die Vermonte nahm den mißglückten Besuch in der Seydelstraße wie ein von ihr erwartetes Ereignis hin und sagte während des Abendessens: „Ich kann nicht begreifen, daß Sie enttäuscht oder gar verzweifelt sind, liebes Kind. Haben Sie wirklich geglaubt, daß Ihr Graf mit dem Namen, den ich mir nie merken werde, auf Ihr Anläuten in der Tür erscheinen und Ihnen in einem mit Samt ausgeschlagenen Kästchen die berühmten Familiendiamanten überreichen werde?"

„Das habe ich geglaubt", erwiderte Irina mit trotziger Stimme.

„Nein, meine Liebe, so einfach ist das Leben nicht. Übrigens ist ja noch nichts verloren. Vielleicht taucht der Vetter eines Tages auf. Ich kenne russische Grafen nicht, aber ich traue ihnen alles Mögliche zu. Inzwischen machen Sie sich keine Sorge. Es ist mir und Christoph Bernhard eine Freude, je länger Sie unser lieber Gast sind."

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihre große Güte, gnädige Frau, aber ich darf und will Ihre Freundlichkeit nicht mißbrauchen."

„Davon ist gar keine Rede, liebes Kind. Sie ahnen nicht, wie dankbar wir für Ihre Anwesenheit sind. Wir langweilen uns nämlich fürchterlich, wenn wir allein sind. Nicht wahr, Christoph Bernhard?"

Diedorff holte tief Atem und sagte: „Ich bitte dich, zu bedenken, liebe Tina, daß es nicht der Lebenszweck der Prinzessin sein kann, in unserem Haus Langeweile zu verhüten."

„Obwohl du das nahezu diplomatisch vornehm ausdrückst, bist du im Recht, Christoph Bernhard. Nur habe ich natürlich niemals daran gedacht, daß die Prinzessin bis an ihr Lebensende Gesellschafterin im gräflichen Haus Diedorff bleiben werde. Dazu ist sie viel zu hübsch." Sie nahm Irinas Hand und streichelte sie. Außerdem besitzen Sie noch einen prinzlichen Onkel an der Riviera, wie Sie mir erzählt haben. Schreiben Sie ihm doch."

„Ich kenne seine Adresse nicht."

„Ein schwieriger Fall. Am besten wäre es, wenn Sie selber

nach der Riviera fahren könnten, aber diese Reise kostet heute eine Menge Geld. Und das Risiko ist auch zu groß. Wer weiß, ob der Onkel Prinz noch lebt?"

„Das ist vollkommen unsicher."

„Am einfachsten wäre es, wenn Sie in einem Film mitspielten, der an der Riviera aufgenommen wird."

Diedorff sagte, aufrichtig empört: „Deine Scherze, liebe Tina, übersteigen wahrhaftig das erträgliche Maß."

„Erstens ist das kein Scherz, und zweitens wirkt deine gesellschaftliche Entrüstung gegen den Film sehr .grotesk. Wenn du nichts dagegen hast, daß die Frau Gräfin Diedorff filmt, wirst du auch gegen das Filmen der Prinzessin nicht viel einwenden können."

Diedorff biß die Zähne zusammen und schwieg.

„Ganz ernsthaft gesprochen, liebe Irina, wenn Sie sich hier langweilen oder Geld verdienen wollen, kommen Sie zum Film."

Irina erschrak. Sie sah die Vermonte und Goswin Nickel auf dem Strand von Blankenese schauspielern und erinnerte sich des bedrückenden Gefühls, das sie gehabt hatte.

„Ich habe heute mittag, als wir den neuen Film besetzten, ernsthaft an Sie gedacht, liebes Kind."

Irinas Gedanken waren immer noch in Blankenese. Ganz plötzlich stand Kipman da und blickte sie mit seinen strahlenden, blauen Augen an. Wie wunderlich, daß sie in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht eine Sekunde lang an ihren hilfreichen Freund gedacht hatte!

„In dem neuen Film kommt nämlich ein junges, unschuldiges Mädchen vor, das einfach nicht zu besetzen ist. Wir haben uns stundenlang die Köpfe zerbrochen. Es kann möglich sein, daß solche Menschenexemplare im Leben umherlaufen, — beim Film findet man sie bestimmt nicht. Sie könnten die Rolle ohne weiteres spielen, liebe Irina. Ihnen würde man Jugend und Unschuld glauben."

„Ich fürchte, daß ich gar kein Talent habe, Frau Vermonte."

„Trösten Sie sich, liebes Kind. Auch die andern haben kein Talent. Sie sind nur weniger hübsch als Sie."

In diesem Augenblick erschien Irina die Möglichkeit, unabhängig zu werden und Geld zu verdienen, fast verlockend. Man könnte die Schuld an Kipman zurückzahlen.

„Ich möchte dich dringend bitten, liebe Tina," erklärte Diedorff fast energisch, „diese Sache nicht zu überstürzen. Vielleicht kehrt in den nächsten Tagen Graf Wolkonsky zurück, so

daß die Prinzessin auf die glanzvolle Filmkarriere verzichten könnte."

„Deine Besorgnisse sind sehr rührend, Christoph Bernhard, aber du brauchst keine Angst zu haben. Heute und morgen filmt die Prinzessin noch nicht. Dann ist es auch noch gar nicht ausgemacht, daß Eigenschein und der gute Hofrat Jubs die Prinzessin spielen lassen, denn es ist eine ziemlich große Rolle. Mindestens so groß wie die Feigheit Eigenscheins und des Hofrats, die Tag und Nacht vor der Generaldirektion zittern. Du siehst also, lieber Freund, daß du morgen in aller Ruhe mit der Prinzessin nach Schildhorn reiten kannst."

Um das Gespräch zu entspannen, fragte Irina höflich: „Warum wollen Sie nicht mitreiten, gnädige Frau?"

„Erstens, weil ich Sonntags bis Mittag im Bett liegen bleibe, ein Genuß, auf den ich während der ganzen Woche verzichten muß. Zweitens, weil ich sehr ungern und höchst miserabel reite, wie Ihnen Christoph Bernhard bestätigen wird. Drittens, weil wir nur zwei Pferde besitzen. Und auf einen gemieteten Gaul setze ich mich schon gar nicht. Viertens, weil mir Schildhorn zu langweilig ist. Dort kommt nämlich Sonntags die ganze Filmkavallerie zusammen. Warum soll ich mir den Sonntag verderben? Nein, liebes Kind, reiten Sie nur allein mit Christoph Bernhard. Ich wünsche Ihnen alles Vergnügen."

Diedorff atmete befreit auf.

*

Fräulein Meta Vollert stand auf dem Podium des kleinen Kabaretts am Schlesischen Bahnhof und sang mit scharfer Stimme, die von der morgendlichen Heiserkeit nichts merken ließ, kraftvoll eindeutige Liedlein, deren Handgreiflichkeiten sie noch lebhaft unterstrich. Sie war vorn und rückwärts überraschend tief ausgeschnitten und trug ein kurzes Röckchen, das kaum das Knie erreichte.

Der Saal war dicht gefüllt von zumeist jungen Männern, die der Eleganz beflissen waren, auch wenn sie sich nur im schwungvoll geschlungenen Knoten des Halstuches äußern konnte, und von jungen Damen, die überaus sorgfältig frisiert waren und grellfarbige Schleifen im Haar bevorzugten. Unverkennbar war eine allen Besuchern gemeinsame Nervosität, die bei geringfügigsten Anlässen deutlich zum Ausdruck kam. Sooft eine Tür

ging, wendeten sich alle Köpfe nach der Richtung, aus der das Geräusch nahte. Trotz diesen Hemmungen, mit denen die Künstler des Kabaretts am Schlesischen Bahnhof rechnen mußten, hatte Fräulein Meta Bollert ebensosehr mit ihren kessen Liedchen wie mit ihren strammen Beinen unzweifelhaften Erfolg.

Ihr Freund, der Herr mit den zärtlich treulosen Augen im blassen Gesicht, saß im letzten Winkel des Lokals und sah nichts von Meta Bollerts Reizen; so dicht waren die Rauchschwaden, die den Saal verschleierten. Er trank sein Schnapsglas leer, warf den Zigarettenstummel auf den Boden, blickte auf die Uhr und war entschlossen wegzugehen, denn der Aufenthalt in dieser Mausefalle erschien ihm durchaus unvorteilhaft. Es war talentlos, bei einer Razzia anwesend zu sein, auch wenn man nichts von den Grünen zu befürchten hatte.

In diesem Augenblick kam hustend der Zahlkellner George, dem die Tuberkeln nur noch Haut und Knochen übriggelassen hatten, und führte einen sehr dicken, schweratmenden Herrn heran, der den Finger an die Hutkrempe legte und sich dann vorsichtig niedersetzte, als fürchtete er, der Sessel könnte zusammenbrechen.

Der Dicke schnaufte noch eine ganze Weile und prüfte unterdessen das Gesicht des Herrn, den ihm der Zahlkellner George empfohlen hatte. Die Musterung schien zur Zufriedenheit des Schweratmenden ausgefallen zu sein, denn er sagte unvermittelt mit einer merkwürdig dünnen und weiblichen Stimme: „George hat mir gesagt, daß Sie 'n Papier brauchen."

Der junge Mensch mit dem blassen Gesicht war von dem Tonfall der Rede beruhigt. Der Dicke war bestimmt kein Russe. „Jawohl."

„Können Sie haben."

„Kostet?"

„Auslandspaß?"

„Ja."

„Fünf Mille."

„Viel Geld."

„Spottbillig. Zimtbaum verlangt sechs. Und bei mir kriegen Sie 'n goldechtes Papier."

Meta Bollert hatte ein Lied beendet. Applaus donnerte ihr entgegen. Sie verbeugte sich mit glücklichem Lächeln und gab „Das Mädchen vom Humboldthain" zu.

„Was kostet das Visum?"

„Wohin?"

„Holland."

Der Dicke schüttelte unmutig den Kopf. „Holländisches Visum ist nicht lieferbar. Sie können dänisches und polnisches haben."

„Wenn ich aber nach Holland will?"

„In Kopenhagen kriegen Sie holländisches Visum. Ich werde Ihnen eine Adresse mitgeben."

„Was kostet das dänische Visum?"

„Zwei Mille."

„Sagen wir sechs Mille alles zusammen?"

„Bei mir können Sie nicht handeln, junger Mann. Feste Preise."

„Na schön. Ich habe das Geld nicht bei mir."

Der Dicke schrieb eine Telephonnummer auf. „Rufen Sie an. Zwischen drei und vier. Bringen Sie Ihre Photographie mit. Gu'n Abend." Er erhob sich ächzend und wackelte dem Ausgang zu.

Der junge Mensch mit dem blassen Gesicht verwahrte den Zettel, auf dem die Telephonnummer stand, und verließ gleichfalls das Lokal.

Obwohl es regnete, waren die Straßen belebt. Viele Menschen gingen, liefen, schlichen, standen umher. Zündhölzer, belegte Schrippen, Liebe, Zigaretten und Schokolade wurden ausgeboten. Die Grünen patrouillierten paarweise.

Man müßte fünfzehn- bis zwanzigtausend Mark haben, überlegte Meta Vollerts Freund, während er den Schlesischen Bahnhof umwanderte. Und es war höchste Zeit, daß man Berlin verließ, das nicht weit genug von Petersburg entfernt lag. Um diesen Bahnhof herum waren Gegenden, die unheimlich an Rußland erinnerten.

Während er durch eine stillere und dunkle Straße schritt, packte ihn jählings Angst und preßte mit eiskalten Fingern sein Herz zusammen. Von den Häusermauern lösten sich Gestalten ab, aus dem Regendunst traten ihm drohende Gesichter entgegen, lautlose Schatten folgten ihm auf dem Fuß. Wie ein Gehetzter lief er in der Mitte der Straße und beruhigte sich erst, als er die Grünen wiedersah und die rotglühende Lampe des Kabaretts.

*

Nach einem scharfen Galopp verhielten Irina und Diedorff die Pferde und ließen sie im Schritt gehen. Ein schöner Herbstmorgen mit sanfter Sonne war dem gestrigen Regentag gefolgt.

„Sie reiten tadellos, Prinzessin. Meine Hochachtung."

„Der Gaul ist gut, Graf Diedorff."

„Es ist Balmoral", erwiderte Diedorff nicht ohne Stolz und streichelte den Hals des Pferdes. „Ein vorzügliches Springpferd, das schon viele Preise gewonnen hat."

„Ein so wertvolles Tier vertrauen Sie mir an?"

„Ich fühlte genau, daß Sie eine gute Reiterin sind, Prinzessin."

Irina lachte. „Wie kann man das fühlen, Graf Diedorff?"

„Doch", sagte er und blickte sie fast verliebt an, die im Herrensattel, in einem hübschen Kostüm, das die Vermonte aus ihrer reichen Garderobe zur Verfügung gestellt hatte, bezaubernd auf ihn wirkte.

„Pferde sind das Beste auf der Welt", sagte sie mit kindlichem Ernst. „Wenn ich reite, kann ich alles vergessen. Und ich muß vieles vergessen."

Man muß wahrhaftig vieles vergessen, dachte Diedorff.

„Aber vom Pferd aus gesehen, ist die Welt herrlich."

„Die besten Zeiten haben die Menschen gehabt, als jeder seinen Gaul besaß."

„Das kann ich mir gut vorstellen, Graf Diedorff. Man sollte jedem Menschen ein Pferd schenken. Der Gaul macht den Menschen gut."

Diedorff lächelte schwermütig. „Wir lösen die soziale Frage durch Pferde, nicht wahr, Prinzessin?"

„Sie machen sich über mich lustig?"

„Gewiß nicht, Prinzessin. Nur über mich selber. Reite ich nicht wie der arme Ritter von der Mancha durch diese Zeit? Nur daß ich wahrscheinlich einen besseren Gaul habe als der gute Don Quichotte."

„Es liegt nur an Ihnen, Graf Diedorff. Wenn es nottut, muß man vom Pferd steigen und zu Fuß gehen."

Er blickte geradeaus in die mit Herbstfäden vergitterte Luft und antwortete leise: „Ich bin bald so weit, Prinzessin."

Eine kleine Kavalkade im Galopp überholte sie. Zwei Herren grüßten. Diedorff dankte.

„Sie dürfen nicht vergessen, Prinzessin, daß mich der jähe Sturz ein wenig betäubt hat. Es war kein Übergang da. Die Armut trat zu plötzlich an uns heran."

„Ich begreife es nicht, Graf Diedorff. Ihre Familie besaß doch ein Gut, wie Sie erzählten. Grund und Boden sind im Wert gestiegen, denke ich."

„Wir besaßen sogar zwei Güter, Prinzessin. Das eine, das von Mutterseite herstammte, lag im Posenschen. Wir mußten

es für einen Pappenstiel hergeben. Das zweite, viel kleinere Gut, liegt in der Mark und trägt sehr wenig oder nichts. Ein Luxusgut, nicht wahr? Es machte uns nichts aus, denn mein Vater, der viele Jahre in diplomatischen Diensten gestanden hatte, besaß ein beträchtliches Vermögen. Beträchtlich für damalige Begriffe. Ich glaube, daß er über eine Million Mark auf der Bank liegen hatte. Ein Millionär also, nicht wahr? Diese Million Goldmark verwandelte sich zauberhaft schnell in raschelnde Papiermark. Eines Tages, als er die Vermögenssteuer bezahlen sollte, erkannte mein Vater, daß er ein ganz armer Teufel war."

Er holte tief Atem.

„Das Gut war nicht zu halten. Da traf es sich glücklich, daß meine Schwester Litte Herrn Wilhelm Meier heiratete, den sie im Lazarett kennengelernt hatte. Wilhelm Meier besaß viel Geld und übernahm das Gut, das nun doch im Besitz der Familie Diedorff-Meier geblieben ist."

„Finden Sie das so schrecklich?"

„Schrecklich, nein, man muß sich nur erst mit den Tatsachen befreunden."

„Was für ein Mensch ist Ihr Schwager?"

„Ein tüchtiger und braver Junge, zweifellos. Er ist von Beruf Tischler und hatte, wenn man so sagen darf, das Glück, gleich zu Beginn des Krieges ein Bein zu verlieren. Als er aus dem Lazarett entlassen worden war, begann er, Kisten zu machen. Mit einem einzigen Lehrjungen fing er das Unternehmen an. 1918 hatte er eine Riesenfabrik und viele Millionen im Vermögen."

„Ist das nicht großartig?"

„Oh, sehr. Alle Hochachtung vor Wilhelm Meier. Ich wollte, ich besäße den hundertsten Teil seiner Lebenstüchtigkeit. Ich begnügte mich, die Filmdiva Tina Vermonte zu heiraten und auf Springturnieren Ehrenpreise zu gewinnen."

Irina, ein wenig peinlich berührt von seinen Geständnissen, schwieg.

„Ich beschwöre Sie, Prinzessin: Gehen Sie nicht zum Film! Film degradiert eine Frau Ihrer Art, glauben Sie mir."

„Was denn soll ich beginnen?" fragte sie mit Heftigkeit. „Halten Sie es für ehrenhafter, Hausmädchen oder Gesellschafterin zu werden?"

„Ja, Prinzessin."

Sie hatte eine böse Antwort auf den Lippen, aber sie bezwang sich und schwieg.

Diedorff merkte ihre Verstimmung, wechselte sofort den Ton und sagte freundlich: „Wenn es Ihnen angenehm ist, Prinzessin, wollen wir jetzt wieder ein bißchen galoppieren. Da heute Sonntag ist, müssen wir vor zwölf Uhr wieder im Tattersall sein."

Die Prinzessin nickte stumm und ließ Balmoral antraben.

*

Als Irina eine halbe Stunde später mit Diedorff über den Hof des Tattersalls ging, blickte sie zufällig in einen der Ställe und sah ihren Vetter Dimitri Wolkonsky, der bei einer Box stand. Wie angewurzelt machte sie halt und tastete nach der Hand Diedorffs. „Was ist Ihnen, Prinzessin?"

„Mein — mein — Vetter —", stammelte sie verwirrt, ließ Diedorffs Hand los und lief zum Stall. Auf der Schwelle blieb sie stehen und rief jauchzend: „Mitja!"

Wolkonsky schrak zusammen und betrachtete mißtrauisch das fremde junge Mädchen im Reitanzug.

„Mitja! Erkennst du mich nicht?" Sie trat zögernd auf ihn zu, der kühl und zurückhaltend blieb. „Erkennst du mich wirklich nicht? Ich bin Irina. Irina Suwarin."

Sein Gesicht wurde jählings hell. „Oh, mein Gott, Irina!" Er umarmte sie leidenschaftlich. „Wie freue ich mich, Irina." Er ließ sie los und betrachtete sie mit Erstaunen. „Niemals hätte ich dich wiedererkannt! Als ich dich das letztemal gesehen habe, warst du ein kleines Schulmädel. Und jetzt bist du eine große, schöne Dame. Wie freue ich mich, Irina, mein Täubchen."

Das Herz wurde ihr schwer. „O Mitja, mein Lieber!"

„Wie kommst du nach Berlin und hierher? Erzähle doch."

„Das ist eine lange Geschichte, Mitja. Ich bin aus Petersburg geflohen."

„Allein?"

„Nein, das heißt, ja. Ich werde dir alles berichten, Mitja, mein Lieber."

„Was macht dein Vater Paul Stepanytsch?"

Sie blickte ihn starr an, als müßte sie sich erst erinnern, daß er von den schrecklichen Ereignissen noch nichts wüßte. „Väterchen ist tot."

Er erblaßte und fragte heiser: „Was sagst du?"

„Väterchen ist tot. Sie haben ihn hingerichtet und seinen Leichnam den Tieren im Zoologischen Garten zum Fraß vorgeworfen."

Er griff mit den Händen in die Luft und taumelte. „Erbarmen! Was sprichst du?"

„Die Wahrheit, Mitja."

Sein Gesicht verzerrte sich in heißem Haß. „Diese Bestien!"

Sie nahm seine Hand und liebkoste sie. „Mitja, mein Lieber." Tränen würgten sie im Hals, so sehr bangte ihr vor den nächsten Minuten.

Dimitri hatte sich gefaßt und fragte: „Wie hast du fliehen können? Erzähle."

„Jelena hat mich gerettet. Jelena hat die Flucht ermöglicht. Jelena ist so gut und klug."

Seine Augen leuchteten auf, als er das Lob seiner Schwester hörte. „Wie geht es Ljolja?"

„Mitja, mein Lieber, nun hör mich an." Sie konnte nicht weitersprechen. Unaufhaltsam stürzten Tränen aus ihren Augen.

Er begann zu zittern und fragte heiser: „Wo ist Ljolja?"

Sie legte flehend ihre Hände auf seine Brust. „Mitja, mein Lieber!"

„Ist sie tot?"

„Sie ist in Finnland gestorben."

Er blickte sie starr an. Dann preßte er die Stirn an die Wand der Box und schluchzte. Sehr still war es im Stall. Manchmal stampfte ein Pferd den Boden. Ketten klirrten leise. Graf Diedorff schritt, geduldig wartend, im Hof auf und ab. Dimitri hob den Kopf. „Es ist zu viel. Man kann es nicht ertragen. Gott hat Rußland verlassen."

Er machte eine mutlose Bewegung. „Wie ist es dir ergangen? Erzähle."

Sie berichtete ihre Erlebnisse. Er hörte bewegt zu und sagte: „Du bist ein tapferes Mädchen, Irina."

Sie erinnerte sich Diedorffs. „Wir wollen jetzt gehen, Mitja. Ich werde dich dem Grafen Diedorff vorstellen."

Dimitri zögerte und schien beunruhigt zu sein. „Das ist ein wenig schwierig, Irina. Ich bin unter falschem Namen hier."

„Warum denn?"

„Man verfolgt mich. Ich bin meines Lebens nicht sicher. Oh, sie sind mächtig und bedenkenlos in Moskau. Sie haben tüchtigere Agenten als der Zar."

Irina fragte ein wenig ungläubig: „Mitja, mein Lieber, was können sie dir in Berlin anhaben?"

„Sie können, Irina! Sie können! Eines Tages sind sie in meine Wohnung gedrungen und haben meine sämtlichen Auf-

zeichnungen und Papiere geraubt. Eines Nachts ist eine Kugel haarscharf an meinem Ohr vorbeigegangen."

„Das ist möglich?"

„Das ist möglich. Seitdem wohne ich unangemeldet bei einem Freund, gehe nachts nicht mehr aus und bin hier unter falschem Namen angestellt."

„Du bist hier angestellt?"

„Ja, als Stallmeister und Reitlehrer. Wovon soll ich denn leben?"

In diesem Augenblick erst erinnerte sich Irina ihres Besuchs in der Seydelstraße. „Du hast in der Seydelstraße gewohnt, nicht wahr?"

„Wie kommst du darauf? Ich kenne die Seydelstraße nicht. Ich habe in Charlottenburg gewohnt."

Schwankte der Stall nicht wie der finnische Segler in der Ostsee?

„Was ist dir, Irina, mein Täubchen?"

„Sie fragte mit Anstrengung und ohne Hoffnung: „Hast du die Diamanten, Mitja?"

„Was für Diamanten?"

Irina klammerte sich an die Wand der Box, um nicht zu fallen. Mitja hatte die Steine nicht. Sie war eine verlorene Bettlerin.

„So sprich doch, Irina. Was für Diamanten?"

„Väterchen hatte durch eine Amerikanerin unsere großen Diamanten, die du kennst, nach Deutschland geschickt. Die Amerikanerin sollte sie dir übergeben."

Er starrte sie entsetzt an.

„Hast du Väterchens Brief nicht bekommen, Mitja?"

„Ich habe nichts bekommen. Wie ist der Brief befördert worden?"

„Ein Schwede hat ihn nach Stockholm mitgenommen. Wann hast du deine Wohnung verlassen?"

„Ende August."

Sie ergriff seine Hand und sagte entschlossen: „Komm, Mitja. Du mußt mit dem Grafen Diedorff sprechen."

Er folgte betäubt und ohne Widerrede. Graf Diedorff sah, ein wenig überrascht, die Prinzessin in Begleitung des Stallmeisters Weruschew näherkommen.

„Gestatten Sie, Graf Diedorff, daß ich Ihnen meinen Vetter Graf Wolkonsky vorstelle."

Diedorff, mit einem fast unmerklichen Unterton von Miß-

trauen in der Stimme, sagte verbindlich: „Wir kennen uns bereits. Unter dem Namen Weruschew allerdings.“

„Ich bin Ihnen Aufklärung und Dank schuldig, Graf Diedorff“, sagte Dimitri und blickte über den Hof. „Der Platz hier erscheint mir allerdings wenig geeignet.“

„Darf ich Sie einladen, zu uns zu kommen?“

Graf Wolkonsky wies auf seinen Reitanzug. „Ich bin freilich für einen Besuch nicht angekleidet. Aber wenn es Sie nicht stört, Graf Diedorff —“

„Ich bitte Sie!“

Dimitri verbeugte sich und ging in den Stall zurück, um seinen Mantel zu holen. Irina sah ihm nach, mit einem Blick, der abstürzte und keinen Halt fand. Graf Diedorff wartete stumm und förmlich. Immer heftigeres Mißtrauen gegen diese sehr verwickelten russischen Geschichten benagte seinen guten Willen.

*

Tina Vermonte schritt im sonnebeglänzten Garten auf und ab, als das Auto vor dem Hause hielt. Sie ging zum Tor und wollte Irina und Christoph Bernhard begrüßen, denn sie war in menschenfreundlicher Stimmung. Sie begnügte sich aber, mit den Augen zu nicken, da Diedorff einen Herrn mitbrachte, den sie nicht kannte.

„Gestatte, liebe Tina, daß ich dir den Grafen Wolkonsky vorstelle. Meine Frau.“

Dimitri verneigte sich. „Ich freue mich, Sie hier zu sehen,“ sagte Tina angeregt. „Sie haben Glück, liebe Irina. Wo haben Sie Ihren Vetter getroffen? Doch nicht in Schildhorn?“

„Nein, gnädige Frau, im Tattersall.“

„Das ist famos. Jetzt sind Sie ja von allen Sorgen befreit.“ Irinas Gesicht belehrte die Vermonte sofort, daß ihre Voraussetzung nicht stimmte.

„Darf ich Sie bitten, einzutreten, Graf Wolkonsky?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen, Frau Gräfin, herzlichst für die Gastfreundschaft zu danken, die Sie meiner Kusine gewähren.“

Tina lächelte. „Eigentlich haben wir zu danken, nicht wahr, Christoph Bernhard?“

Diedorff nickte ernst und wendete sich an Irina: „Sie werden vielleicht vorerst mit Ihrem Herrn Vetter allein zu sprechen wünschen, Prinzessin.“

„Nein, Graf Diedorff, wir wären sehr dankbar, wenn Sie

und die gnädige Frau sich an der Unterredung beteiligen wollten."

Nachdem man im Salon Platz genommen hatte, begann Dimitri sogleich zu sprechen. „Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu erklären, Graf Diedorff, warum ich unter falschem Namen im Tattersall bin." Er wendete sich an die Frau des Hauses. „Graf Diedorff kennt mich nämlich unter dem Namen Weruschew. Ich bin gezwungen, als Stallmeister im Tattersall mein Brot zu verdienen."

Die Vermonte konnte ihr Erstaunen nicht ganz verbergen.

„Die Falschmeldung ist notwendig, um mich den Verfolgungen zu entziehen, denen ich aus politischen Rücksichten ausgesetzt bin. Ich bin nämlich Reaktionär."

Diedorff sagte ein wenig förmlich: „Ich habe kein Recht, in Ihre Geheimnisse zu dringen, Graf Wolkonsky. Ihre Erklärung genügt mir durchaus."

Tina blickte betroffen ihren Mann an, dessen kühler Ton sie ärgerte. Dimitri schwieg. Sein Gesicht war angespannt. Die Prinzessin unterbrach ungeduldig die gefährliche Pause. „Denken Sie, Graf Diedorff, mein Vetter hatte niemals in der Seydelstraße gewohnt. Er kennt sie gar nicht. Wie ist das zu erklären?"

Diedorff sagte nach einigem Überlegen: „Die Erklärung könnte nur Graf Wolkonsky geben."

„Wieso ich, Graf Diedorff?"

„Wir haben Ihre Adresse in der Seydelstraße durch das polizeiliche Meldeamt erfahren. Da nur ein einziger Graf Dimitri Wolkonsky angemeldet ist, und da unsere Polizei in Meldesachen sehr zuverlässig funktioniert, können nur Sie dieses Rätsel lösen."

„Ich kann es nicht."

„Darf ich fragen, wo Sie jetzt wohnen, Graf Wolkonsky?"

„Bei einem Freund, einem ehemaligen deutschen Offizier von Adel."

„Wo ist das?"

„Das möchte ich nicht gern sagen, Graf Diedorff, denn ich wohne unangemeldet und will meinem Freund keine Ungelegenheiten machen."

Diedorff blickte Irina an, die in stummer Ruhe dasaß. „Fragen zu stellen ist eine unangenehme Rolle, zu der ich mich übrigens gar nicht berufen fühle, Graf Wolkonsky, aber —"

Dimitri unterbrach ihn: „Bitte, fragen Sie nur!"

„Wie Sie während der Fahrt erzählt haben, ist Ihre

Wohnung erbrochen worden. Man hat Ihnen Ihre Papiere und Aufzeichnungen geraubt. Haben Sie den Vorfall bei der Polizei zur Anzeige gebracht?"

„Nein, denn es erschien mir unnütz und aussichtslos, die deutsche Polizei mit derartigen Dingen zu behelligen. Die deutsche Polizei ist auch kaum imstande, mich zu schützen."

„Haben Sie sich abgemeldet, als Sie Ihre Wohnung verließen?"

„Jawohl, denn es lag in meinem Interesse, nicht mehr in Berlin gemeldet zu sein."

„Wann haben Sie sich abgemeldet, Graf Wolkonsky?"

„Ende August."

Die Prinzessin litt Qualen bei diesem Verhör, das Dimitri zu verdächtigen schien.

„Wie erklären Sie, daß trotz Ihrer Abmeldung heute noch ein Graf Dimitri Wolkonsky in der Seydelstraße angemeldet ist?"

Dimitri überlegte. Die Vermonte öffnete einen Zigarettenkasten und fragte sehr liebenswürdig, als wollte sie den unfreundlichen Ton der Unterhaltung mildern: „Rauchen Sie, Graf Wolkonsky?"

Dimitri dankte, nahm eine Zigarette, entzündete sie und sagte: „Haben Sie den Mann, der in der Seydelstraße logiert, gesehen?"

„Nein. Er war angeblich in Geschäften verreist."

Dimitri blickte gequält und hilflos im Kreis umher. „Ich weiß wirklich nicht, Graf Diedorff, was man dazu sagen soll."

Die Vermonte kam ihm zu Hilfe. „Wenn mir ein Wort gestattet wird, so verstehe ich nicht, meine Herrschaften, warum diese Wohnungsgeschichte so feierlich behandelt wird."

Die Prinzessin blickte Tina dankbar an und sagte: „Das finde auch ich, gnädige Frau. Viel wichtiger oder unangenehmer erscheint mir die Tatsache, daß mein Vetter die Diamanten nicht bekommen hat."

Graf Diedorff, dem darüber noch nichts berichtet worden war, erschrak heftig und blickte Irina fassungslos an.

Die Vermonte, die niemals an diese romantischen Steine geglaubt hatte, betrachtete neugierig den Grafen Wolkonsky, dessen Gesicht mit Trauer bedeckt war. „Um des Himmels willen, Prinzessin, wie ist das möglich?"

„Das wissen wir nicht, Graf Diedorff. Mein Vetter hat die Benachrichtigung meines Vaters nicht erhalten."

Ein Schweigen entstand, das bedrückend war.

Irina, durch dieses Verstummen aufs höchste gereizt, erklärte mit bebender Stimme: „Mir liegt nichts an den dummen Steinen. Graf Dimitri Wolkonsky kann bestätigen, daß die Familie Suwarin zwei Diamanten besaß, die ihr von der Großen Katharina geschenkt worden waren. Das genügt mir. Ich habe nicht gelogen." Ihre Stimme kippte um.

Graf Diedorff sagte herzlich: „Sie tun uns Unrecht, Prinzessin. Wir haben niemals an Ihren Worten gezweifelt."

Irina blickte ihm entschlossen in die Augen. „Doch, Graf Diedorff. Man zweifelt. Man zweifelt auch jetzt noch. Ich bin ganz krank, wenn man mir nicht glaubt. Aber verzeihen Sie meine Erregung, die mich undankbar werden läßt."

Die Vermonte ergriff schuldbewußt die Hand der Prinzessin und sagte mit sanftem Augenaufschlag: „Sie müssen sich beruhigen, liebes Kind."

Diedorff wendete sich an Dimitri: „Ich habe kein Recht, mich in diese Angelegenheit zu mischen, Graf Wolkonsky, aber das Interesse an der Prinzessin bewegt mich, Sie zu fragen, welche Schritte Sie zu unternehmen gedenken, um die Steine, die das einzige Vermögen Ihrer Kusine bilden, heranzuschaffen."

Dimitri atmete schwer und starrte auf den Tisch. Endlich hob er den Kopf und antwortete, mühsam sich beherrschend: „Man kann vorläufig nicht viel tun, Graf Diedorff, da bis jetzt durchaus nicht feststeht, daß die Steine gestohlen oder — unterschlagen worden sind. Es läßt sich ganz gut denken, daß die amerikanische Dame Rußland noch nicht verlassen habe oder aber die Diamanten noch in Verwahrung halte, da ich den Brief nicht bekommen und die Dame nicht aufgesucht habe."

„Dies alles läßt sich sehr gut denken", erklärte Diedorff mit feindseliger Ironie.

„Ich werde versuchen festzustellen, ob die amerikanische Dame schon in Berlin war oder noch hier weilt. Mehr kann man augenblicklich nicht tun, scheint mir." Er wendete sich an Irina. „Wie heißt die Dame?"

„Bakewell, lieber Mitja."

„Kennst du sie?"

„Ja. Ich war dabei, als Väterchen ihr die Steine übergab, die als Ohrringe gefaßt waren."

Diedorff sagte, fast gegen seinen Willen: „Es dürfte sich dennoch empfehlen, Graf Wolkonsky, die Polizei zu benachrichtigen und auf den Grafen Dimitri Wolkonsky, der in der Seydelstraße angemeldet ist, aufmerksam zu machen."

Dimitri geriet in Erregung. „Das kann ich nicht machen. Ich will mit der Polizei nichts zu tun haben. Ich bin nicht angemeldet. Ich habe noch keine Papiere. Ich würde sofort in Untersuchungshaft kommen oder ausgewiesen werden. Ich kann es nicht tun. Aber wenn Irina die Anzeige erstatten will, werde ich mich natürlich fügen und allem unterwerfen."

„Ich werde die Polizei nicht bemühen, lieber Mitja. Die Geschichte ist für mich erledigt."

Ein ausgezeichneter Abgang, dachte die Vermonte belustigt.

„Verzeihen Sie, Graf Wolkonsky, es war nur eine Anregung", erklärte Diedorff sehr steif.

Dimitri erhob sich. Tina fragte mit lächelnder Freundlichkeit: „Darf ich Sie einladen, zum Mittagessen hierzubleiben, Graf Wolkonsky?"

„Vielen Dank, Frau Gräfin, heute ist es mir leider nicht möglich."

„Hoffentlich besuchen Sie Irina recht bald. Auch wir würden uns sehr freuen."

Dimitri verneigte sich und verließ, begleitet von Irina, den Salon. Die Vermonte blickte ihm nachdenklich nach. „Was hältst du von dieser Sache?" fragte Diedorff leise.

„Du nimmst alles viel zu ernst, mein guter Christoph Bernhard, und machst damit den Leuten das Leben schwer. Hast du wirklich noch nicht heraus, daß diese fabelhaften russischen Diamanten nur in der Phantasie unserer lieben Gäste existieren?"

Diedorff schüttelte unwillig den Kopf und trat schweigend zum Fenster.

*

Irina und Dimitri standen beim Gartentor. Einsam und sonntäglich still lag die Straße da, mit welken Blättern überstreut. „Man glaubt mir nicht", sagte Dimitri bedrückt. „Ich kann nicht sprechen, wenn man mir nicht glaubt."

Sie streichelte in aufquellender Zärtlichkeit seinen Arm. „Mitja, mein Lieber, kränke dich nicht."

Er suchte ihren Blick und fragte angstvoll: „Glaubst du mir?"

Ohne zu zögern, antwortete sie mit fester Stimme: „Ich glaube dir, Mitja."

„Danke. Danke." Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Nun muß ich gehen, Irina."

„Ja, geh' nur."

Er stand immer noch am Gartentor und schien nicht die Kraft zu finden, Abschied zu nehmen.

Irina fragte schüchtern: „Mitja, mein Lieber, kannst du mir vielleicht, kannst du mir vielleicht zweihundert Mark geben?"

„Aber ja, ich kann dir auch mehr geben." Er holte Geld aus der Tasche.

„Nein, danke, ich brauche nur zweihundert Mark."

„Irina, mein Täubchen, was wirst du beginnen, wenn die Steine verloren sind?"

„Ich werde versuchen, beim Film Geld zu verdienen. Frau Vermonte, die Gräfin Diedorff, will mir den Weg erleichtern."

Sein Gesicht erzitterte.

„Ist es sehr schlimm, Mitja?"

„Nein, denn es ist gleichgültig, was mit uns geschieht. Es geht um Rußland."

Sie sagte ganz leise: „Mitja, mein Lieber, ich habe schreckliches Heimweh."

Er sagte zuversichtlich: „Wir werden zurückkehren, Irina. Der Tag ist nicht mehr fern."

Sie blickte starr auf die bunten Blätter, die ein plötzlicher Windstoß aufrascheln ließ. „Ich glaube es nicht, Mitja, mein Lieber. Niemals mehr werde ich unser Gutshaus wiedersehen und den Teich und die kleine Holzkirche, geschmückt mit grünen Birkenreisern. Niemals mehr."

Er riß sich los und öffnete das Gartentor. „Lebewohl, Irina, mein Täubchen. Gott schütze dich."

„Lebe wohl, Mitja."

Sie lehnte an dem Gitter und sah Dimitri nach, der sich mit raschen und entschlossenen Schritten entfernte. Einsam und sonntäglich still lag wieder die Straße da, mit welken Blättern überstreut.

V.

Montag früh bekam Fräulein Meta Bollert einen eingeschriebenen Eilbrief, den sie mißtrauisch betrachtete, nachdem der Postbote sich entfernt hatte. Sie liebte Briefe nicht, und wenn sie eingeschrieben und durch Eilboten zu bestellen waren, witterte sie Gefahr oder zumindest Beunruhigungen. Sie kroch in ihr warmes Bett zurück und öffnete den Umschlag, in dem sich nichts als ein geschlossener Brief befand, der an ihren

Freund gerichtet war. Fräulein Bollert fühlte sich erleichtert und machte natürlich Versuche, auch den eingelegten Brief zu öffnen. Da ihr dies nicht gelang, gab sie die Bemühungen auf, legte das Schreiben auf das Nachttischchen und nahm sich vor, zu schlafen. Aber der Schlaf wollte nicht wiederkommen. Vielleicht enthielt der Brief eine dringende Mitteilung, die keinen Aufschub duldete.

In sehr übler Laune erhob sich Fräulein Bollert, kleidete sich überraschend schnell an und verließ die Wohnung, um zu ihrer Schwester zu fahren, die in Neukölln einen kleinen Zigarrenladen besaß. Ohne Begeisterung hatte Fräulein Bollert ihren Freund bei der Schwester untergebracht, aber da er erklärt hatte, daß er unter gar keinen Umständen noch länger in der Seydelstraße bleiben könne, mußte sie einwilligen. Überdies erschien ihr das Wohnen bei der Schwester immer noch ungefährlicher als bei fremden Weibsbildern, die keine Rücksichten auf sie zu nehmen hatten.

Frau Muskalla, die Schwester, war eine stattliche Frau, die ihren Mann im Krieg verloren hatte.

Als Fräulein Bollert den Laden betrat, war Emma Muskalla damit beschäftigt, einem Herrn, der wie ein Gerichtsvollzieher aussah, seine echte Alpakadose mit Zigaretten anzufüllen. Der Herr sah ziemlich verliebt zu, wie geschickt Frau Muskalla das machte.

„Morjen, Emma."

Die Schwester schien von dem frühen Besuch nicht übermäßig erfreut zu sein, denn sie antwortete mit schmetternder Stimme: „Morjen, Meta!" Dann verwickelte sie den Herrn in ein längeres Gespräch, das sogar politische Dinge streifte, und ging offenbar darauf aus, Zeit zu gewinnen. Endlich mußte sich der Mann, der wie ein Gerichtsvollzieher aussah, entfernen, wenn er seine Kundschaften nicht im Stich lassen wollte.

„Wat machste bloß für Kokolores mit so'n miesen Kerl?" fragte Fräulein Bollert unmutig.

„Ach Jott!" antwortete die Schwester achselzuckend und öffnete die Glastür, die zur Stube führte. „Man kann nie nich wissen. Heut biste aber mächtig früh uffgestanden, oder warste noch jar nich zu Bette?"

„Wenn ich euch störe, kann ich ja wieder gehn."

Frau Muskalla hatte einen spähenden Blick in die Stube gesendet und antwortete jetzt sehr sicher: „Red' doch bloß keen Quatsch, Meta!"

Fräulein Bollert trat argwöhnisch in das Zimmer und

blickte vor allem nach dem breiten Ehebett in der Ecke, das noch ungemacht, aber leer war. Ein wenig besänftigt fragte sie: „Wo is er denn?"

„Er wird noch schlafen. So feine Herren kriechen nich um acht Uhr morjens aus der Klappe."

Fräulein Bollert setzte sich wieder und zeigte ein bekümmertes Gesicht. „Willste ihn nich wecken? Ach, Emma, mir is bang ums Herz. Ich hab' so'n Vorjefühl."

„Vorjefühl! Vorjefühl! Wat heißt Vorjefühl!"

Fräulein Meta seufzte und verzichtete darauf, Näheres über ihre Vorgefühle zu berichten.

Da kam auch schon der Freund in die Stube herein, in einem flotten Schlafanzug, der auf beide Frauen gleichermaßen verwirrend wirkte, und fragte unfreundlich: „Was ist denn los?"

Fräulein Bollert stand auf und küßte zärtlich die blassen Wangen des Freundes, als wollte sie ihre Besitzrechte in Gegenwart der Schwester betonen. Frau Muskalla wandte gramzerfressen ihren Blick ab. „Was ist denn geschehen?" fragte der Freund nochmals, bestrebt, die sentimentale Morgenszene abzukürzen.

„Der Postbote hat 'nen einjeschriebenen Eilbrief jebracht. Da bin ich jleich zu dir jefahren."

„Wo ist der Brief?"

Fräulein Bollert holte das Schreiben hervor und gab es ihm. Er setzte sich auf das Sofa, das von den Bildern des Kaiserpaares bekrönt war, und hielt den Brief vorsichtig zwischen den Fingern, als befürchtete er eine Dynamitexplosion. „Wollen Sie so gut sein und mir den Tee bringen, Frau Muskalla?"

Die Witwe ging zögernd nach der Küche.

Dann blickte er feindselig Fräulein Meta an, entschloß sich, den Brief zu öffnen, und las:

„An Wladimir Mniewski!

Es ist hohe Zeit, daß Sie heimfahren. Man hat keine Lust, noch länger zu warten.

Dies ist die letzte Warnung."

Er starrte wie gelähmt auf das Papier.

„Is et wat Wichtiges?" fragte Fräulein Bollert, begierig, ein Wort des Lobes für ihre Dienstbeflissenheit einzuheimsen.

„Nein", antwortete Mniewski mit grauen Lippen.

*

Einige Minuten nach elf Uhr hielt Cyrus Proctors Auto vor der Villa des Grafen Diedorff. Es war ein großer, prachtvoll ausgestatteter Wagen, den Proctor zwei Tage zuvor für einen lächerlichen Dollarbetrag gekauft hatte, sowohl aus Langeweile, als auch mit dem heimlichen Gedanken, ein passendes kleines Geschenk für seine zukünftige Frau gefunden zu haben.

Als Oberst Dongherty ausgestiegen war, blickte er seinen Freund an und fragte: „Sie machen also wirklich Ernst, lieber Cyrus?"

„Ich habe noch niemals in meinem Leben etwas Ernsteres gemacht."

„Gott mit uns!" antwortete der Oberst lächelnd und öffnete das Gartentor.

Graf Diedorff war zu Hause und empfing die beiden Herren.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Freund Cyrus Proctor vorzustellen, der in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen wünscht."

Diedorff verneigte sich und bat die Herren, Platz zu nehmen.

„Vielleicht ist Ihnen mein Name bekannt", fing Proctor an.

„Gewiß, Mr. Proctor."

„Sehr erfreut. Das erspart mir, Ihnen nähere Auskünfte über mich zu geben."

Diedorff machte ein verständnisloses Gesicht.

„Ich weiß nicht, ob ich mich an die richtige Adresse wende, Graf Diedorff aber da die Prinzessin Suwarin in Ihrem Haus abgestiegen ist, und da ich kein Mitglied der Familie Suwarin kenne, bitte ich Sie um die Hand der Prinzessin."

Diedorff war so grenzenlos überrascht, daß eine ganze Weile verging, bevor er antworten konnte. „Sie sehen mich sehr verblüfft, Mr. Proctor, aber Ihre Bitte entschuldigt wohl mein Erstaunen. Ich bin mit der Prinzessin in keiner Weise verwandt und kenne sie erst seit wenigen Tagen. Meine Frau hat die junge Dame in Hamburg kennen gelernt und eingeladen, unser Gast zu sein. Das ist alles. Sie begreifen, Mr. Proctor, daß ich kein Recht habe, über die Hand der Prinzessin Suwarin zu verfügen."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufklärungen, Graf Diedorff. Wollen Sie mir einen Rat geben, welchen Weg ich jetzt gehen soll?"

Diedorff sah den Amerikaner an und fühlte Feindseligkeit gegen ihn. Dieser Mann wird Irina heimführen, dachte er voll eifersüchtiger Bitterkeit, nur weil er reich ist und alle

Macht besitzt, die die heutige Zeit anerkennt. „Da die Prinzessin allein steht, ist nur der Weg gangbar, daß Sie sich an sie direkt wenden. Wenn es Ihnen recht ist, will ich die Prinzessin fragen, ob sie geneigt ist, Sie zu empfangen."

„Sie verpflichten mich zu Dank, Graf Diedorff."

„Ich bitte Sie, mich für einen Augenblick zu entschuldigen." Diedorff stand auf und verließ das Zimmer.

„Welchen Eindruck haben Sie von der Sache, lieber Francis?"

„Ich muß gestehen, daß ich mir die Situation noch viel lächerlicher vorgestellt habe, als sie in Wirklichkeit ist. Außerdem scheint es mir, daß Graf Diedorff nicht nur seine Pferde ungern verkauft, sondern auch seine Gäste ungern verheiratet."

Proctor versank in Nachdenken.

Irina war im Wohnzimmer und las, als Diedorff eintrat. „Verzeihen Sie, daß ich störe, Prinzessin. Ein Herr namens Proctor wünscht mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie ihn empfangen?"

„Wer ist dieser Herr?" fragte Irina verwundert.

„Ein reicher Amerikaner, ein sehr reicher Amerikaner. Haben Sie den Namen noch nie gehört? Cyrus Proctor."

Irina erinnerte sich jählings der Rosen, die rätselhafterweise in ihr Hamburger Zimmer gekommen waren. Hatte auf der Visitenkarte nicht der Name Cyrus Proctor gestanden? „Ach ja, der Name ist mir bekannt. Was will der Herr von mir?"

„Es wäre mir lieber, Prinzessin, wenn Sie Herrn Proctor selber reden ließen. Ich fürchte, nicht objektiv genug zu sein."

„Sie sprechen in Rätseln, Graf Diedorff. Aber wenn Sie nicht dagegen sind, bin ich bereit, den reichen Mann aus Amerika zu empfangen."

Diedorff verließ das Zimmer, um Proctor zu holen. Proctor hatte sich erhoben und blickte den eintretenden Hausherrn fragend an.

„Die Prinzessin ist bereit, Sie zu empfangen, Mr. Proctor."

„Danke."

Diedorff wies auf die Tür. „Bitte, Mr. Proctor."

„Sie entschuldigen mich, lieber Francis."

Oberst Dongherty machte eine Bewegung, die besagen sollte, daß er gar nicht vorhanden sei.

*

Diedorff führte Proctor in das Zimmer der Prinzessin, stellte ihn vor und entfernte sich wieder.

Irina war fast enttäuscht, daß der reiche Mensch aus Amerika ein breitschultriger Mann mit gutmütig dickem Gesicht war und gar nicht unsympathisch wirkte. Sie bot ihm Platz an und fragte, da der Gast nicht sogleich zu reden vermochte: „Sie wollten mit mir sprechen, Mr. Proctor?"

Proctor fühlte, daß Schweißtropfen auf seine Stirn traten und verlor ein wenig seine Sicherheit. „Mein Schritt ist so ungewöhnlich, daß ich an Ihre Nachsicht appellieren muß, Prinzessin."

Irina betrachtete ihn verwundert.

„Ich sehe Sie heute zum drittenmal. Als Sie in Hamburg durch die Hotelhalle gingen, war es das erstemal. Dann sah ich Sie auf dem Lehrter Bahnhof." Sein Blick hing berauscht an ihrem Gesicht. „Ich bin kein Mann, der in poetischen Redewendungen geübt ist, und kann nur sagen, daß Sie den tiefsten Eindruck auf mich gemacht haben."

Irina, noch unbefangen, fragte freundlich: „Haben Sie mir die Rosen geschickt?"

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit."

„Es waren schöne Rosen", sagte sie nachdenklich und sah plötzlich Andreij Kipman vor sich, wie er ihr gegenüber in dem kleinen Hotelzimmer saß. Unvergeßbar war diese Dämmerstunde gewesen. Das Orchester unten in der Diele hatte eine russische Romanze gespielt: Kutscher, jag' die Pferde nicht.

„Ich danke Ihnen für die Rosen, Mr. Proctor." Sie blickte abwesend in die Luft und schien zu lauschen, ob nicht ein paar Töne jener verwehten Musik zu ihr gelangten.

„Ich bin heute hierher gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

Irina erwachte und sah mit ungläubigen Augen auf Proctor. Dann sagte sie verschüchtert: „Sie kennen mich doch gar nicht."

„Ich kenne Sie nicht, aber ich wäre trotzdem der glücklichste Mann, wenn Sie meine Frau werden wollten."

Man wäre frei und unabhängig, wenn man diesen Mann heiratete, dachte Irina, schämte sich aber sogleich ihres kleinmütigen Gedankens. „Und ich kenne Sie doch gar nicht."

Er konnte nichts erwidern.

„Ich habe wirklich noch nicht daran gedacht, zu heiraten. Ich bin noch sehr jung, Mr. Proctor. Siebzehn Jahre."

Er blickte sie nachdenklich an und schwieg.

„Sie müssen mir jedenfalls Zeit lassen, Mr. Proctor."

„Ich wollte nächste Woche heimfahren."

Sie begann herzlich zu lachen. „Ja, haben Sie sich vorgestellt, daß wir morgen heiraten, Mr. Proctor?"

„Es hätte auch übermorgen sein können."

Sie wurde sofort ernst und sagte hochmütig: „Es tut mir leid, daß ich Ihnen diese Pläne zerstören muß. Graf Diedorff erzählte mir, daß Sie ein schrecklich reicher Mann sind. Aber Sie scheinen die Macht Ihres Geldes zu überschätzen."

„Ich überschätze durchaus nicht."

„Doch. Sonst wären Sie nicht so taktlos, anzunehmen, daß ein junges Mädchen den Antrag eines Mannes, den es zum erstenmal im Leben sieht, sogleich annimmt. Ihr Geld macht leider gar keinen Eindruck auf mich, denn ich hasse Geld! Ich verachte Geld!"

Cyrus Proctor war entzückt von ihrer Erregung. Siebzehn Jahre, dachte er. „Schön. Ich sehe ein, daß ich unrecht habe. Ich werde nicht heimfahren. Ich werde warten."

Irina hatte eine höhnische Antwort auf den Lippen, aber als sie diesen breiten Mann so ruhig und selbstsicher dasitzen sah, erschienen ihr Spott und Hohn als untaugliche Waffen.

„Werden Sie während der nächsten Zeit in Berlin bleiben, Prinzessin?"

„Ja."

„Ich hoffe sehr, daß Sie mich als Freund behandeln und Gelegenheit nehmen, mich kennen zu lernen."

Sie fühlte sich ergriffen von seiner kühlen Herzlichkeit und streckte ihm unwillkürlich die Hand entgegen. „Ich brauche Freunde, Mr. Proctor, denn ich bin sehr allein und hilflos."

Er drückte sanft ihre Hand und gab sie wieder frei. „Darf ich fragen, was Ihre nächsten Pläne sind?"

Sie antwortete zögernd und kleinlaut: „Ich werde wahrscheinlich filmen."

Er verzog den Mund. „Oh, das sollen Sie nicht. Das sollen Sie wirklich nicht."

„Warum soll ich nicht?"

„Es mißfällt mir sehr, daß die zukünftige Mrs. Proctor filmt."

„Die zukünftige Mrs. Proctor? Sie sind Ihrer Sache vielleicht zu sicher."

Er schüttelte den Kopf und erwiderte sehr ernsthaft: „Ich zweifle durchaus nicht, daß Sie eines Tages Mrs. Proctor sein werden."

Wieder unterdrückte Irina eine aufrührerische Antwort.

„Warum wollen Sie eigentlich filmen?"

„Ich muß Geld verdienen, Mr. Proctor. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie arm ich bin."

Cyrus Proctor war außerordentlich verblüfft. „Wie ist das möglich? Sie besitzen doch sehr wertvolle Diamanten?"

Sie begann zu lachen. „Woher wissen Sie das?"

„Man hat es mir erzählt."

„Nein, Mr. Proctor, diese dummen Steine reisen irgendwo in der Welt umher und haben den Weg noch nicht zu mir gefunden." Ein Gedanke jagte durch ihren Kopf. „Kennen Sie vielleicht eine Mrs. Bakewell?"

„Oh, sehr gut. Mrs. Bakewell ist gegenwärtig in Berlin."

Irina sprang auf. „Mrs. Bakewell ist hier? Welch ein Glück! Können Sie mich zu ihr bringen, Mr. Proctor?"

„Gewiß. Gern, aber ich verstehe nicht."

„Mrs. Bakewell hat meine Diamanten. Entschuldigen Sie einen Augenblick."

Sie stürzte davon, um ihren Hut zu holen. Proctors Augen folgten ihr sehnsüchtig. Dann erinnerte er sich seines Gesprächs mit Mrs. Bakewell.

Irina kam zurück. „Wollen wir gehen? Ich möchte, daß Graf Diedorff uns begleite. Er glaubt nämlich nicht an die Diamantengeschichte. Wie gut, daß Sie gekommen sind!"

„Es war der richtige Augenblick, denn Mrs. Bakewell will morgen nach Neuyork reisen."

Sie erschauerte. „Wenn ich denke, daß Sie erst morgen gekommen wären!"

„Ich muß Ihnen eine Enttäuschung bereiten, Prinzessin. Mrs. Bakewell erzählte mir zufällig von den Steinen."

„Wirklich?"

„Aber wenn ich mich recht erinnere, berichtete sie, daß sie die Steine bereits abgeliefert habe."

Irina erblaßte. „Das ist nicht gut möglich, Mr. Proctor."

„Vielleicht habe ich schlecht verstanden. Wir wollen sofort zu Mrs. Bakewell fahren."

„Welchen Zweck sollte dies noch haben?" fragte die Prinzessin und gab sich ihrer Mutlosigkeit hin.

„Bitte, kommen Sie, Prinzessin."

Sie folgte widerstrebend und bedrückt.

*

Tina Vermonte hatte eine Szene gespielt und wartete, bis der Streifen entwickelt war. Plötzlich erinnerte sie sich Irinas

und ging auf den Regisseur Eigenschein zu, der Kipman Aufträge erteilte.

„Hören Sie zu, lieber Eigenschein", begann sie, nachdem Kipman sich entfernt hatte. „Ich habe eine geeignete Darstellerin für die Henriette in dem neuen Film."

„Da bin ich neugierig", erwiderte Eigenschein skeptisch.

„Sie kennen sie."

„Ich kenne sie?"

„Jawohl. Die Prinzessin Sukarin."

„Sie haben recht", rief Eigenschein entzückt. „So müßte die Henriette aussehen." Er dämpfte seine Begeisterung. „Aber filmt die Prinzessin? Ich wollte fragen: Hat sie schon gefilmt?"

„Nein. Aber Sie können sich auf mich verlassen, Eigenschein. Ich instruiere die Prinzessin so, daß Sie keine Arbeit mit ihr haben werden."

„Es ist eine große Rolle, Frau Gräfin."

„Sie wird sie spielen können. Ich garantiere Ihnen dafür."

„Ich kann allein die Verantwortung nicht tragen", erklärte Eigenschein, vorsichtig sich deckend. „Der Hofrat muß damit einverstanden sein."

„Aber ich bitte Sie, was brauchen wir den guten Jubs dazu? Sie sind der Regisseur und haben allein zu entscheiden."

„Dennoch möchte ich Sie bitten, Frau Gräfin, daß der Hofrat die Prinzessin vorher einmal sieht."

„Herrgott, sind Sie umständlich, Eigenschein! Aber wie Sie wollen, mir ist es egal. Ich hätte der Kleinen gern den überflüssigen Besuch bei Jubs erspart, denn daß sie die Rolle spielen wird, darauf können Sie sich verlassen."

„Es ist doch nur eine Formalität", beschwichtigte Eigenschein. „Sie wissen, Frau Gräfin, welchen Wert der Hofrat darauf legt, in künstlerischen Angelegenheiten nicht übergangen zu werden."

„Jetzt hören Sie bloß auf, Eigenschein. Mir wird ganz flau im Magen, wenn ich von euren künstlerischen Angelegenheiten höre."

Der Regisseur lächelte zuvorkommend. „Also schön, wir stellen die Prinzessin dem alten Theaterhasen Jubs vor."

Der Operateur kam aus dem Entwicklungsraum und meldete, daß die Aufnahme gut sei. Die Vermonte ging nach ihrer Garderobe, um sich für die nächste Szene umzukleiden.

*

Mrs. Bakewell war zu Hause und sagte durch das Telephon: „Bitte, kommen Sie nur, Mr. Proctor. Aber es sieht wüst bei mir aus. Ich bin beim Packen."

Proctor kehrte in die Hotelhalle zurück und bat Irina, Diedorff und den Oberst Dongherty, zu Mrs. Bakewell zu kommen. „Haben Sie mich angemeldet?" fragte Irina.

„Nein, Prinzessin. Ich halte es für besser, Mrs. Bakewell zu überraschen."

In dem kleinen Hotelsalon, den sie betraten, standen einige Koffer. Eine Zofe empfing die Gäste und meldete, daß Mrs. Bakewell sofort erscheinen werde. Um das bedrückende Schweigen zu brechen, erkundigte sich Dongherty nach dem Befinden des Pferdes Balmoral. Diedorff antwortete höflich, aber zerstreut. Irina betrachtete die großen Koffer. Proctor fühlte sein Herz klopfen, wenn sein Auge das Gesicht der Prinzessin berührte.

Mrs. Bakewell trat in den Salon und zögerte, als sie die Gesellschaft erblickte. Die Herren erhoben sich und grüßten.

Mrs. Bakewell erkannte Irina und rief entzückt: „Prinzessin Suwarin! Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Ist es Ihnen gelungen, der Hölle zu entfliehen?"

Irina nickte.

Proctor stellte den Grafen Diedorff vor.

„Entschuldigen Sie die Unordnung, wir reisen morgen", bat Mrs. Bakewell und lud ihre Gäste ein, wieder Platz zu nehmen. „Wie geht es Ihrem Vater, Prinzessin?"

Irina antwortete mit einer seltsam trockenen und ermüdeten Stimme: „Mein Vater ist tot, Mrs. Bakewell."

Die Amerikanerin rief bestürzt: „O mein Gott! Wie kam das?"

„Mein Vater wurde kurz nach Ihrem Besuch verhaftet und zum Tode verurteilt."

„Wie entsetzlich!" Sie wendete sich an Proctor: „Erzählte ich Ihnen nicht? Es ist die Hölle."

Proctor betrachtete Irina. Ihre Augen blickten gequält. „Verzeihen Sie, Mrs. Bakewell, wenn ich ohne weitere Überleitung Ihre Aufmerksamkeit für eine realere Frage erbitte. Sie berichteten mir, daß Ihnen Prinz Suwarin zwei wertvolle Diamanten übergeben hatte, die Sie nach Deutschland zu bringen versprachen."

Mrs. Bakewell sagte zu Irina: „Es ist keine leichte Aufgabe gewesen, Prinzessin. Das dürfen Sie mir glauben. Ich habe schlaflose Nächte verbracht."

„Darf ich fragen, Mrs. Bakewell, wo die Steine sind?" erkundigte sich Proctor gleichmütig.

„Ich habe sie auftraggemäß dem Vertrauensmann des Prinzen Suwarin übergeben."

Irina saß entrückt da und lauschte dem Wind, der durch die Segel der finnischen Bark pfiff. „Wer war der Vertrauensmann, Mrs. Bakewell?"

„Ein Graf Wolkonsky."

Irina schrie auf: „Nein! Das ist nicht möglich!"

Mrs. Bakewell blickte ratlos und hilfesuchend um sich.

„Graf Wolkonsky behauptet, die Steine nicht empfangen zu haben", erklärte Diedorff verbindlich.

Mrs. Bakewell starrte Diedorff entsetzt an. Ihr Gesicht war sehr blaß geworden. Sie tastete nach Proctors Hand und stammelte verwirrt: „Was soll das bedeuten, Mr. Proctor?"

„Es bedeutet, daß die Prinzessin Suwarin ihr Vermögen verloren hat. Aber beruhigen Sie sich, Mrs. Bakewell, ich glaube nicht, daß Sie irgendeine Schuld trifft."

Mrs. Bakewell begann plötzlich wie ein kleines Kind zu weinen. Irina stürzte zu ihr hin, kniete nieder und bemühte sich, sie zu trösten. „Es ist ein Mißverständnis, das sich aufklären wird, Mrs. Bakewell. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Sache nicht so ernst."

Die Amerikanerin riß sich zusammen, hob die Kniende auf und fragte verstört: „Was ist geschehen? Ich verstehe es nicht. Erklären Sie mir, bitte."

„Wir wollen versuchen, den Zusammenhang zu finden", sagte Proctor. „Sie haben die Steine dem Grafen Wolkonsky übergeben. An dieser Tatsache zweifelt niemand." Er machte eine Pause und betrachtete prüfend das Gesicht jedes der Anwesenden. „Wie haben Sie sich überzeugt, Mrs. Bakewell, daß der Mann, dem Sie die Steine gegeben haben, Graf Wolkonsky gewesen ist?"

„Graf Wolkonsky legitimierte sich durch Militärpapiere und durch den Brief des Prinzen Suwarin."

Die Blicke Diedorffs und Irinas trafen sich.

„Da aber Graf Wolkonsky behauptet, die Diamanten von Ihnen nicht erhalten zu haben, bestehen zwei Möglichkeiten: Entweder hat sich Ihnen ein Schwindler vorgestellt, oder Graf Wolkonsky lügt."

„Mein Vetter lügt nicht, Mr. Proctor!" rief Irina erregt. „Ich kann unter gar keinen Umständen gestatten, daß irgend jemand an den Worten des Grafen Wolkonsky zweifelt."

„Ich zweifle durchaus nicht, Prinzessin", erwiderte Proctor kleinlaut. Ich habe nur die beiden Möglichkeiten festgestellt, die vorhanden sind."

Graf Diedorff entschloß sich zu reden. „Wenn es Mrs. Bakewell und der Prinzessin erwünscht ist, möchte ich vorschlagen, den Grafen Wolkonsky zu holen und ihn Mrs. Bakewell gegenüberzustellen."

„Bitte, tun Sie das, Graf Diedorff", rief die Amerikanerin. „Sie können mir keinen größeren Dienst erweisen."

Diedorff blickte Irina an.

„Ich habe natürlich nichts dagegen", erklärte die Prinzessin sehr kühl.

Diedorff verneigte sich. „Hoffentlich treffe ich Graf Wolkonsky im Tattersall an."

Proctor bat verbindlich: „Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, nehmen Sie mein Auto, Graf Diedorff."

*

Dimitri Wolkonsky erteilte einem jungen, schwarzhaarigen Mädchen Reitunterricht. Unermüdlich und geduldig gab er Anweisungen, lehrte Hilfen, verbesserte den Sitz. Die junge Dame war sehr bestrebt, ihren Lehrmeister zufriedenzustellen, aber da sie ihre Blicke öfter und länger auf Wolkonsky ruhen ließ als auf dem Gaul, mißlang vieles.

„Die Fußspitzen müssen gegen das Pferd gerichtet sein, gnädiges Fräulein." Sie blickte den Lehrer aus verträumten Augen an und korrigierte die Fußhaltung.

„Traaab!" befahl Wolkonsky.

Graf Diedorff wartete geduldig, bis die Unterrichtsstunde zu Ende war, und ging dann auf Wolkonsky zu, der ihn förmlich begrüßte und seine Mitteilungen ohne Verlegenheit entgegennahm. „Ich kann sofort mit Ihnen fahren, Graf Diedorff, aber ich muß in einer Stunde zurück sein."

„Mrs. Bakewell wird in wenigen Sekunden erkennen, daß sie die Diamanten der Prinzessin nicht Ihnen, sondern einem Schwindler ausgefolgt hat, der mit Ihren Papieren ausgerüstet war."

„Es ist ein großes Unglück für Irina", sagte Dimitri leise.

Während der ganzen Fahrt zum Hotel sprach er kein Wort mehr. Erst als sie den Wagen verlassen hatten und durch die Hotelhalle schritten, machte er eine Bemerkung über seinen unmöglichen Besuchsanzug.

Sie traten in den Salon der Mrs. Bakewell. Diedorff

stellte Wolkonsky den Anwesenden vor. Mrs. Bakewell schrie auf. Ein langer, magerer Herr, ihr Gatte, bemühte sich um sie.

Dimitri verbeugte sich mit hochmütigem Gesicht vor den Fremden. Röte lief über seine Stirn. Dann begrüßte er mit einem Händedruck Irina, die sich erhoben hatte und zu ihm getreten war.

„Kennen Sie diesen Herrn, Mrs. Bakewell?" fragte Irina gelassen und ohne ein geringstes Zeichen von Unruhe.

Mrs. Bakewell richtete sich auf und starrte mit verzweifelnden Augen Dimitri an. „Nein, Prinzessin, ich habe diesen Herrn noch niemals in meinem Leben gesehen."

Um Irinas Mund spielte ein triumphierendes Lächeln. „Dann muß ich auch gar nicht mehr fragen, Mrs. Bakewell, ob Sie meinem Vetter Dimitri Wolkonsky die Diamanten übergeben haben."

„Nein, Prinzessin, diesem Herrn habe ich die Diamanten nicht übergeben."

Irina umarmte Dimitri und rief fröhlich: „Mitja, mein Lieber, wir sind zwar Bettler, aber unsere Ehre ist gerettet.

Oberst Dongherty betrachtete sorgenvoll das verdüsterte Gesicht seines Freundes Proctor.

Mr. Bakewell, der während der Abwesenheit Diedorffs von Proctor instruiert worden war, erklärte steif und ohne Herzensfreundlichkeit: „Falls meine Frau Verschulden trifft, sind wir bereit, Sie für den Verlust zu entschädigen, Prinzessin, soweit es in unserer Möglichkeit liegt."

Irina errötete und sagte sehr bestimmt: „Davon kann keine Rede sein, Mr. Bakewell. Ihre Frau trifft nicht das geringste Verschulden. Mrs. Bakewell hat sich mit aller Sorgfalt des Auftrags entledigt, den sie voll Güte übernommen hatte. Für den Betrug eines Schwindlers ist sie nicht verantwortlich."

„Sie sind sehr freundlich, Prinzessin," erklärte Mrs. Bakewell, „aber ich kann auch nicht den leisesten Verdacht auf mir ruhen lassen. Wir werden unsere Abreise verschieben und versuchen, die Sache aufzuklären."

Irina wehrte sich leidenschaftlich dagegen. „Sie dürfen Ihre Abreise meinetwegen nicht verschieben, Mrs. Bakewell."

Diedorff nahm das Wort: „Die Sache liegt im übrigen ganz klar, meine Herrschaften. Der Schwindler hat sich mit den Papieren, die dem Grafen Wolkonsky geraubt worden sind, legitimiert."

„Außerdem ist der Fall denkbar," sagte unvermutet Oberst Dongherty, „daß der anwesende Herr nicht Graf Wolkonsky ist."

Irina blickte Dimitri an, der sehr bleich geworden war und nach Worten rang. „Komm, Mitja, wir wollen gehen. Vorausgesetzt, daß uns die Herrschaften gehen lassen und nicht als Betrüger verhaften.“ Sie hatte ihn bei der Hand genommen und zog ihn zur Tür.

Er machte sich frei und sagte mit bebender Stimme: „Nein, Irina, du hast unrecht. Dieser Herr, ich habe seinen Namen nicht verstanden, ist berechtigt, zu zweifeln, ob ich Graf Dimitri Wolkonsky bin. Ich bin ja augenblicklich gar nicht in der Lage, mich zu legitimieren. Ich bitte aber zu überlegen, welches Interesse meine Kusine, die von Mrs. Bakewell als Prinzessin Irina Suwarin agnoſziert worden ist, daran haben könnte, mich als Dimitri Wolkonsky auszugeben. Ich kann absolut nicht einsehen, welchen Vorteil wir aus einer solchen Falschmeldung ziehen sollen.“

Oberst Dongherty ging auf Dimitri zu und erklärte kameradschaftlich: „Ich habe unrecht. Verzeihen Sie, Graf Wolkonsky. Ich habe zu viele Detektivgeschichten gelesen.“ Jetzt konnte Irina schon wieder lächeln.

„Was soll nun geschehen?“ fragte Cyrus Proctor.

„Der natürlichste Weg wäre, den Betrug bei der Polizei anzuzeigen“, meinte Diedorff hartnäckig. „Vielleicht ist es möglich, dem Schwindler die Beute abzujagen.“

„An diese Möglichkeit glaube ich nicht, Graf Diedorff“, antwortete Irina.

„Ich denke, daß Graf Wolkonsky seinen Widerstand gegen die polizeiliche Anzeige jetzt aufgeben wird.“

Um Dimitris Mund lief ein Zucken. „Ich bitte, auf mich keine Rücksicht zu nehmen.“

Irina sah Diedorff mit einem festen, großen Blick an. „Ich glaube nicht, daß man mich zwingen kann, die Anzeige zu erstatten. Ich fühle mich nicht geschädigt.“ Sie hob die Stimme. „Im Gegenteil, ich bin beinahe glücklich, daß ich diese dummen Steine nicht bekommen habe.“ Sie erblickte die bestürzten Gesichter des Ehepaares Bakewell, das verwunderte Kopfschütteln des Obersten, das mißtrauische Lächeln Diedorffs, und wendete sich an Proctor. „So helfen Sie mir doch, Mr. Proctor, und gestatten Sie nicht, daß man mich noch länger quält.“

Proctor hielt mit einem Blick Mr. Bakewell vom Reden zurück und antwortete sehr bestimmt: „Ihr Wunsch ist natürlich entscheidend, Prinzessin. Es wird nichts geschehen, was Sie nicht wollen.“

„Danke, Mr. Proctor.“

Dimitri blickte von einem zum andern und fragte hochmütig: „Darf ich jetzt gehen? Ich habe eine Reitstunde zu geben."

„Selbstverständlich, Graf Wolkonsky. Wir wollen Sie nicht länger aufhalten", erwiderte Proctor.

Dimitri machte eine kurze Verbeugung und reichte Irina die Hand. Sie umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen. „Lebe wohl, Mitja, mein Lieber."

Dimitri verließ das Zimmer.

Irina wendete sich an Diedorff: „Ich denke, wir wollen Mrs. Bakewell nicht länger stören."

Diedorff machte eine unschlüssige Bewegung.

Mrs. Bakewell ging rasch auf Irina zu und bat freundschaftlich: „Möchten Sie mir nicht die Möglichkeit geben, Prinzessin, mit Ihnen einige Worte unter vier Augen zu wechseln?"

Irina stimmte ohne Freude zu und folgte Mrs. Bakewell in das anstoßende Zimmer.

*

Die vier Herren blieben zurück und schwiegen. Cyrus Proctor stand am Fenster, während Mr. Bakewell nervös auf und ab ging.

Graf Diedorff sah voll Unruhe die Zeit ablaufen und entschloß sich, zu reden: „Meine Herren, ich glaube nicht, daß wir uns mit dem Verzicht der Prinzessin begnügen dürfen. Die Prinzessin ist siebzehn Jahre alt. Die Prinzessin ist sich ihres Schicksals nicht bewußt."

„Was soll man tun?" fragte Proctor.

„Wir müssen, auch gegen den Willen der Prinzessin, versuchen, die Steine herbeizuschaffen."

„Haben Sie irgendeinen Verdacht?" fragte Bakewell.

„Verdacht, nein, nur kann ich mich von einem gewissen Mißtrauen gegen den Grafen Wolkonsky nicht befreien. Der Raub seiner Papiere ist mir zu romantisch. Daß er sich weigert, seine gegenwärtige Wohnungsadresse mitzuteilen, ist bedenklich. Daß er die Prinzessin bestimmt, von einer Anzeige abzusehen, nur um sich einige Unbequemlichkeiten zu ersparen, ist mir unverständlich. Aber vielleicht kann ich die psychische Verfassung eines russischen Edelmannes im Exil nicht begreifen."

„Was Sie sagen, ist durchaus richtig", erklärte Proctor. „Ich kann nur nicht einsehen, welchen Zusammenhang Sie

zwischen dem Grafen Wolkonsky und den herausgelockten Steinen konstruieren wollen."

„Es wäre doch möglich, daß Wolkonsky im Einverständnis mit einem Freund arbeitete und durch ihn die Steine abholen ließ."

„Nein! Nein! Das glaube ich nicht", ereiferte sich Oberst Dongherty. „Sie gehen zu weit, Graf Diedorff. Dieser Mann ist kein raffinierter Betrüger. Vielleicht hat er etwas zu verbergen, was schwerer wiegt als die unterlassene Anmeldung bei der Polizei, das will ich zugeben. Aber vielleicht hat auch die Prinzessin etwas zu verbergen."

„Diesen Verdacht kann ich nicht zugeben, Oberst Dongherty", erklärte Proctor energisch. Auch Diedorff protestierte heftig dagegen. Mr. Bakewell nahm seinen Spaziergang wieder auf.

„Was soll man tun, da die Prinzessin die Anzeige bei der Polizei nicht gestattet?" fragte Proctor noch einmal den Grafen Diedorff.

„Man müßte zumindest den Grafen Wolkonsky, der Stallmeister im Tattersaal ist, und den andern Grafen Wolkonsky, der in der Seydelstraße wohnt, beobachten lassen. Es gibt sehr tüchtige Kriminalkommissare, die nicht mehr im Amt sind und solche Aufgaben aufs beste zu lösen vermögen."

„Das ist ein guter Weg", stimmte Proctor zu. „Wollen Sie das Nötige veranlassen?"

„Gern, aber" — er sagte es ohne Verlegenheit, „ich bin ein armer Mann und kann die Kosten einer solchen Beobachtung nicht tragen."

Oberst Dongherty sah den Grafen voll Respekt an.

„Es ist selbstverständlich, daß ich die Kosten trage", erwiderte Proctor behutsam. „Haben Sie nur die Freundlichkeit, einen tüchtigen Mann zu mir zu schicken."

Diedorff verbeugte sich.

*

Mrs. Bakewell kämpfte vergebens gegen den Starrsin der Prinzessin, die unter keiner Bedingung die angebotene Hilfe annehmen wollte. „Ich weiß nicht, Prinzessin, ob ich Schuld trage, daß Sie Ihr Vermögen verloren haben, vielleicht hätte ich noch sorgsamer und vorsichtiger handeln müssen, aber bedenken Sie, wie sehr ich unter dem Gedanken leide, Sie, von allen Mitteln entblößt, in einer fremden Stadt zu wissen."

„Zwingen Sie mich nicht, ein Almosen anzunehmen."

„Es ist kein Almosen, Prinzessin. Es ist eine lächerlich geringe Entschädigung für Ihren großen Verlust. Es ist ein Darlehen, das Sie mir zurückzahlen werden."

„Ich danke Ihnen von Herzen, Mrs. Bakewell, aber ich bedarf keines Darlehens."

Mit flehenden Augen hielt Mrs. Bakewell ihr ein Bündel von Dollarnoten entgegen.

Irina geriet in maßlosen Zorn. „Wenn ich dieses Geld unbedingt nehmen muß, stürze ich mich im nächsten Augenblick hier zum Fenster hinaus. Ich schwöre es."

Die Amerikanerin starrte sie verständnislos an.

„Bestehen Sie noch darauf, daß ich Ihr Geld nehme?"

Mrs. Bakewell hatte sich gefaßt, warf das Notenbündel auf den Tisch und antwortete kühl: „Ich möchte nicht Ihren Tod verschulden. Verzeihen Sie die Mißverständnisse, Prinzessin."

Im selben Ton wie früher Dimitri fragte die Prinzessin: „Darf ich jetzt gehen?"

Mrs. Bakewell, aufs tiefste in ihrem gütigen und hilfsbereiten Herzen verletzt, ging schweigend mit Irina nach dem Salon zurück.

Cyrus Proctor erkannte sofort, als die beiden Damen eintraten, daß sein Plan, der Prinzessin zu helfen, gescheitert war. Ratlose Bitterkeit zuckte um seinen Mund.

Mit einem krampfhaft liebenswürdigen Lächeln sagte Irina zu Diedorff: „Wir wollen jetzt gehen."

Er nickte zustimmend und verbeugte sich vor dem Ehepaar Bakewell.

Die Prinzessin fand noch die Kraft, zu sagen: „Ich wünsche Ihnen eine gute Überfahrt, Mrs. Bakewell. Und verzeihen Sie alle Unannehmlichkeiten, die ich, ohne es zu wollen, Ihnen bereitet habe." Dann ging sie aufrecht aus dem Zimmer, gefolgt von Diedorff, Proctor und dem Obersten.

Aber als sie durch den langen Hotelkorridor schritten, machte Irina plötzlich halt, lehnte den Kopf an die Wand und mußte hemmungslos weinen. Die drei Männer standen in tiefster Bestürzung da und wußten nicht, was sie tun und wohin sie blicken sollten. Irina riß sich zusammen und sagte schüchtern: „Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren. Die Nerven lassen einen im Stich. Haben Sie Nachsicht."

Sie gingen schweigend und langsam die Treppe hinab.

Als sie aus dem Hotel traten, deutete Proctor auf das

Auto, das als Geschenk für die zukünftige Mrs. Proctor gekauft worden war, und fragte bescheiden: „Darf ich Sie bitten, den Wagen für die Heimfahrt zu benützen?"

„Danke, Mr. Proctor. Ich möchte jetzt gern zu Fuß gehen. Ich möchte jetzt schrecklich weit und lange zu Fuß gehen." Sie reichte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, Mr. Proctor. Bleiben Sie mein Freund. Wollen Sie?"

Wie zuckte Cyrus Proctors Hand!

Oberst Dongherty und Proctor sahen den beiden nach, bis sie in einer Menschenwelle verschwanden.

Dann sagte der Oberst: „Sie haben nicht zu viel erzählt, lieber Cyrus. Ein prachtvolles Menschenkind! Man kann schon den Kopf verlieren. Ich begreife es. Aber ein wenig wunderlich und schwierig ist die junge Dame. Und die dumme, altmodische Diamantengeschichte stört mich ebenfalls."

Proctor blickte unwillig fragend seinen Freund an. „Man trägt heute gestohlene Diamanten nicht mehr. Verzeihen Sie, lieber Cyrus, das war nicht als Scherz gedacht. Ich wollte sagen: Gestohlene Diamanten wirken lächerlich. Ich liebe ja diese barbarisch glitzernden Steine überhaupt nicht. Ein Spielzeug für Nigger und Papuas. Ist es nicht so? Aber gestohlene Glitzersteine sind mir ganz besonders widerwärtig."

Cyrus Proctor starrte immer noch nach der Richtung, in der Irina davongegangen war. Oberst Dongherty nahm freundschaftlich den Arm Proctors. „Kommen Sie, lieber Cyrus, nun wollen wir vernünftig frühstücken."

VI.

„Nein, ich verstehe Sie nicht, liebe Irina," sagte Tina Vermonte während der Fahrt zum Atelier. „Ich glaube, Sie wissen nicht, wer Cyrus Proctor ist."

„Doch, Frau Vermonte. Er ist einer der reichsten Männer im reichsten Land der Welt. Dieses Land ist so reich, daß es die Öfen mit Getreide heizt, während bei uns in Rußland Millionen verhungern."

„Ach Gott, liebes Kind, sprechen Sie keine Leitartikel! Wird irgend etwas anders oder besser, wenn Sie Proctor nicht heiraten?"

Irina schwieg.

Die Vermonte überlegte. „Lieben Sie einen andern? Vielleicht Ihren Vetter?"

„Nein", antwortete Irina und lächelte.

„Dann verstehe ich Sie nicht", rief die Vermonte in komischer Verzweiflung. „Sie sind zwar sehr jung, aber durchaus nicht dumm. Und dennoch fahren Sie jetzt mit mir, um sich dem lächerlichen Hofrat Jubs vorstellen zu lassen, statt als Frau Proctor auf dieses ganze elende Menschengesindel hinunterzuspucken."

Irinas Brauen zogen sich zusammen. „Das macht einem Russen wenig Freude, Frau Vermonte. Glauben Sie mir. Ein Russe kann einen Menschen erschlagen, aber anspucken, das kann er nicht."

„Ihr Russen seid noch romantischer als die Deutschen", seufzte Tina. „Und ich hasse nichts so sehr wie Romantik. Spüren Sie nicht, wie verlogen dieses romantische Getue ist?"

„Es ist vielleicht nur menschlich, Frau Vermonte."

Die Gräfin Diedorff gab den Kampf auf.

„Da sind wir schon. Kommen Sie und machen Sie dem Hofrat Jubs ein bißchen den Hof, damit er Sie engagiere. Erzählen Sie ihm von höfischen Festen, da wird er wehrlos. Er ist der geborene Zeremonienmeister."

Als sie das Vorzimmer des hofrätlichen Bureaus betraten, meldete die Sekretärin, daß der Herr Hofrat im Vorführungsraum sei und sich einen Film ansehe.

„Schön. Ich bin in meiner Garderobe, Fräulein. Wenn der Hofrat zurückkommt, rufen Sie mich, bitte."

„Sehr wohl, Frau Gräfin."

Sie verließen das Vorzimmer und gingen durch einen langen Korridor zum Atelier. „Wir wollen sehen, ob Eigenschein hier ist."

Dröhnende Hammerschläge, Kreischen der Sägen, Schwirren der Ventilatoren, Rufe der Arbeiter stürzten ihnen aus der hohen Glashalle entgegen. Irina blickte verwundert in den Lärm.

„Dort ist Eigenschein", schrie Tina, die den Regisseur entdeckt hatte. Er stand in einer Ecke und sprach mit dem Architekten Görcke. Eigenschein begrüßte die Damen mit großer Ehrerbietung und stellte den Architekten der Prinzessin vor.

Die Vermonte deutete auf den Bau und fragte: „Bauen Sie schon für unsern neuen Film?"

„Natürlich, Frau Gräfin. Wir wollen Montag mit den Aufnahmen beginnen."

„Das sagen Sie so in aller Ruhe. Ich glaube nicht, daß ich bis Montag meine neuen Toiletten bekommen kann."

„Doch, Frau Gräfin. Es wird schon gehen."

„Womit beginnen Sie?"

„Mit dem Foyer der Großen Oper." Er deutete auf den Bau.

„Da spielt ja auch die Prinzessin mit."

Eigenschein nickte zögernd und unbestimmt.

„Hoffentlich quatscht der Hofrat nicht zu lange, denn wir müssen dann sofort zur Lebius fahren wegen eines Abendkleidchens für die Prinzessin."

In diesem Augenblick sah Irina Kipman herankommen und fühlte deutlich Freude in ihrem Herzen. Er grüßte und blieb etwas abseits stehen. Die Prinzessin lächelte ihm zu. Sein Blick begegnete eine Sekunde lang dem ihren und glitt wieder ab.

Die Vermonte lobte den Bau des Architekten. Eigenschein wendete sich fragend an Kipman.

„Wir bekommen die gewünschten Teppiche, Herr Eigenschein."

Die Vermonte entfernte sich mit Görcke, der ihr ein Detail des Treppenaufgangs zeigen wollte.

Eine Glocke schrillte. Kipman lief zur Telephonzelle und kam mit der Meldung zurück, daß Herr Eigenschein verlangt werde.

Als sich der Regisseur entfernte, sagte Irina hastig auf russisch: „Ich möchte Ihnen das Geld zurückgeben, Andreij Ismailowitsch, aber ich habe es nicht bei mir."

Er wurde sehr verwirrt, weil sie sich seinen Namen gemerkt hatte. „Es eilt nicht, Prinzessin."

Sie sagte zögernd und mit behindertem Atem: „Ich möchte auch gern mit Ihnen sprechen, Andreij Ismailowitsch."

Er machte eine unschlüssige Bewegung.

„Wollen Sie mich nicht besuchen? Ich wohne bei Frau Vermonte."

„Das geht nicht, Prinzessin."

„Aber ich muß doch mit Ihnen sprechen, Andreij Ismailowitsch."

Er sah sie ratlos an. Sie fühlte eine zitternde Schwäche, als der Blick seiner strahlenden blauen Augen sie berührte. Da kam die Vermonte mit dem Architekten zurück.

Die stolze Sekretärin hatte sich persönlich in das Atelier bemüht und meldete, daß der Hofrat die Damen zu empfangen bereit sei. Tina dankte für die Freundlichkeit der Sekretärin und wartete nur auf Eigenschein, der endlich die Telephonzelle verließ.

Hofrat Jubs, ein sorgfältig gekleideter, älterer Herr, dem

die Magerkeit seiner Gestalt und die vornehm näselnde Sprechweise einen feudalen Anstrich gaben, empfing die Damen in den ehrfurchtsvollen Formen, die ihrem Rang entsprachen. Er küßte der Gräfin sanft die Hand und machte vor Irina, nachdem sie ihm vorgestellt worden war, eine knicksartige Verbeugung, die an die besten Traditionen vergangener Fürstenherrlichkeiten erinnerte. Er lud die Damen und auch Herrn Eigenschein sehr festlich ein, Platz zu nehmen, ließ sich dann in seinem Klubsessel nieder, breitete ein devotes Lächeln über sein allerweltgefälliges Gesicht und betrachtete ein wenig befangen die Prinzessin.

Es entstand eine Pause, die durch nichts begründet war und Tina Vermonte zum Lachen reizte. Eigenschein saß steif und geistesabwesend da.

„Ah. Ja. Ich freue mich sehr, ich freue mich aufrichtig, Durchlaucht, daß Sie die Rolle der — die Rolle der Dingsda in dem Film spielen wollen. Ja. Ah. Kennen Sie vielleicht die Fürstin Dolgo — Dolgoruki, Durchlaucht?"

„Jawohl, Herr Hofrat. Wir sind sogar ein wenig verwandt mit den Dolgorukis."

Jubs war außer sich vor Freude. „Was Sie nicht sagen, Durchlaucht! Ich bin wahrhaftig entzückt. Meine schönsten Erinnerungen erwachen. Die Fürstin Dolgoruki hatte nämlich einmal meine gnädigste Frau Großherzogin besucht. Das sind jetzt neun Jahre her. Nein, zehn. Zehn Jahre sind es her. Ich führte zu Ehren der russischen Gäste die Oper ‚Zar und Zimmermann' auf. Eine gute Idee, nicht wahr?"

Irina nickte bereitwillig, obwohl sie die Oper nicht kannte.

„Ah. Ja. Ein alter Theaterhase wie ich läßt seiner nicht spotten. Es war eine glanzvolle Vorstellung. Jean Poliska sang den Zaren. Der berühmte Jean Poliska. Eine herrliche Stimme hatte der Mann. Eine unvergleichliche Stimme. Leider trank er zu viel. Die meisten Baritonisten trinken zu viel. Und die Wagnersängerinnen werden zu dick." Er kicherte schadenfroh in sich hinein. „Unsere Isolde wog gut und gern zwei Zentner. Stellen Sie sich vor, zwei Zentner!"

Die Vermonte, gemütsroh, machte einen Strich durch die Opernerinnerungen. „Welche Gage bewilligen Sie der Prinzessin, Herr Hofrat?"

Jubs kehrte in die Gegenwart zurück und sah hilfesuchend nach Eigenschein. „Ich denke, fünfzehnhundert Mark für den Aufnahmetag", meinte der Regisseur unschlüssig.

Der Hofrat verzog den Mund und rief großzügig: „Ah. Ja.

Das ist wohl ein bißchen zu knapp, lieber Eigenschein. Äh. Ja. Sagen wir, zweitausend Mark. Noblesse oblige."

Irina war so verblüfft, daß sie kein Wort hervorbrachte. „Sie sind ein Kavalier, Herr Hofrat", lobte die Vermonte. „Die notwendigen Toiletten liefert natürlich die Firma?"

„Das ist selbstverständlich, Frau Gräfin."

Tina erhob sich und reichte gnädig ihre Hand dem Hofrat, der sie behutsam an seine Lippen zog. Dann wiederholte er seine knicksartige Verbeugung vor Irina, sagte: „Es war mir eine große Freude, Durchlaucht", und geleitete die Damen im zeremoniellen Hahnenschritt zur Tür.

Als sie wieder auf dem Korridor standen, lehnte sich die Vermonte, von Lachen geschüttelt, an die Wand und rief: „Kinder! Kinder! Was für eine Affenkomödie!"

Regisseur Eigenschein sah sich ängstlich um.

*

Wladimir Mniewski hatte versucht, Frau Muskalla zu bestimmen, daß sie ihren Zigarrenladen verkaufe und aus dem Erlös die Kosten der Reise nach dem Ausland bestreite, wo Reichtum sie beide erwartete. Frau Emma war sofort bereit, denn sie liebte aufs heftigste diesen vornehmen, blassen Herrn, der in allen Dingen den seligen Muskalla weitaus übertraf.

Aber als sich herausstellte, daß Zigarrenläden in Neukölln augenblicklich nicht gefragt wurden und daß der im besten Fall zu erzielende Verkaufspreis kaum ausreichen würde, um die Fahrt einer Person zu bezahlen, gab Mniewski seinen Plan auf, da er nicht daran dachte, sich unter solchen Umständen mit diesem Stück Weib zu belasten. Er verständigte natürlich Frau Muskalla nicht von seiner geänderten Gesinnung, sondern hielt sie nur von übereilten Verkäufen zurück und schlug vor, bessere Gelegenheiten in aller Ruhe abzuwarten.

Mniewski, der deutlich spürte, wie sich um seinen Hals eine Schlinge legte, die jeden Tag zugezogen werden konnte, mußte nun daran denken, sich um jeden Preis Geld zu verschaffen, auch wenn er gezwungen war, einen Teil seines Reichtums zu opfern. Er sah keinen anderen Ausweg mehr. So kam er, an diesem regenverhängten Oktobertag, mit zögernden und vorsichtigen Schritten in das Viertel beim Schönhauser Tor und suchte den alten Gutmacher auf, dessen Adresse ihm aus früheren Zeiten bekannt war.

Der Laden des Herrn Gutmacher bestand aus einer fensterlosen Kammer, die von einer Gasflamme beleuchtet wurde. Die Einrichtung verzichtete auf moderne Bureau-Bequemlichkeiten und begnügte sich mit einem rohen Holztisch, einer Bank, einem Sessel. In der Ecke stand allerdings eine kleine eiserne Kasse.

Mniewski trat in das Haus, drängte sich durch schreiende Kinder, die den Flur füllten, tappte den Gang zu Ende, bis er eine Tür entdeckte, die in verwischten und verschmierten Buchstaben den Namen Gutmacher trug, klopfte an und versuchte zu öffnen. Die Tür war geschlossen. Er pochte ein zweites Mal und spähte ängstlich durch den langen, schlauchartigen Korridor zum Hauseingang, der wie ein Schiffsbullauge wirkte. Dann näherten sich schwere Schritte. Ein Riegel wurde zurückgeschoben. Die Tür öffnete sich. Ein riesenhaft großer und starker Mann wurde sichtbar. „Kann ich mit Herrn Gutmacher sprechen?" fragte Mniewski auf russisch.

„Was wollen Sie von ihm?"

„Ein Geschäft."

Gutmacher hob den Arm des Riesen und betrachtete durch dieses Guckloch das Gesicht des Fremden. Dann sagte er: „Laß ihn herein, Borik!"

Der Riese gab die Tür frei und ließ Mniewski eintreten. „Womit kann ich dienen?" fragte Gutmacher kaufmännisch verbindlich.

„Ich möchte mit Ihnen allein sprechen."

„Mein Freund Borik braucht Sie nicht zu genieren. Er macht Ihnen nix. Ein gutmütiger Mensch. Früher ist er der Schlächtermeister von Turobin gewesen. Jetzt hilft er mir. Ein braver Mensch."

„Dennoch möchte ich gern mit Ihnen allein sprechen."

Gutmacher prüfte sein Gesicht, das ihm nicht gefiel. „Sie können ruhig vor Borik reden. Er ist stumm wie das Grab."

Ein drittes Mal wiederholte Mniewski: „Ich möchte mit Ihnen allein sprechen."

„Stehlen können Sie bei mir nix. In der Kasse ist kein Geld drin. Ich hab' fünfzig Mark bei mir." Er holte eine abgerissene Ledertasche hervor und zeigte sie. „Daß ich nicht lüg', ich hab' fünfundfünfzig Mark."

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich will Sie weder bestehlen noch erschlagen. Da haben Sie meinen Revolver. Jetzt können Sie mich umbringen."

Gutmacher betrachtete voll Mißtrauen die Waffe und befahl:

„Borik, nimm das Schießgewehr!" Der Turobiner Schlächter übernahm den Revolver.

„Haben Sie noch Furcht vor mir?"

„Ein kluger Mensch fürcht' sich immer." Dann wandte er sich zu dem Riesen und sagte: „Borik, geh' in die Küche!"

Der Schlächter öffnete eine kleine Seitentür und verschwand. Gutmacher blickte ihm nach. Dann fragte er: „Also was is?"

„Wollen Sie mir einen Brillanten belehnen?"

Gutmacher zuckte unwillig mit den Achseln. „Warum belehnen? Ich bin kein Leihhaus. Wenn der Stein gut ist, werde ich ihn kaufen."

„Ich glaube nicht, daß Sie den Stein kaufen werden", erwiderte Mniewski mit überlegenem Gesicht und holte aus der Westentasche ein zusammengeknülltes Seidenpapier, aus dem er den Brillanten herausschälte.

Gutmacher lächelte sehr schlau, als er den Stein erblickte. „Das soll echt sein?" — „Bitte, untersuchen Sie den Stein."

Gutmachers Lächeln verschwand sehr bald und wich einem mißtrauisch angespannten Gesichtsausdruck. Er gab den Stein, der seine Finger zu verbrennen schien, scheu zurück und erklärte: „Sie haben recht, den Stein kann ich nicht kaufen."

„Das habe ich Ihnen vorausgesagt. In Berlin kann man so einen Stein nicht verkaufen. Aber wollen Sie mir nicht ein wenig Geld darauf leihen?"

„Ich könnt' Sie fragen, woher Sie den Stein haben, aber Sie werden mir doch nicht die Wahrheit sagen."

„Ich werde Ihnen gewiß die Wahrheit sagen. Der Stein ist alter Familienbesitz, den ich aus Rußland gerettet habe."

„Familienbesitz paßt immer. Es fragt sich nur, welche Familie den Stein besessen hat."

„Meine Familie."

Gutmacher schob die Unterlippe vor und wackelte mit dem Kopf. „Lieber Herr, halten Sie mich nicht für so dumm. Wenn die Sache so ganz gesund wär', möchten Sie nicht zum alten Gutmacher kommen, sondern zu einem Juwelier Unter den Linden gehen."

„Ich habe bestimmte Gründe, dies nicht zu tun."

„Nu ja, das sag' ich doch."

„Es sind politische Gründe. Über den Besitz des Steins kann ich mich ausweisen. Ich bin Graf Wolkonsky."

„Warum nicht?"

Mniewski griff in die Brusttasche. „Hier sind meine Ausweispapiere."

Gutmacher winkte mit skeptischem Lächeln ab. „Strengen Sie sich nicht an, Herr Graf. Papiere sind gut für die Beamten, aber nicht für den alten Gutmacher."

Der Turobiner Schlächter, beunruhigt durch das entstehende Schweigen, steckte den Kopf zur Tür herein.

„Es ist nichts, Borik! Wir klären nur." Borik zog sich wieder zurück.

„Ich brauche Reisegeld. Ich will den Stein in Amsterdam verkaufen."

„Amsterdam ist nicht der Platz für so große Steine. Aber wie wollen Sie gleichzeitig den Stein in Amsterdam verkaufen und hier belehnen?"

„Ich habe zwei gleiche Steine."

„Ach so." Gutmacher verbarg seine Hochachtung nicht. „Und wie stellen Sie sich das Geschäft vor, Herr Graf?"

„Sie leihen mir, sagen wir, dreißigtausend Mark und behalten den Stein als Pfand. Sobald ich den andern Stein in Amsterdam verkauft habe, bezahle ich Ihnen hunderttausend Mark und die Reise."

„Was für Reise?"

„Nach Amsterdam. Sie bringen mir den Stein nach Amsterdam."

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß Amsterdam nicht mehr der Platz für solche Steine ist. Sie müssen nach Antwerpen fahren oder noch besser nach Paris."

„Das ist mir egal."

„Dann fahren Sie nach Paris. Ich werde Ihnen eine Adresse geben." Er holte aus der Ledertasche eine zerdrückte Visitenkarte und begann zu buchstabieren. „Armand Lévy. Schreiben Sie sich's auf. Paris. Café Dumont. Rue Lafayette. Ein hochanständiger Mensch. Er wird Sie nicht betrügen. Er ist aus Narowl. Ich kenne ihn seit dreißig Jahren. Er ist sogar verwandt mit mir. Ein Gliedcousin."

Mniewski hatte die Adresse notiert. „Danke. Ich werde zu Herrn Lévy gehen. Und jetzt geben Sie mir das Geld."

Gutmacher lachte gemütlich. „Spaß! Haben Sie's eilig! Glauben Sie, ich trag' dreißigtausend Mark bei mir herum? Oder ich hab' sie da in der Kasse liegen? Sie werden sich schon ein bissele geduldeн müssen."

Mniewski machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

„Ich will sehen, ob ich das Geld bis morgen zusammenkratzen kann."

„Bis morgen?" Er blickte den alten Gutmacher mit miß-

trauischen Augen an, die in die letzte Tiefe zu dringen versuchten.

„Haben Sie keine Angst. Ich bin ein ehrlicher Mann. Bei mir gibt's keine Falle. Ich lauf' nicht zur Polezei."

„Ich habe die Polizei nicht zu fürchten", erwiderte Mniewski hochmütig und selbstsicher.

Gutmacher winkte ab. „Ttt! Reden wir nicht so viel von der Polezei."

„Also morgen, um dieselbe Stunde?"

„Ich werde da sein. Sehen Sie zu, daß Sie auch da sein können. Borik!"

Der Turobiner Schlächtermeister erschien.

„Gib dem Herrn das Schießgewehr zurück."

Mniewski steckte den Revolver ein, grüßte und verließ die Kammer. Gutmacher blickte ihm nachdenklich nach und sagte, als wollte er sich selber zur größten Vorsicht ermahnen: „A Polischer!"

Borik, der Schlächter, erklärte verächtlich und warnend: „In Polen is nix zu holen."

*

Irina hatte großen Erfolg im Haus Lebius. Alle Direktricen waren von dieser wunderschönen, jungen Prinzessin entzückt, die so bescheiden und freundlich war und keine Launen zeigte. Sogar Madame Lebius, die sich den Luxus leistete, inmitten der letzten Schreie ihrer Schöpfungen ein unansehnliches, altmodisches Kleid zu tragen, bemühte sich persönlich um die Prinzessin und geruhte, Vorschläge zu machen.

Die Vermonte, die sich schon zu Hause einen Auszug aus dem Manuskript gemacht hatte, bestellte die für den Film notwendigen Kleider: ein Abend-, ein Nachmittags-, ein Tanzkleid, ein Pelzkostüm, ein Schneiderkleid. Dann wählte sie Wäsche, Strümpfe, Hüte aus.

Plötzlich erwachte Irina, die während der ganzen Zeit an das nicht zu Ende geführte Gespräch mit Kipman gedacht hatte, und flüsterte entsetzt: „Das ist doch unmöglich, Frau Vermonte! Was machen Sie?"

„Haben Sie keine Sorge, liebes Kind. Ich werde Ihnen später alles erklären."

Irina konnte jetzt nichts erwidern, aber sie behauptete, sehr müde zu sein, und lehnte es ab, noch mehr Hüte zu versuchen. Die Vermonte merkte den Widerstand, vereinbarte mit Madame

Lebius Tag und Stunde der Anprobe und verließ mit Irina, geleitet von allen Damen, den Salon.

Als sie im Wagen saßen, fragte Irina erregt: „Warum haben Sie diesen ganzen Plunder für mich bestellt, Frau Vermonte?"

Tina lächelte. „Ich habe nur das Allernotwendigste für Sie bestellt, liebes Kind. Sie besitzen kein Kleid, keinen Pelz, keine Wäsche."

„Aber ich kann doch das niemals bezahlen!"

„Doch. Sie überschätzen die Sache. Der größere Teil geht auf Rechnung der Firma. Verlassen Sie sich auf mich. Den kleinen Rest werden Sie selber leicht bezahlen können. Sie bekommen ja zweitausend Mark pro Tag. Ich denke, daß Sie zwanzig Tage zu tun haben werden. Außerdem macht uns die Lebius sehr billige Reklamepreise."

Irina schüttelte den Kopf, denn sie begriff die Rechnung nicht, und sagte traurig: „Mich macht dieser Luxus sehr unglücklich."

Die Vermonte küßte sie auf die Wange und rief: „Was für ein Kind sind Sie, Irina! Sie sind nicht siebzehn, sondern elf Jahre alt!"

Als sie nach Hause kamen, erblickten sie Proctors Auto, das vor der Villa hielt. „Der Bräutigam wartet schon", sagte Tina lächelnd. „Ich bin sehr neugierig, ihn kennen zu lernen."

Irina preßte die Lippen zusammen und stieg schweigend aus dem Wagen.

Diedorff und Proctor saßen sich in langsam versickerndem Gespräch gegenüber. Proctor war vor einer halben Stunde gekommen und hatte um die Erlaubnis gebeten, mit der Prinzessin zu sprechen. Diedorff, sehr zurückhaltend und förmlich, hatte den Besucher eingeladen, Irinas Rückkehr zu erwarten. Dann waren von beiden Seiten belanglos höfliche Worte gewechselt worden, bis Proctor sich erkundigt hatte, warum Graf Diedorff nicht, wie es verabredet worden war, den Kriminalkommissar zu ihm geschickt habe.

„Ich habe es mir überlegt, Mr. Proctor. Es ist ein undankbares Amt, sich fremder Angelegenheiten anzunehmen. Ich möchte auch nicht zudringlich sein. Wenn es der ausdrückliche Wunsch der Prinzessin ist, daß dieser geheimnisvollen Diamantengeschichte nicht nachgegangen werde, so muß ich als Unbeteiligter mich damit begnügen."

„Vor wenigen Tagen sind Sie anderer Meinung gewesen, Graf Diedorff."

„Ja. Ich bildete mir ein, daß man die Prinzessin um ihr Vermögen bestehle."

„Und jetzt glauben Sie es nicht mehr?"

„Ich weiß es nicht. Ich sehe nur, daß die Prinzessin ihren Verlust mit lächelnder Ruhe hinnimmt. Da erscheint mein Eifer ein wenig lächerlich." Gereizt hatte er hinzugefügt: „Übrigens hätten Sie ja selber einen Kommissar beauftragen können."

„Das habe ich getan, Graf Diedorff."

„Sie sind zu diesem Schritt weit mehr berechtigt als ich, will mir scheinen."

Dann hatte Proctor das Gespräch in friedliche Bahnen gelenkt und war bemüht gewesen, keine längere Pause entstehen zu lassen. Er litt sehr unter dem Zwang dieser Unterhaltung und fühlte sich befreit, als er Irina und die Vermonte in den Salon treten sah.

Diedorff stellte seine Frau vor, deren liebenswürdige Art auf Proctor guten Eindruck machte. Irinas Gesicht war ernst und abweisend gewesen, aber als sie in Proctors Augen blickte, die in zurückgedämmter Liebe an ihr hingen, wurde sie duldsamer, denn sie fühlte, daß dieser Mann ein Freund war.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, Mr. Proctor", plauderte die Vermonte. „Ich trage weniger Schuld als Sie vielleicht annehmen. Ich habe mich vergeblich bemüht, Irina den Weg zum Film auszureden. Aber was wollen Sie? Alle jungen Mädchen erblicken ihr Ideal in Sebständigkeit."

„Ich hatte immer noch gehofft, daß der Plan, zu filmen, nur eine Laune der Prinzessin bleiben würde."

„Ich bin bereits engagiert", erklärte Irina ohne Freude.

„Es tut mir sehr leid, Prinzessin."

„Trösten Sie sich, Mr. Proctor. Nach diesem einen Film wird Irina genug von Freiheit und Selbständigkeit haben."

Proctor versank in Nachdenklichkeit. Dann wendete er sich an Irina: „Darf ich eine Bitte aussprechen, Prinzessin?" Irina nickte.

„Wenn es schon durchaus sein muß, daß Sie filmen, wählen Sie einen Decknamen. Der Gedanke, daß der Name Irina Suwarin auf Plakaten und in Zeitungsanzeigen erscheint, ist sehr peinlich."

„Das ist doch selbstverständlich", erklärte die Vermonte eifrig. „Irina wird irgendeinen wohlklingenden Filmnamen wählen."

Diedorff fühlte sich durch dieses Gespräch gedemütigt, stand auf und machte eine kurze Verbeugung vor dem Gast. „Ich bitte um die Erlaubnis, mich jetzt entfernen zu dürfen, Mr. Proctor. Ich habe zu tun."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange zurückgehalten habe, Graf Diedorff."

Eine kleine Pause entstand, nachdem der Hausherr den Salon verlassen hatte. Die Vermonte begann, von dem Besuch bei Hofrat Jubis zu erzählen, aber Proctor schien die Fröhlichkeit dieser Szene nicht zu begreifen. „Ist es nicht niederdrückend, von solchen Schwachköpfen abhängig zu sein?"

„Lieber Mr. Proctor, die Menschen sind Gauner oder Dummköpfe. Wenn ich die Wahl habe, ziehe ich immer noch harmlose Dummköpfe vor."

„Wieviel Zeit wird die Herstellung des Films verlangen?"

„Vier bis fünf Wochen, denke ich."

Proctor runzelte die Stirn. „Das ist sehr lange. Ich hatte gedacht, früher heimfahren zu können."

Irina sagte gereizt: „Ich wüßte nicht, was Sie daran hindern könnte, Mr. Proctor."

Er blickte sie an und schwieg. Ein Diener trat ein und meldete, daß Herr Regisseur Eigenschein am Telephon sei und mit der Frau Gräfin zu sprechen wünsche. Die Vermonte entschuldigte sich und ging aus dem Salon.

„Es hat wohl keinen Zweck", sagte Proctor hastig, „Sie zu bitten, auf Ihren Plan zu verzichten, Prinzessin, obwohl ich Ihnen gern Enttäuschungen erspart hätte."

Sein Ton ergriff sie und rührte an ihr Herz. Sprach er nicht die Wahrheit? Waren nicht schon die Vorstellung bei dem Hofrat und der Besuch im Hause Lebius demütigend gewesen? Warum zögerte sie, die Hand dieses Mannes zu nehmen und mit ihm über das Meer zu gehen? Worauf wartete sie? Was hielt sie hier zurück?

„Aber eine bescheidene Bitte werden Sie mir erfüllen, Prinzessin." Er holte einen Notizblock und eine Füllfeder hervor. „Haben Sie die Freundlichkeit, hier Ihren Namen aufzuschreiben."

Sie blickte ihn mißtrauisch an.

Sie können es ohne Sorge tun, Prinzessin."

Sie unterschrieb.

„Ich danke, Prinzessin."

Er versorgte den Notizblock und überreichte Irina ein zierliches Scheckbuch, das in einem Ledertäschchen steckte. „Darf ich Sie bitten, dieses Scheckbuch in Verwahrung zu nehmen, Prinzessin?"

„Was soll ich damit?"

„Es könnte der Fall eintreten, daß Sie irgend einmal Geld benötigen, Prinzessin. Wenn Sie ihren Namen auf ein Blatt schreiben, haben Sie Geld."

„Ich werde Ihr Geld nicht benötigen, Mr. Proctor", sagte sie schroff und verletzt.

„Ich bitte Sie dringend, das Scheckbuch zu verwahren, Prinzessin. Sie dürfen mir diese Bitte nicht abschlagen. Ich kann in der nächsten Stunde verunglücken und tot sein."

„Halten Sie es wirklich für möglich, einem jungen Mädchen Geld anzubieten, Mr. Proctor?"

„In diesem besonderen Fall ja, Prinzessin. Sie kennen das Leben nicht. Sie wissen nicht, was Geld bedeutet."

Sie rief verzweifelt: „Fühlen Sie nicht, daß Sie mich tiefer demütigen als irgendein Mensch?"

„Nein, ich demütige Sie gewiß nicht, Prinzessin. Wie könnte ich Sie demütigen wollen, die mir das höchste Ziel meines Lebens ist? Ich gebe Ihnen ein leeres Notizbuch, das vollkommen wertlos ist, solange Sie Ihren Namen nicht einschreiben. Auf jedem Schiff sind Rettungsringe, die überflüssig und unangenehm erscheinen, solange ruhige See ist, aber es wäre schlimm, wenn in der Stunde der Gefahr kein Rettungsring da wäre."

Irina, bezwungen von seiner nüchternen Herzlichkeit, sagte leise: „Verzeihen Sie, ich bin töricht. Geben Sie mir Ihren Rettungsring."

Sie steckte das Scheckbüchlein in die Tasche und sah Proctor mit vertrauenden Augen an. „Ich bin unfrei und in Vorurteilen befangen. Sie werden mich sehr lächerlich finden, Mr. Proctor."

„Nein, Prinzessin. Sie müssen so sein, wie Sie sind."

Er glaubte Schritte zu hören und fragte rasch: „Wollen Sie dieses Haus nicht verlassen, Prinzessin? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie sich hier wohlfühlen. Vielleicht haben Sie manchmal das Verlangen nach Ruhe und Alleinsein."

Es wäre schön, allein zu sein, dachte Irina.

„Wenn es Ihnen recht ist, will ich mich um eine Wohnung bekümmern."

Bevor Irina zu antworten vermochte, trat die Vermonte ein.

*

Andreij Kipman saß im Filmkaffeehaus, trank in bedächtigen Schlucken seinen Mokka und fühlte mit Genugtuung, daß hundert und aber hundert Augen unterwürfig an ihm hingen und jede seiner Bewegungen verfolgten. Wenn er jetzt ganz beiläufig sein Notizbuch aus der Tasche zöge, würden die Gäste

wie ein Feld von Wachteln auffliegen. Ein Mächtiger dieser Erde war Kipman im Filmkaffehaus.

Während er in großartiger Bescheidenheit eine Zigarette rauchte, musterte er unauffällig die Anwesenden und merkte sich im Gedächtnis die Leute vor, die er am nächsten Montag als Statisten für das Foyer der Großen Oper gebrauchen konnte. Er hatte nicht die Absicht, bereits heute zu engagieren, denn es erschien ihm unsicher, ob der Bau Montag stehen würde, aber da er im Filmkaffeehaus war, hielt er in Gedanken Musterung ab. Ab und zu blickte er auf die Uhr, denn er erwartete Joe Goodmaker, mit dem er sich hier, im Mittelpunkt seiner Macht, verabredet hatte. Der alte Gutmacher hatte seinen amerikanischen Neffen und seinen Schwiegersohn zusammengebracht.

Allmählich, da Kipman keine Anstalten traf, sein Notizbuch hervorzuholen, gab die mühsam zur Schau getragene Selbstbeherrschung der Wartenden nach. Sie begannen, gleich Schakalen, Kipmans Tisch zu umschleichen, sich bemerkbar zu machen, unbefangen zu grüßen. Kipman dankte eisig und blies Rauchwolken in die Luft.

Eine alte Frau mit verhungertem Gesicht wagte es als erste, haltzumachen und demütig zu fragen: „Haben Sie nichts für mich, Herr Kipman?"

Er bedauerte höflich.

„Ich habe seit acht Tagen nichts zu tun gehabt, Herr Kipman."

Er machte eine mitleidsvolle Handbewegung.

Die Alte geriet plötzlich in verzweifelte Wut. „Ich bin Ihnen zu alt und zu schäbig, nicht wahr? Wenn ich 'ne Nutte wär' und 'nen Fuchspelz hätt', würden Sie mich gleich engagieren. Man kennt Sie, Herr Kipman!"

Ein Statist, der sich einschmeicheln wollte, drängte die Krakeelerin weiter und sagte vorwurfsvoll: „Belästige Herrn Kipman nicht." Dann kehrte er zum Tisch zurück und flüsterte untertänig: „Wenn Sie etwas für mich haben, Herr Kipman ..."

Kipman sah nachdenklich der keifenden Alten nach, die Genossinnen gefunden hatte, und spürte eine Welle von Haß, die gegen ihn anstürmte. Er hatte keine Freunde in diesem Kaffeehaus. Man fürchtete ihn und schmeichelte ihm, aber jeder einzelne wünschte innigst, Herr Kipman möge sich den Hals brechen. Er war sich keiner Schuld bewußt. Niemand konnte ihm eine Unkorrektheit nachsagen oder beweisen.

„Wenn Sie etwas für mich haben, Herr Kipman — —"

„Besitzen Sie einen Frackmantel?"

„Sie wissen doch, Herr Kipman!"

„Halten Sie sich für Montag frei. Morgen bekommen Sie genauen Bescheid."

Der Statist verbeugte sich wie vor Pharao. „Danke, Herr Kipman. Ist nichts für meine Frau in dem Film? Sie kennen doch meine Frau, die große Blonde? Sie hat schon bei Ihnen gespielt."

„Hat sie ein Abendkleid?"

Der Statist warf den Kopf zurück. „Ein Modell von der Marbach, mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

„Also schön. Bringen Sie sie morgen mit, dann kriegt sie einen Zettel."

Der Komparse machte nochmals Kotau und entfernte sich tänzelnd, siegesbewußt, beneidet. Eine halbe Minute später wußte das ganze Kaffeehaus, daß Kipman Montag Aufnahme habe, und umschwärmte schreiend, bittend, flehend, drohend seinen Tisch.

In diesem Augenblick betrat Joe Goodmaker das Kaffeehaus und betrachtete verwundert den Tumult.

Kipman hatte den amerikanischen Verwandten sofort entdeckt und winkte ihm zu. Dann rief er sehr energisch: „Ich engagiere hier nicht. Kommen Sie morgen auf die Börse."

Die Andrängenden wichen zurück und machten eine schmale Gasse für Goodmaker frei, der Kipman die Hand schüttelte und lächelnd fragte: „Nun auf die Bank?"

Kipman verstand nicht, nickte aber jedenfalls geschmeichelt. Goodmaker nahm Platz und bestellte mit weithin schallender Stimme: „Whisky and Soda!" Der Halbkreis des Statistenchors und die Kellner erschauerten unter dem Klang dieser echt amerikanischen Stimme. „Hier sind Sie König, was?" fragte Goodmaker mit gutmütigem Spott.

Kipman wehrte bescheiden ab. „Es ist kein Vergnügen, hier König zu sein. Glauben Sie mir."

Goodmaker begann die Mädchen zu mustern, die an den Nachbartischen saßen.

„Fahren Sie wirklich nächste Woche nach Neuyork zurück?"

„Nein. Denken Sie, Kipman, wir bleiben mindestens noch einen Monat hier. Mein Chef ist nämlich verliebt und will heiraten. Wissen Sie, wen?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Sie kennen die Dame sehr gut!“

Kipman war sehr verwundert. „Ich sollte die Braut Ihres Chefs kennen?“

„Jawohl. Es ist die Prinzessin Suwarin.“

Kipman spürte eine leise Erschütterung und vermochte sein Erstaunen nicht zu verbergen.

Goodmaker fragte sehr neugierig, mit einem vertraulichen Blinzeln der Augen: „Sie kennen sie doch ziemlich genau?“

Kipman hatte sich gefaßt und erwiderte beherrscht: „Ich habe sie in Hamburg ganz flüchtig durch die Vermonte kennengelernt.“

Goodmaker sah ihn prüfend und mißtrauisch an, aber Kipman hielt seinen Blick mit aller Ruhe aus. „Wissen Sie, was ich geglaubt habe, Kipman? Ich habe mir eingebildet, daß die Prinzessin in Sie verliebt ist.“

Kipman lachte auf, aber er fühlte, wie Röte in sein Gesicht stieg. „Es ist nicht Ihr Ernst, Herr Goodmaker. Ein kleiner Hilfsregisseur und die Prinzessin Suwarin!“

„Warum nicht? Es ist schon alles dagewesen. Ich gönne Ihnen alles Gute, lieber Freund. Und außerdem kann es nie schaden, wenn man mit der zukünftigen Frau Proctor auf gutem Fuß steht.“

Kipman schwieg in nachdenklicher Verwirrung.

„Sagen Sie, wer ist das junge, blonde Mädel am dritten Tisch links?“

Kipman blickte zerstreut hinüber. „Eine Statistin. Die Namen kann man sich nicht merken.“

„Sie gefällt mir. Stellen Sie sie mir vor.“

Kipman, der sowohl gefällig sein als auch seine Macht zeigen wollte, rief durch einen Blick das junge Mädchen herbei, das sofort aufsprang und lächelnd zu dem Tisch kam. „Halten Sie sich für Montag frei. Sie haben doch ein Abendkleid?“

„Jawohl, Herr Kipman.“

„Schön. Den Zettel bekommen Sie morgen. Wie war doch Ihr Name?“

„Trude Ritter.“

Dann stellte Kipman Fräulein Trude Ritter Herrn Goodmaker aus Neuyork vor.

*

Da Proctor noch nicht zurückgekehrt war, ließ sich Oberst Dongherty von dem Kriminalkommissar, der jeden Nachmittag

um sechs Uhr im Hotel erschien, Bericht erstatten. Kriminalkommissar a. D. Mustroph war ein ältlicher Herr von biederem Aussehen, dem ein grauer Es-ist-erreicht-Schnurrbart Forschheit und Unternehmungslust zu verleihen bemüht war. Mit seiner vorschriftsmäßigen Stimme erzählte Mustroph, der wie ein Gutsinspektor gekleidet war und in der Halle des Hotels auffallend wirkte, daß der gesuchte Graf Wolkonsky auch heute noch nicht nach seiner Wohnung in der Seydelstraße gekommen wäre.

„Ich will Ihnen etwas sagen, guter Freund", erklärte der Oberst. „Es ist nicht nötig, daß Sie jeden Tag hier zum Rapport erscheinen, um uns zu erzählen, daß der Mann noch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt ist. Kommen Sie, wenn Sie eine Tatsache melden können."

„Sehr wohl, Herr Oberst", antwortete Mustroph gekränkt und blieb unschlüssig stehen.

„Gibt es noch etwas?"

„Ich habe noch eine Beobachtung gemacht, Herr Oberst, die ziemlich seltsam ist. Das Haus in der Seydelstraße wird nicht nur von mir und meinen Leuten bewacht, sondern auch von andern Menschen."

„Was für Menschen sind das?"

„Es sind zweifellos Russen, Herr Oberst. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, glaube ich unter diesen Leuten, die halbtageweise wechseln, Individuen erkannt zu haben, die der Behörde als kommunistische Agitatoren bekannt und seit den letzten Monaten aus Preußen ausgewiesen sind."

„Was schließen Sie daraus?"

Das biedere Gesicht Mustrophs bedeckte sich mit Schlauheit. „Ich hätte Lust, zu kombinieren, daß der falsche Graf Wolkonsky zu ihnen gehört oder gehört hat. Vielleicht will er sich von den Genossen loslösen oder ist treubrüchig geworden und wird jetzt verfolgt."

Oberst Dongherty nickte anerkennend: „Die Kombination hat Hand und Fuß, aber was hilft sie uns?"

„Die Sache ist zweischneidig, Herr Oberst. Die Verfolgung durch die Russen erschwert Wolkonsky das Leben, das ist klar. Mache ich die Behörde aufmerksam und lasse die Verfolger sistieren, bekommt Wolkonsky Luft."

„Das ist klar."

„Anderseits besteht freilich die Gefahr, daß die Russen den Verräter früher erwischen als wir und ihm den Raub abjagen. Immer vorausgesetzt, daß meine Kombination stimmt."

„Schwieriger Fall", erklärte Dongherty nachdenklich.

„Die Russen haben außerdem alle Vorteile für sich. Sie kennen den Mann genau, während ich auf eine nichtssagende Personenbeschreibung angewiesen bin."

Oberst Dongherty schüttelte jählings die Sache von seinen Schultern ab und rief lachend: „Lieber Herr, machen Sie, was Sie wollen. Ich verstehe nichts von Ihrem Geschäft."

Mustroph hatte wieder sein biederes Gutsinspektorengesicht angezogen und verabschiedete sich von dem Obersten.

Eine halbe Stunde später kam Proctor in die Halle und begrüßte Dongherty, der ihn aufmerksam betrachtete. „Ich kann mir nicht helfen, lieber Cyrus, aber Sie sehen nicht wie ein glücklicher Bräutigam aus."

„Ich bin es ja nicht, lieber Francis." Er blickte gelangweilt und abgespannt durch die Halle.

„Sie müssen keine Antwort geben, wenn Ihnen meine Frage lästig ist, lieber Cyrus, aber wie steht Ihre Sache eigentlich?"

Proctors Blick kehrte zurück und blieb an dem Gesicht des Freundes hängen. „Ich glaube bestimmt sagen zu können, daß die Prinzessin meine Frau werden wird", erklärte er verbissen und hartnäckig.

Der Oberst enthielt sich jeder Äußerung.

„Es wird einige Zeit dauern. Man muß Geduld haben."

Proctor hatte Bitterkeit im Mund. Er fühlte sich gedemütigt und entwurzelt. Geduld zu haben war nicht seine Sache.

„Sie werden also einige Wochen hierbleiben?" fragte Dongherty vorsichtig.

In Proctors Augen flammte eine gefährliche Drohung auf. „Ja, lieber Francis. Man kann in Deutschland sehr gute Geschäfte machen."

*

Als Graf Diedorff kurz vor Mitternacht heimkam, sah er noch Licht im Wohnzimmer und trat ein. Irina saß am Tisch vor einem aufgeschlagenen Buch, in dem sie nicht las, und fuhr unwillkürlich zusammen, als sie Diedorff erblickte.

Er setzte sich nieder und bat um Erlaubnis, noch eine Zigarette rauchen zu dürfen. „Was lesen Sie, Prinzessin?"

„Ich sollte den Roman lesen, aus dem der Film gemacht wird, aber ich bin nicht über die ersten Seiten hinausgekommen."

Diedorff schwieg.

„Denken Sie, ich kann nicht mehr lesen. Wenn mir jemand

einen Frühlingsgarten beschreibt mit singenden Amseln und duftenden Blumen und mit einem wunderschönen, weißgekleideten jungen Mädchen, das sehnsüchtig in die blaue Luft starrt, so streiken meine Nerven. Ich kann nicht mit." Sie schlug das Buch zu. „Frau Vermonte wird böse sein, aber es geht wirklich nicht."

Diedorff fragte unvermittelt und mit ernstem Gesicht: „Halten Sie mich für Ihren Freund, Prinzessin?"

Sie sah ihm prüfend in die Augen. „Ja, Graf Diedorff, aber —"

„Aber?"

„Sie können mir nicht helfen."

„Vielleicht haben Sie recht, aber ist einer kein Freund, weil er nicht helfen kann?"

„So meine ich es nicht, aber sprechen Sie, Sie wollen doch etwas sagen."

„Ich will sagen, daß ich Sie nicht verstehe, Prinzessin."

Sie wich seinem drängenden Blick aus. „Bitte, reden Sie nur weiter."

„Sie verlieren Ihr Vermögen und verzichten mit einer erstaunlichen Seelenruhe auf die zweifellos vorhandene Möglichkeit, das Vermögen wiederzuerlangen. Sie verzichten, um Ihrem Vetter Dimitri geringfügige Unannehmlichkeiten zu ersparen. Das ist vielleicht russisch gedacht und gefühlt, aber ich verstehe es nicht."

„Es ist ganz leicht zu verstehen", erwiderte Irina schüchtern. „Ich glaube nicht, daß die herausgelockten Steine wieder herbeigeschafft werden können, ich weiß aber bestimmt, daß Dimitri, der alles verloren hat, aus seinem letzten Zufluchtsort verjagt wird und verzweifelt. Und außerdem, Graf Diedorff, ich kämpfe nicht gegen mein Schicksal."

„Um des Himmels willen, wie dürfen Sie das sagen, Prinzessin! Das ist ja schlimmster Fatalismus!"

Verzweiflung stürzte aus ihren Augen. „Wenn Sie mir nicht erlauben, Fatalistin zu sein, nehmen Sie mir die letzte Lebensmöglichkeit."

Er fühlte sich waffenlos und sagte leise: „Das will ich gewiß nicht. Verzeihen Sie, Prinzessin."

Sie schwiegen eine ganze Weile. Dann fragte Irina: „Was haben Sie noch gegen mich auf dem Herzen, Graf Diedorff?"

„Gegen Sie nichts, Prinzessin. Immer nur für Sie."

„Also Mut! Reden Sie!"

Er zögerte und suchte nach den Worten. „Ich kann begreifen,

daß Sie zum Film gehen, um Geld zu verdienen. Noch besser könnte ich begreifen, daß Sie Mr. Proctor aus Neuyork heiraten. Ich kann aber durchaus nicht begreifen, daß Sie filmen wollen und gleichzeitig dem reichen Mann aus Amerika Hoffnung geben."

Irina seufzte. „Das ist nicht leicht zu verstehen, Sie haben recht, Graf Diedorff. Ich weiß nicht, ob man einen Mann, den man heiraten soll, lieben muß. Ich weiß aber, daß ich Proctor heute nicht liebe. Vielleicht werde ich ihn eines Tages lieben."

Sie sah einen Augenblick lang in die Luft.

„Ich habe mir vorgenommen, meinen Onkel Murusky, der an der Riviera lebte, aufzusuchen. Vielleicht ist er tot, vielleicht ist er arm wie Dimitri und kann mir ebenfalls nicht helfen. Ich will es wissen. Wenn ich mich überzeugt haben werde, daß ich mit niemand mehr zu rechnen habe und allein in der Welt dastehe, dann kann ich die Prinzessin Irina Suwarin ausstreichen und ein neues Leben anfangen. Können Sie das verstehen, Graf Diedorff?"

„Ja, Prinzessin."

„Zu der Reise nach der Riviera brauche ich Geld, das ich nicht besitze. Soll ich es mir von Proctor ausleihen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich muß versuchen, zu filmen, um mir so viel zu ersparen, daß ich zu meinem Onkel reisen kann. Was nachher kommt, ist mir heute gleichgültig." Sie hob die Achseln und wiederholte mit einem blassen Lächeln auf den Lippen: „Ich kämpfe nicht gegen mein Schicksal."

VII.

Mniewski hatte heftiges Herzklopfen, als er vor der Tür des alten Gutmacher stand und lauschte, ob aus dem Laden kein verdächtiges Geräusch käme. Nichts rührte sich. Er umspannte in der Tasche den entsicherten Revolver und pochte an.

Der Turobiner Schlächter erschien wie beim ersten Besuch in der Tür und ließ den Mann, den er erkannte, eintreten. Der alte Gutmacher stand lächelnd da und sagte freundlich: „Kommen Sie ruhig herein. Hier ist keine Falle."

Mniewskis Augen liefen durch den Raum. Dann entstraffte sich sein Gesicht. Er sicherte den Revolver und nahm die Hand aus der Tasche.

„Borik, sperr' die Tür zu! Wir wollen nicht gestört werden." Der Riese legte eine schwere Eisenstange vor.

„Wo haben Sie Ihren Stein?"

Mniewski holte beide Diamanten hervor und übergab sie Gutmacher. „Sie können sich aussuchen, welchen Sie als Pfand behalten wollen."

Gutmacher prüfte die Brillanten nochmals aufmerksam und erklärte mit wollüstiger Bewunderung: „Mir gesagt, was das für Steine sind!" Er gab einen Diamanten zurück, während er den andern in seinem abgegriffenen Geldtäschchen verwahrte. Dann zog er ein zerknittertes Blatt Papier hervor, tauchte eine Feder in die Tinte und sagte: „Den Schuldschein müssen Sie unterschreiben."

Mniewski las eilig, daß er Herrn Gutmacher hunderttausend Mark schulde, die spätestens in sechs Monaten zurückzuzahlen seien. Falls die Summe innerhalb von sechs Monaten nicht bezahlt werde, verfalle das Pfand zugunsten des Herrn Gutmacher. „Sehr anständig, was?" fragte Gutmacher. „In einem halben Jahre werden Sie doch bis Paris kommen."

Mniewski unterschrieb und sagte: „Sie müssen mir aber bestätigen, daß Sie einen Diamanten in Verwahrung haben, der mir gehört."

Gutmacher schüttelte den Kopf. „Ich gebe nichts Schriftliches aus der Hand, lieber Herr."

„Da können Sie glatt ableugnen, von mir einen Diamanten als Pfand erhalten zu haben."

„Erstens bin ich kein Betrüger, zweitens haben Sie einen Zeugen." Er deutete auf den Turobiner Schlächtermeister. „Borik ist ein armer, ehrlicher Mann, der nicht lügt."

Mniewski sah den Riesen an und fügte sich.

„Borik, gib das Geld her!"

Der Schlächter zog eine gewaltige Ledertasche hervor und entnahm ihr ein Bündel von Tausendmarkscheinen, die er auf dem Tisch vorzuzählen begann. In diesem Augenblick klopfte es an die Tür. Mniewski fuhr zusammen und blickte drohend die beiden Männer an. Der alte Gutmacher legte die Finger auf den Mund. Borik hörte zu zählen auf.

Ein zweites Mal wurde geklopft, ungeduldig und stärker. Mniewski hörte sein Blut in den Schläfen rauschen. Dann entfernten sich Schritte.

„Sie haben schwache Nerven", spottete Gutmacher. „Borik, zähl' weiter!"

Mniewski steckte das Geld ein. Ein Gefühl von Geborgenheit durchfloß ihn. „Ich danke Ihnen", sagte er fast zärtlich.

„Nichts zu danken."

„Wie bekomme ich meinen Stein zurück? Wollen Sie nicht auf meine Kosten nach Paris fahren?"

„Das ist nicht notwendig. Sie werden zu Armand Lévy gehen, nicht wahr? Lévy wird beide Steine kaufen." „Wieso?"

„Ich werde Lévy schreiben, daß ich den zweiten Stein in Verwahrung habe. Lévy wird mir glauben. Wir sind doch entfernte Verwandte."

Mniewski strahlte. „Das ist ausgezeichnet. Da kann ich die hunderttausend Mark gleich an Herrn Lévy bezahlen?"

„Natürlich. Oder wollen Sie mir das Geld durchs Steueramt schicken?" Er lachte so herzlich, daß Borik und Mniewski mitlachen mußten.

„Wieviel kann ich für die beiden Steine verlangen?"

Gutmacher wurde sofort wieder ernst und wiegte den Kopf hin und her. „Lévy kann Ihnen eine Million bezahlen."

Mniewskis Herz setzte aus. Die Summe überstieg alle Erwartung. „Franken?" fragte er ungläubig.

„Nein, Sowjet-Rubel!" rief Gutmacher und lachte wieder. „Die Steine sind natürlich mehr wert, aber so große Diamanten lassen sich schwer verkaufen. Je größer der Stein, desto neugieriger sind die Menschen. Jeder will wissen, wo so große Steine wachsen. Aber man kann mit einer Million Franken leben, was?"

Mniewski stand auf und verabschiedete sich. „Gute Reise!" wünschte der alte Gutmacher.

Mniewski trat auf den schmalen, dunklen Gang, an dessen Ende der Eingang wie ein Bullauge leuchtete, stolperte über spielende Kinder, drängte sich zwischen keifenden Weibern durch, erschrak vor Blicken, Gesichtern, sich öffnenden Türen, kam auf die Straße, die von Lärm und Handel gieriger Menschen erfüllt war, hörte russische, polnische, jiddische Worte, wurde von Händlern angesprochen, die Pferde, Wagen, Autos, Mädchen, Villen, Dollar anboten, wehrte ab, den Arm gegen seine Brusttasche gepreßt, kämpfte gegen ein würgendes Gefühl des Umringtseins an und atmete erst leichter, als er den Alexanderplatz und Berlin erreicht hatte.

Er stieg in ein Auto, fuhr, überlegte, machte Pläne, ließ vor einem Postamt halten, rief die Telephonnummer an, die ihm der dicke Mann im Kabarett beim Schlesischen Bahnhof angegeben hatte, sprach zuerst mit einem Mädchen, das Herrn Baderle, so schien sich der Paßhändler zu nennen, holen wollte, wartete lange Minuten, bis er die atemlose Stimme des Mannes im Apparat hörte.

Herr Baderle forderte ihn auf, um fünf Uhr im Schlesischen Bahnhof zu sein, und zwar auf dem Bahnsteig, von dem die Züge nach Strausberg abgingen. Ob er verstanden habe? Ja. Guten Tag.

Mniewski kam aus dem Postamt, stieg in das Auto und fuhr zu einem feinen Restaurant, in dem er mit wählerischer Umsicht leckere Speisen bestellte. Er aß bedächtig und voll Genuß, trank eine kleine Flasche roten Burgunder, dann eine Flasche französischen Champagner und fühlte sich in der Ecke dieses stillen, vornehmen Raumes so geborgen, daß es ihm begehrenswert erschien, den Rest seines Lebens hier verbringen zu dürfen. Gefahr, Lärm, Sorge waren hier abgewehrt, konnten nicht eindringen durch die schweren Portieren und die dicken Spiegelscheiben, die mit Spitzendecken gegen die Welt verhängt waren. In einer lauen Welle von Wohlbefinden schwamm Mniewski dahin, aber während er zum Mokka das zweite Gläschen Cointreau leerte, stach plötzlich Kälte in sein Herz. Noch saß er mitten in Berlin, gejagt von unerbittlichen Bluthunden. Tod bedrohte jeden Schritt. Dieses üppige Diner konnte Henkersmahlzeit sein.

Er begann zu frieren, bezahlte die Rechnung, verließ, nach allen Seiten sichernd, das Lokal, ging ziellos durch die Straßen, bis es Zeit würde, Herrn Baderle aufzusuchen, kam zum Bahnhof Friedrichstraße, wollte mit der Stadtbahn zum Schlesischen Bahnhof fahren, schreckte vor dem Menschengetümmel zurück und stieg in eine Pferdedroschke.

Um halb fünf war er bereits auf dem verabredeten Bahnsteig und wartete. Lokomotiven pfiffen. Rauchwolken klebten an der Decke der Halle. Vor der Ausfahrt stand eine Nebelwand, bestickt mit grünen und roten Lichtern. Bremsen kreischten und zerrissen die Nerven. Auf dem dritten Gleis fuhr ein Fernzug ein, mit Schlafwagen, unbekümmerte Menschen kauften Zeitungen, nahmen leichten Abschied, stiegen ein, glitten davon. Mniewski verspürte Neid und brennende Sehnsucht nach der Ferne.

Knapp vor fünf erschien Herr Baderle, ächzend, stöhnend, mit geröteter Nase und schmalen Augen. „Grippe“, jammerte er wehleidig.

Mniewski übergab ihm sein Lichtbild.

„Sie können Visum nach Holland haben. Kostet alles zusammen acht Mille.“

„Sie sagten doch sechs.“

„Vorige Woche und dänisches Visum. Inzwischen ist alles

teurer geworden. Mark fällt. Aber wenn Sie nicht wollen, lassen Sie's bleiben. Ich habe die Grippe."

Mniewski bezwang seine Wut und hütete sich, dem mächtigen Mann die Laune zu verderben. „Ist ein französisches Visum nicht zu haben? Ich will nach Paris."

Herr Baderle ärgerte sich. „Sie können Gott und die Welt verrückt machen."

„Es war nur eine bescheidene Anfrage."

„In Amsterdam bekommen Sie französisches Visum. Ich werde Ihnen eine Adresse mitgeben. Jetzt fahren Sie einmal nach Holland. Und löchern Sie mich nicht mehr. Ich habe die Grippe."

„Wann kann ich den Paß haben?" fragte Mniewski flüsternd und mit Herzklopfen.

Herr Baderle überlegte. „Morgen."

„Wann und wo treffen wir uns?"

„Kommen Sie zu mir. Ich wohne in Kaulsdorf."

Mniewski hatte ein unangenehmes Gefühl. „Könnten Sie mir das Papier nicht in die Stadt bringen?"

„Sie sehen doch, daß ich krank bin. Ich bleibe morgen im Bett liegen. Wegen acht Mille werde ich mir nicht den Tod holen. Fällt mir nicht ein. Aber wenn Sie nicht hinausfahren wollen, warten Sie, bis ich wieder gesund bin."

„Wo ist Ihr Haus?"

Herr Baderle beschrieb stöhnend seine Villa, die zwischen Kaulsdorf und Mahlsdorf lag. „Fahren Sie mit dem Zug um vier Uhr oder fünf Uhr, wann Sie wollen."

„Der Paß wird fertig sein?"

„Jawohl. Zahlen Sie vier Mille an!"

„Dalli, dalli! Mein Zug fährt mir davon."

Mniewski holte eilig vier Tausendmarkscheine hervor und gab sie dem Dicken, der sich mit staunenswerter Behendigkeit auf das Trittbrett des anfahrenden Zuges schwang. Mniewski blickte ihm verstört und unsicher nach. War er in dieser Minute um viertausend Mark betrogen worden?

Nachdenklich verließ er den Bahnsteig, sah sich im wohlbekannten Umkreis des Schlesischen Bahnhofs, schon glühte die Lampe vor dem Kabarett, in dem Meta Bollert auftrat, graue Menschen wimmelten durch die nassen Straßen, Schatten traten aus dem Nebel und zerflossen in nichts, junge Damen mit Schleifen im frisierten Haar stießen liebevoll an ihn, daß sein Blut vor Schreck erstarrte, weit und breit war kein Grüner zu erblicken.

Mniewski rettete sich in eine armselige Droschke, bespannt mit einem zerzausten kleinen Panjepferd. Der Kutscher, ein junger Bursche, sah verwegen aus.

Wenn der dicke Mann in Kaulsdorf sein Wort hielt, war dies die letzte Nacht in Berlin. Morgen abend konnte man im Zug sitzen und der Freiheit entgegenfahren. Der Abschied von den beiden zärtlichen Schwestern Emma und Meta mußte unterbleiben. Er beschloß, auch heute nicht mehr zu Frau Muskalla zurückzukehren. Die Sache war zu gefährlich. Wenn Meta trotz seinem Verbot aus Eifersucht zu Besuch käme, konnte alles verloren sein. Denn Meta würde zweifellos beobachtet. Man wird für diese Nacht ein anderes Quartier finden.

Es gab einen Ruck, daß die Fensterscheiben klirrten. Der Kutscher wäre um ein Haar in ein Lastauto hineingefahren. Mniewski sprang wütend aus der Droschke, schimpfte, zahlte und ging davon. Seine Nerven zitterten. So ein Hund konnte einen im letzten Augenblick ums Leben bringen.

Die Straße, durch die er ging, war arm, düster und ihm fremd. Der Nebel tropfte. Schreie, Rufe, Lachen sickerten gedämpft durch die Luft, aber kein Mensch war zu sehen. Mniewski, von Angst gepackt, begann ziellos zu laufen, bis er einen Straßenbahnwagen entdeckte. Er sprang auf, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und fuhr eine Strecke mit, beunruhigt durch das Anstarren eines Mannes, der ein russisches Gesicht hatte. Endlich kam ein Platz, auf dem Autos standen.

Mniewski stieg aus, flüchtete in ein Auto und fuhr nach dem Westen.

*

Tina Vermonte hatte nach einer Unterredung, die von Cyrus Proctor herbeigeführt worden war, das Gefühl, als Frau eine schwere Niederlage erlitten zu haben.

Der äußere Rahmen des Gesprächs war geeignet, jegliche Eitelkeit zu befriedigen. In dem Teeraum, in dem Tina und Proctor beisammensaßen, gab es kaum einen Menschen, der die beiden nicht kannte. Mit Genugtuung fing die Vermonte neidzerfressene Blicke schöner und junger Frauen auf, die die Verbindung Tinas mit dem märchenhaft reichen Amerikaner als gegebene Tatsache hinnahmen und zu trügerischen Träumen verführten. War es einer Frau wie Tina Vermonte durchaus unmöglich, in Wirklichkeit die Freundin Cyrus Proctors zu werden?

Aber der innere Gehalt der Unterredung zerstörte alle aufkeimenden Hoffnungen. Proctor behandelte Tina als Gräfin Diedorff mit fast ehrerbietiger Zuvorkommenheit. Er wußte das Gespräch auf die Prinzessin zu bringen, wies auf die Unerfahrenheit Irinas in Gelddingen hin, erbat die Hilfe der Gräfin und schlug eine so delikate Art der Bezahlung aller Rechnungen vor, die Madame Lebius ausstellen würde, daß Tina dieses Anerbieten nicht mit Entrüstung zurückweisen konnte. Sie lächelte, Bitterkeit im Herzen, und antwortete: „Ihr Plan ist nicht schwer durchzuführen, Mr. Proctor, denn Irina, die keine Ahnung von den Preisen der guten Lebius hat, wird ohne weiteres glauben, daß ein Pelzkostüm fünfhundert Mark koste."

Proctor beteuerte seinen Dank und gab dem peinlichen Gespräch eine andere Wendung, aber Tina war einsilbig, versank in quälende Gedanken und fühlte, daß sie häßlich und müde wurde. Das Bewußtsein, diesem Mann als Frau nichts zu gelten, zerbrach ihren Willen, jung und begehrenswert zu sein. Tina Vermonte, die Berühmte und Beneidete, war gut genug als Mittel zum Zweck, Vertraute, fragwürdige Unterhändlerin.

Sie stand jäh auf und nahm kühlen Abschied von Proctor, der sie mit unterwürfiger Höflichkeit zu ihrem Wagen begleitete. Als sie allein im Auto saß, weinte sie vor Wut, bis sie sich lächerlich erschien. Sie trocknete die Augen, legte ein wenig Puder auf und fühlte, wie eine leise Zärtlichkeit für ihren Mann in ihr aufstieg. Rasch entschlossen gab sie dem Chauffeur Befehl, nach dem Tattersall zu fahren. Sie wußte, daß heute Musikreiten war, und hoffte bestimmt, Christoph Bernhard dort zu finden. Er würde glücklich sein, wenn sie ihn abholte. Er war so bescheiden und genügsam.

Sie betrat lächelnd den Balkon, von vielen Seiten begrüßt, ein Sessel wurde für sie frei gemacht, Blechmusik dröhnte, Pferdehufe stampften, Sattelzeug knirschte, eine Quadrille wurde geritten. Tina betrachtete die Reiter und erkannte Christoph Bernhard nicht. Sie musterte die Zuschauer. Er war nicht da. Enttäuschung überfiel ihr liebebereites Herz. Was für Sinn hatte es, noch länger in diesem Pferdedunst zu sitzen und sich von der Janitscharenmusik peinigen zu lassen? Sie verließ ihren Platz und stieg mutlos die Treppe hinab. Vor dem Ausgang, der auf den Hof führte, stand im Halbdunkel Graf Dimitri Wolkonsky und rauchte eine Zigarette. Er lehnte an der Wand und blickte zu einem Stadtbahnzug hinauf, der vorbeidonnerte.

Tina erkannte den Grafen sofort und begrüßte ihn, der

erschreckt zusammenfuhr. „Guten Abend, Graf — verzeihen Sie, ich kann mir Ihren Namen nicht merken."

„Weruschew, Frau Gräfin."

„Weruschew?"

„So heiße ich hier." Er lächelte sie an.

„Aber Ihr richtiger Name?"

„Wolkonsky", flüsterte er.

„Ach ja. Verzeihen Sie. Warum besuchen Sie uns nicht? Irina würde sich freuen. Ich würde mich freuen."

Er blickte sie an und schwieg. Sie fühlte Wärme, die aus diesem Blick zu ihr hinüberfloß, und stand unschlüssig. Fernher und dumpf kam die Blechmusik. „Haben Sie Graf Diedorff nicht gesehen?" — „Er ist nicht hier, Frau Gräfin."

„Ich wollte ihn abholen. Außerdem wollte ich mir Balmoral ansehen. Ich benötige ihn für eine Aufnahme." Sie wartete auf eine Antwort, die nicht kam. „Wissen Sie vielleicht, wo Balmoral steht?"

„Gewiß, Frau Gräfin. Ich kann Sie hinführen."

Sie schritten über den Hof und traten in einen Stall, der fast leer stand, denn die meisten Pferde waren bei der Quadrille beschäftigt. Eine schwache Glühlampe erhellte dürftig den langgestreckten Raum. Balmoral stand in der letzten Box. Er wendete den Kopf und blickte Tina an, die ihm den Hals streichelte. Dimitri holte ein Stückchen Zucker aus der Tasche und reichte es der Gräfin, die es dem Gaul gab. Warm und still war es in dem Stall.

Tina stand in sich versunken und träumend da. Dann legte sie, fast unbewußt, ihre Hand auf Dimitris Arm und fragte wiederum: „Warum kommen Sie nicht zu uns?" Er spürte den Duft der Frau und atmete schwer.

„Sie sollten kommen", flüsterte sie und näherte ihr Gesicht dem seinen. Dann schloß sie die Augen und küßte ihn auf den Mund. Dimitri preßte sie an sich und erwiderte ihren Kuß, daß sie fast die Besinnung verlor. Balmoral zermahlte das Stückchen Zucker.

Tina machte sich langsam frei und lächelte. Ihre Augen leuchteten. „Kommen Sie heute zu uns? Wollen Sie?"

Er zögerte.

„Sie dürfen mit mir fahren."

Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit kurzen, heißen Küssen. Man begehrt mich noch, dachte sie beglückt und fühlte dankbare Liebe für diesen großen, schlanken Menschen, der über ihre Hand gebeugt war.

Sie verließen den Stall, durchschritten den Hof und traten auf die lärmende, hellerleuchtete Straße, die düster und sorgenvoll dagelegen hatte, als Tina zum Tattersall gekommen war. „Nach Hause", befahl sie dem Chauffeur und stieg in das Auto. Wolkonsky folgte.

Dimitri riß Tina an sich und küßte sie unersättlich. Minuten verflogen wie ein Atemholen.

Tina erwachte, als das Auto stoppte. „Du Schuft!" sagte sie zärtlich und streichelte ihm die Wange.

Hand in Hand gingen sie vom Gartentor bis zur Villa.

Der Diener öffnete.

„Ist die Prinzessin im Wohnzimmer?"

„Die Prinzessin fühlt sich nicht wohl und hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen, Frau Gräfin."

Tina und Dimitri wechselten einen flüchtigen Blick. Dann begleitete sie Dimitri in das Wohnzimmer und sagte: „Entschuldigen Sie mich für eine Minute. Ich will nach Irina sehen."

Irina lag im Bett, als die Vermonte eintrat. „Was ist denn los, liebes Kind?" fragte Tina herzlich.

„Nichts, Frau Vermonte. Haben Sie keine Sorge. Ein wenig Kopfschmerz. Wenn ich jetzt schlafen kann, ist morgen alles vorüber."

Die Vermonte überlegte, daß es unter diesen Umständen nicht notwendig sei, von Dimitris Anwesenheit zu erzählen. Sie wünschte Besserung, küßte Irina auf die Stirn und verließ das Zimmer.

„Nichts von Bedeutung", berichtete sie Dimitri, der ihr fragend entgegensah. „Sie werden heute auf Irina verzichten müssen."

Er ließ nicht erkennen, ob er enttäuscht war oder nicht.

Sie läutete dem Diener. „Melden Sie dem Herrn Grafen, daß wir speisen wollen."

„Der Herr Graf ist nicht hier, Frau Gräfin. Der Herr Graf hat angerufen, daß er heute abend mit seiner Frau Schwester zusammenbleibe, die aus York gekommen ist."

Ein Zucken lief über Tinas Gesicht. „Schön. Dann lassen Sie anrichten."

Der Diener verbeugte sich und ging hinaus.

„Du hast schrecklich viel Glück, du!" sagte Tina ein wenig heiser und strich mit nervösen Fingern über sein Haar.

Dimitri lächelte angestrengt.

*

Gegen Mitternacht landete Mniewski in einer Diele, die ein Oval in Grün und Gold war, in dessen Mitte getanzt wurde. Ein Balalaika-Orchester spielte. Die Musikanten trugen russische Tracht.

Mniewski blieb am Eingang stehen und musterte die Anwesenden. Keine Gefahr. Er setzte sich an ein Tischchen, nachdem er eine junge, zarte Blondine um Erlaubnis gebeten hatte. Sie nickte freundlich. Er bestellte ein Gläschen Likör, zündete eine Zigarette an und sah den Tanzenden zu. Er war sehr müde und wußte noch nicht, wo er die Nacht verbringen sollte. Allmählich drang die Musik in sein Bewußtsein. Sie spielten: „Übermütige Nächte".

Mniewski gab sich willenlos der Melodie hin und geriet ins Träumen. Als die Musik schwieg, wurde er wieder nüchtern, trank sein Glas aus und betrachtete die Mädchen, die vom Tanz zurückkehrten. Die meisten hatten schon Anschluß gefunden. Die noch allein waren, flößten ihm Mißtrauen ein.

Aber die Zeit verging. Die Blondine, die seine Tischnachbarin war, saß still und bescheiden da, hielt die Hände im Schoß verschlungen und blickte vor sich hin. Wie eine kleine Bürgersfrau sah sie aus, die auf ihren Mann wartete.

Das Balalaika-Orchester begann wieder zu spielen. Paare sprangen eilig auf, um keinen Takt zu versäumen, und tanzten mit Hingebung. Es war der russische Walzer von Grigoriew, den die Musikanten spielten. Jäh entschlossen erhob sich Mniewski, machte eine Verbeugung und forderte die Blondine zum Tanz auf. Sie nahm dankend seinen Arm.

Es war beruhigend, in diesem friedlichen Oval zu tanzen und diese zarte, traurige Frau umfaßt zu halten, die sanft nach Lavendel duftete. Je länger er tanzte, desto heftiger empfand er das Glück, den Schlag des fremden Herzens zu spüren und grauenvoller Einsamkeit entronnen zu sein. Aber bald war der russische Walzer zu Ende, die enge Gemeinschaft wurde gelöst, jedes Herz schlug für sich allein.

Als sie wieder an ihrem Tisch saßen, versuchte Mniewski, ein Gespräch in Gang zu halten, das mühsam dahinschlich. Die Frau blieb so verschüchtert und zurückhaltend, daß er den Mut verlor. Traurigkeit überfiel ihn und schloß ihm den Mund. Dann spielten die Balalaika-Musikanten die verdammte Romanze: „Habe Mitleid mit mir", daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht aufzuheulen.

Der Kellner kam, um einzukassieren. Ein Teil der Lichter wurde eingezogen. Die Russen packten ihre Instrumente ein.

Als die Blondine aufstand und sich mit bescheidenem Gruß verabschiedete, begleitete Mniewski sie, als müßte er sich an diese Frau klammern, die die letzte Brücke zu allen andern Menschen war. Sie traten gemeinsam auf die Straße und marschierten schweigend den Kurfürstendamm hinab.

Es begann zu regnen. Die junge Frau öffnete ihren Schirm. Mniewski erbot sich schüchtern, ihn zu tragen. Sie lächelte traurig, gab ihm den Schirm und nahm seinen Arm. Er wollte sprechen, aber seine Kehle war verdorrt.

Die junge Frau bog in die Waitzstraße ein und hielt vor einem Haus. „Lassen Sie mich nicht allein", flüsterte Mniewski verzweifelt. Sie öffnete schweigend das Tor und ließ ihn eintreten.

Vier Stockwerke stiegen sie in die Höhe. Ein kleines, sauberes Vorzimmer empfing sie. Die junge Frau legte ab und stellte sorgsam den aufgespannten Schirm in die Ecke. Dann öffnete sie die Tür zum Wohnzimmer, knipste Licht an und forderte Mniewski durch eine Handbewegung auf, hereinzukommen. Es war ein bürgerliches Zimmer mit Plüschdecken und billigen Teppichen, biedere Eichenmöbel standen da, an der Wand hingen in Goldrahmen die Bilder eines alten Ehepaares, eines mageren Mannes mit Glatze und einer dicken Frau mit gutmütig lächelndem Gesicht, in der Ecke befand sich ein Blumentisch ohne Blumen, ein engbrüstiges Pianino zeigte sehr gelbe Tasten. Mniewski stand hilflos und beunruhigt da.

„Wollen Sie meine Tochter sehen?" fragte die junge Frau herzlich.

„O ja", antwortete er erleichtert und folgte ihr auf den Fußspitzen in ein kleines Hinterzimmer. Mit offenem Mund und geballten Fäusten schlief ein blondes Mädelchen in einem Gitterbett.

„Ist sie nicht süß?" fragte die Mutter leise.

Er nickte und betrachtete mit aufsteigender Rührung das Kind.

Dann kehrten sie in das Wohnzimmer zurück, und Mniewski mußte auf dem Plüschsofa Platz nehmen. Die junge Frau faßte Vertrauen zu dem Fremden, der ihr Kind bewundert hatte, und fragte gastfreundschaftlich: „Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten oder wollen Sie lieber ein Glas Bier trinken?"

„Ich möchte um ein Glas Bier bitten."

Sie nickte und ging hinaus. Er blickte ihr nach und fühlte sich glücklich, dieser Frau begegnet zu sein. Wie vertrauensvoll und furchtlos sie war! Woher nahm sie den Mut, einen Fremden zu beherbergen, der ein Mörder sein konnte? Es war

sehr still in dem Zimmer. Der Regen rieselte sanft, und der Regulator tickte einschläfernd.

Nach einer Weile kam die junge Frau wieder, die jetzt einen einfachen Schlafrock trug, und brachte auf einer deckchengeschmückten Platte eine Flasche Bier mit zwei Gläsern. „Verzeihen Sie, daß es so lange gedauert hat, aber ich wollte das Bier ein wenig kalt stellen." Sie schenkte die beiden Gläser voll und nahm auf einem Sessel Platz.

Er trank durstig sein Glas aus, sah die junge Frau an, nahm vorsichtig ihre Hand und beugte sein Gesicht über die mageren Finger. So verharrte er einige Minuten. „Haben Sie Kummer?" fragte sie mitleidsvoll.

Er hob den Kopf und antwortete mit gepreßter Stimme: „Ein wenig."

„Jeder hat Kummer", tröstete sie. „Jeder hat seinen Kummer, der nur ihm ganz allein gehört."

Sie stand auf, setzte sich neben ihren Gast auf das Sofa, ergriff seine Hand, legte sie zwischen ihre beiden Hände, als wollte sie ihn beschützen, und fragte mütterlich: „Ist es sehr arg?"

„Nein, nicht sehr arg." Das Weinen war ihm nahe.

„Mein Mann war Bankbeamter", begann sie zu erzählen. „Eines Tages wurde er verhaftet. Er hatte einen Scheck gefälscht. Es war kein großer Betrag, denn mein Mann ist nicht leichtsinnig gewesen. Wir konnten mit dem Gehalt nicht auskommen, das war es. Das Leben ist so teuer geworden. Er wollte uns helfen, aber jetzt ist er für lange Zeit eingesperrt und hat Erika und mich ohne einen Pfennig zurückgelassen. Es ist hart, das dürfen Sie glauben."

Er lauschte begierig der sanften Stimme, die schicksalsergeben von Not und Elend berichtete.

„Das schlimmste wird wohl sein, wenn mein Mann zurückkommt, ohne Geld, ohne Aussicht auf eine Stellung. Wovon sollen wir leben? Er kann doch nicht dulden, daß ich mit andern Männern beisammen bin, und wenn er es duldete, müßte ich ihn verachten. Ich wollte, er käme niemals wieder. Aber verzeihen Sie, daß ich so viel von mir erzähle. Sie sind doch nicht hierher gekommen, um von fremdem Kummer zu erfahren." Sie hob seine Hand an ihren Mund und küßte sie, dankbar für sein geduldiges Zuhören.

„Erzählen Sie nur weiter", bat er und fühlte große Zärtlichkeit für diese junge, blonde Frau.

Sie hieß Elfriede.

*

Graf Diedorff war seit Stunden bei seiner Schwester Litte in ihrem Hotelzimmer und hatte ihr, die ihn liebte und verstand, sein Herz ausgeschüttet.

Nun stand sie auf, groß, blond, schlank, und öffnete das Fenster, um den Rauch hinauszulassen. „Es regnet. Wie wirst du nach Hause kommen, Christoph?"

„Ich werde mir ein Auto nehmen. Darauf kommt es nicht mehr an."

Er machte einige große Schritte durch das Zimmer und sagte: „Litte, du bist so klug, zeige mir einen Weg."

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihn prüfend an. „Willst du die Wahrheit hören?"

„Sprich nur, ich bin auf das Unangenehmste gefaßt. Oder laß mich sagen, was du mir vorwirfst. Ich arbeite nicht. Ich habe keinen Beruf. Ich lasse mich von meiner Frau erhalten. Nicht wahr?"

„Sehr richtig. Ich habe nichts gegen deine Frau. Im Gegenteil, eine famose Frau, die sich das ganze Jahr plagen muß, um ihre Million zu verdienen. Aber daß du, Christoph Bernhard Diedorff, damit zufrieden bist, jedes Jahr ein Dutzend silberner Pokale in Turnieren zu gewinnen und im übrigen von der Gnade deiner Frau abzuhängen, ist ein Jammer."

„Du hast vollkommen recht, aber was soll ich nach deiner Meinung tun?"

„Arbeiten, Menschenskind. Arbeiten! Arbeiten!"

Er lachte gezwungen auf. „Leicht gesagt!"

„Du hast Landwirtschaft gelernt."

„Soll ich als Inspektor zu irgendeinem Schieber aufs Gut?"

„Ja, warum denn nicht? Laß ihn ruhig Schieber sein, was geht's dich an? Du hast das Gut zu bewirtschaften, fertig!"

Sie ging zum Fenster und schloß es. „Jetzt gib mir noch eine Zigarette, dann muß ich schlafen. Es ist zwei Uhr durch."

Er blickte überrascht auf die Uhr.

Litte hatte sich in den Fauteuil gesetzt und fragte nach einer Weile: „Wann kommst du wieder nach Bork hinaus?"

„Ich will mal sehen", antwortete er unbestimmt.

„Vater kränkt sich, wenn du so lange wegbleibst. Du hast doch wirklich Zeit genug."

„Ich werde kommen."

Pause.

„Wie geht's deinem Hannchen?"

„Sie ist gesund, gottlob."

Pause.

„Wie geht's deinem Mann?"

„Auch gut, danke. Er will Groß-Karbe kaufen."

„Verkauft denn Gelroth?" fragte er interessiert.

„Er muß wohl."

„Sieh mal an! Was verlangt er denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Wozu will dein Mann Groß-Karbe kaufen?"

Es grenzt an Vork und arrondiert schön, meint er. Ich finde die Sache ein wenig zu groß. Es sind elfhundert Morgen, denke ich."

„Über zwölfhundert, liebe Litte."

„Es soll guter Boden sein."

„Zum Teil famos. Ein schöner Wald ist auch dabei. Auf den spitzt wohl dein Mann?"

„Holz ist ja sein Fach, aber von der Landwirtschaft versteht er nicht viel. Er müßte einen Fachmann anstellen, wenn er Groß-Karbe kaufte."

Sie blickte ihren Bruder an, als wäre sie von einer plötzlichen Idee erleuchtet, und sagte lebhaft: „Das wäre gleich 'n Posten für dich."

„Glaubst du, daß dein Mann mich haben wollte?" fragte er zweifelnd.

„Na hör' mal! Mit Handkuß. Er hat eine geradezu lächerliche Hochachtung vor dir. Ich begreife selber nicht, wie er dazu kommt. Du behandelst ihn doch wahrlich nicht sehr freundschaftlich."

„Ich wüßte nicht."

„Na, laß man gut sein! Du hast eine Art, leutselig zu sein, die einen rasend machen könnte. Aber Wilhelm spürt das nicht. Unsere feinen Nerven fehlen ihm. Na, man kann nicht alles haben."

Diedorff küßte seine Schwester auf die Wange. „Litte, du bist gefährlich klug."

Sie lachte fröhlich. „Und du komm bald nach Vork hinaus!"

*

Mniewski hielt die kleine Erika auf dem Schoß, die „Papa!" jauchzte und mit Leidenschaft an seinem Schnurrbart zerrte.

Frau Elfriede kam mit dem Frühstück und lächelte den beiden zu. „Sie liebt dich", sagte sie und nahm ihm das Kind ab, das den Mund zum Weinen verzog.

Nach dem Frühstück blieb er auf dem Sofa sitzen und besprach mit Elfriede, daß sie und Erika in einigen Wochen ihm

nachkommen sollten. Er wollte ihr aus Paris Geld für die Reise schicken, riet, die Wohnung abzuschließen, nichts zu verkaufen, den Schlüssel dem Gefangenen zu schicken, erklärte die Wege, die sie gehen müßte, um einen Paß zu erhalten, und war auf jede Einzelheit bedacht.

Elfriede hörte ihm mit aufmerksamer Geduld zu, aber ihre Augen blickten traurig, und ihr Mund war skeptisch. „Bleib doch heute noch hier. Fahre erst morgen", bat sie dringend.

Mniewski ließ sich nicht zurückhalten und nahm gegen Mittag schweren Abschied von der blonden, zarten Frau, die die Last ruheloser Stunden von ihm genommen hatte.

Als er aus dem Haus trat, blieb er zögernd stehen und überlegte, ob es nicht klüger wäre, zurückzukehren, denn es regnete in Strömen. Er gab der Stimmung nicht nach, schlug den Rockkragen hoch und fuhr zunächst nach einem Reisebureau, wo er sich erkundigte, ob und wann ein Abendzug nach Holland ginge und wie teuer die Fahrkarte wäre. Er bekam Bescheid und verließ das Bureau, ohne die Fahrkarte gekauft zu haben, denn er war abergläubisch und fürchtete, Hindernisse heraufzubeschwören, wenn er das Billett in der Tasche trüge, bevor er den Paß hätte. Dann aß er in einer bescheidenen Wirtschaft Geringes, begann während der Mahlzeit zu rechnen und fand, daß er sich Beschränkungen auferlegen müsse, um ohne Schwierigkeit bis nach Paris ins Café Dumont, Rue Lafayette, zu kommen.

Nach dem Mittagbrot begab er sich in ein Warenhaus, kaufte das Allernotwendigste an Wäsche und Toilettesachen, legte alles in eine billige Handtasche, die er nach einem nahen Bahnhof trug und bei der Gepäckaufbewahrungsstelle zurückließ. Von hier fuhr er mit der Untergrundbahn bis Alexanderplatz, wo er den Stadtbahnzug nach Kaulsdorf erreichen wollte, der um drei Uhr vom Schlesischen Bahnhof abging. Er verpaßte diesen Zug um eine halbe Minute und mußte, ein wenig ärgerlich, bis vier Uhr warten.

Als er in Kaulsdorf ausstieg, begann es bereits zu dämmern. Er verließ den Bahnhof und fragte eine alte Frau nach dem Haus, das ihm Herr Baderle beschrieben hatte. Die Alte kannte das Haus, ging ein Stück neben ihm her und wies den Weg, der längs des Bahndamms nach Mahlsdorf führte.

Mniewski dankte und schritt in die Dämmerung hinein. Die unendliche Traurigkeit dieser herbstlichen Abendstunde legte sich schwer auf sein Herz. Unablässig fiel der Regen auf das trübselige Land. Wüst und grau breiteten sich Felder aus, auf denen Krähen spazieren gingen, am fernen Horizont stand ein

mageres Wäldchen, in Schleier gehüllt, eine Mühle streckte ihre Flügel zum niederen Himmel. Der schmale Weg führte an öden Gemüsegärten und vereinzelten Häusern vorbei, die lichtlos im Nebel zu zerfließen schienen.

Und wie entsetzlich still war es! Der Wind sang in den Telegraphendrähten, manchmal schrie eine Krähe, ferne Lokomotiven pfiffen.

Mniewski ging immer langsamer, als befiele Lähmung seine Glieder, und blieb schließlich stehen, schweratmend und bis ins Mark durchkältet. Als er haltmachte, fuhr wie ein Blitzschlag Angst in ihn, unerklärbare, planlose, zermalmende Angst, die Eingeweide und Nieren in Aufruhr versetzte.

Er war in eine Falle gelockt worden. In dieser Sekunde wurde es ihm klar. Mit zitternden Händen riß er den Revolver aus der Tasche und blickte wie ein gehetztes Tier um sich. Ich muß fliehen, dachte er, vom Fieber geschüttelt, und blieb wie angewurzelt stehen. Wenn er den Bahnhof erreichte, der mit matten Lichtern durch den Regen blinkte, war er gerettet. Aber war es nicht ein Weg von tausend Kilometer bis zum Bahnhof?

Er hörte Schritte hinter sich, wendete sich jäh um und erblickte einen kleinen Schuljungen, den er mit raschem Entschluß nach Baderles Haus fragte. Der Junge deutete in die Dämmerung auf ein Haus, das zwei Minuten entfernt war.

Mniewski, ein wenig beruhigt, schloß sich dem Jungen an, der ihn bis zu dem Haus führte. Es war eine hübsche, freundliche Villa mit Balkonen und mit einem Vorgarten. Der Schuljunge verschwand pfeifend im Nebel.

Mniewski stand vor dem Tor des Hauses und wußte nicht, was er machen sollte. Auf dem Bahndamm donnerte ein hellbeleuchteter Zug vorüber. Kein Laut, kein Lichtschimmer kam aus dem Haus. Alle Fenster waren verhängt. Man wird mich abschlachten wie ein dummes Kalb, dachte er und krümmte sich vor Angst. Als er den Gipfel des Grauens erreicht hatte, wurde er plötzlich ruhig. Die gespannten Nerven gaben nach und schalteten alle Hemmungen aus. Mut der Verzweiflung erfüllte sein Herz. Man wich nicht einen Schritt vor dem Ziel zurück. Man ging seinen Weg bis zu Ende. Auf dem Tisch eines Zimmers dieses Hauses lag vielleicht sein Paß, Schlüssel zur Ferne und Freiheit. Und wenn der Tod in diesem Haus auf ihn wartete, er sollte kein leichtes Spiel haben.

Mniewsky hielt die Waffe schußbereit und drückte auf den Klingelknopf. Er hörte Schritte, Licht wurde angeknipst, die

Lampe vor der Tür glühte auf, eine Sperrkette klirrte. Ein auffallend hübsches Mädchen mit weißem Häubchen und koketter Putzschürze öffnete. „Ist Herr Baderle zu sprechen?" fragte Mniewski mit heiserer Stimme.

„Jawohl. Bitte näherzutreten."

Er betrachtete mißtrauisch das Mädchen, das lasterhafte Augen hatte und geschminkt war.

„Wollen Sie ablegen?"

„Nein."

Das Mädchen lächelte mit zu roten Lippen und führte ihn zu einer Tür. „Treten Sie ein, bitte."

Mniewski zögerte. Dann befahl er: „Öffnen Sie die Tür!" Er hatte die Waffe umklammert. Das Mädchen, ein wenig verwundert, gehorchte.

Herr Baderle, im Schlafrock, saß friedlich am Tisch vor einem großen Glas Glühwein, dessen Duft das Zimmer erfüllte, und las in der Zeitung. Jetzt blickte er auf, sah den Revolver in Mniewskis Hand und rief: „Nanu, was ist denn los?"

Er mußte niesen. Das Mädchen schloß die Tür und verschwand.

„Wollen Sie mich totschießen? Machen Sie keine Sachen! Ich habe die Grippe."

Mniewski wankte zu einem Sessel und ließ sich niederfallen. Aus seinen Augen stürzten Tränen.

„Ja, was ist denn los, zum Teufel?" fragte unwillig Herr Baderle, der kein Freund ekstatischer Szenen war.

„Nichts. Verzeihen Sie. Ich bin ein wenig nervenkrank." Er riß sich zusammen und blickte den dicken Mann im Schlafrock mit dankbarer Liebe an.

Herr Baderle erhob sich ächzend, schlürfte zu einem Schrank, holte eine Flasche hervor und schenkte ein Gläschen voll. „Trinken Sie 'nen Kognak auf den Schreck!" sagte er gutmütig.

Wieder fiel Mißtrauen über Mniewski: „Ist kein Gift, Sie können ruhig trinken", lachte der Dicke.

Mniewski nippte an dem Glas. „Haben Sie den Paß fertig?"

„Was Heinrich Baderle verspricht, das hält er", erklärte der Hausherr selbstbewußt, wackelte zum Schreibtisch und holte den Paß.

Mit verliebten Augen betrachtete Mniewski das Papier, staunte die Siegel an, las „Signalement", lächelte ziellos. „Werde ich gewiß keine Schwierigkeiten haben?"

„Das Papier ist echter als echt. Verlassen Sie sich darauf."

Mniewski, beglückt, zog Geld hervor und legte vier Tausendmarkscheine auf den Tisch.

„Sie müssen noch unterschreiben. Einmal hier und einmal quer über das Photo."

Mniewski las seinen neuen Namen und unterschrieb ihn. „Ich danke Ihnen, Herr Baderle", sagte er herzlich. „Wenn ich mit dem Paß keinen Anstand habe, schicke ich Ihnen ein schönes Geschenk."

„Ist recht. Hier haben Sie die Adresse für Amsterdam. Falls Ihnen das französische Konsulat kein Visum geben will, wenden Sie sich an den Mann."

„Nochmals schönen Dank, Herr Baderle." Er wendete sich zur Tür.

„Warten Sie, ich will dem Mädchen klingeln."

„Ein hübsches Mädchen", sagte Mniewski anerkennend.

Herr Baderle lächelte geschmeichelt. „Ich bin Witwer, nicht?"

Das Mädchen trat ein. „Glückliche Reise!" rief der Dicke und setzte sich wieder vor sein Glas Glühwein.

Mniewski folgte dem Mädchen, gab ihm reiches Trinkgeld und küßte voll Übermut den Mund der Lächelnden, die ihren Körper an ihn drängte und wie eine Katze surrte.

Er tastete durch den Vorgarten, mußte sich erst an die Finsternis gewöhnen, fand den Weg, sah die Lichter des Bahnhofs und marschierte dem Ziel mit zuversichtlichen Schritten entgegen, Jubel in der Brust, ein glückliches Lächeln auf den Lippen.

So traf ihn der Dolch, mitten ins Herz.

Eine Stunde später wurde der Tote gefunden. Er hatte weder Ausweispapiere bei sich noch Geld oder sonst etwas von Wert.

VIII.

Die Vermonte kam mit Irina in die prunkvolle Star-Garderobe und befahl der Kammerjungfer: „Bringen Sie uns Kaffee und anständigen Kuchen." Dann legte sie sich auf den Diwan, verschränkte die Hände unter dem Kopf und blickte zur Decke. „Sind Sie nicht auch müde, Irina?"

„Nein, gar nicht", antwortete die Prinzessin und begann langsam auf und ab zu gehen. „Ich glaube, daß meine Filmkarriere zu Ende ist."

„Warum? Haben Sie die Lust verloren?"

„Nein, aber Herr Eigenschein ist doch mit mir sehr unzufrieden.“

„Aber ich bitte Sie, was versteht der Ochse vom Film? Lassen Sie ihn quatschen. Wenn er lästig wird, fahre ich ihm über den Mund.“

Tina schloß die Augen und schien zu schlafen. Die Prinzessin trat zum Fenster und blickte über Dächer in den dunstverschleierten Himmel. Schwermut drang in ihr Herz. Sie fühlte Abstieg und Sinken, da sie in dieser überheizten, parfümierten Garderobe stand, mit geschminktem Gesicht und in einem Kleid, das nicht zu ihr paßte. War dies das Ziel der mühseligen Wanderung von Petersburg bis hierher?

Das Telephon schnarrte. Irina nahm den Hörer und vernahm Kipmans Stimme. „Was gibt es denn?“ fragte die Vermonte schläfrig.

„Ich soll mich für Szene 45 umkleiden.“

„Na also“, sagte Tina und richtete sich auf. „Zuerst werden Sie mit mir Kaffee trinken. Die Herrschaften können warten.“

Die Kammerjungfer trat ein.

„Die Prinzessin zieht jetzt das blaue Hauskleidchen an, Sophie. Legen Sie alles bereit.“

„Jawohl. Frau Gräfin sind heute fertig?“

„Ja. Kommen Sie, Irina. Trinken Sie.“ Sie kostete den Kaffee und verzog den Mund. „Pfui Deibel, ist das eine Plurre!“

Die Prinzessin lächelte.

„Passen Sie auf, Irina. Sie dürfen sich von Eigenschein nicht verwirren lassen. Die Szene ist ganz einfach. Sie lesen einen Brief und sind über den Inhalt traurig. Denken Sie daran, daß Sie traurig sein müssen. Das genügt. Eigenschein wird Ihnen großes Theater vormachen, kümmern Sie sich nicht darum.“

„Traurig zu sein, wird mir gelingen“, sagte die Prinzessin zuversichtlich.

„Ich werde jedenfalls hierbleiben, um Eigenschein im Zaum zu halten. Nachher muß ich aber sofort zur Lebius fahren. Wenn Sie fertig sind, nehmen Sie sich ein Auto und kommen nach. Aber das hat eigentlich auch wenig Wert. Fahren Sie direkt nach Haus.“

Eine halbe Stunde später trat Irina, von der Vermonte begleitet, die schon im Straßenkostüm war, in das Atelier. Eigenschein ging ungeduldig in dem kleinen Mädchenzimmer spazieren. Der Operateur plauderte leise mit Kipman. Das

Atelier widerhallte vom Hämmern der Arbeiter, die das Foyer der Großen Oper abräumten. „Ruhe!" schrie Eigenschein und begann Irina die Szene zu erklären.

„Ich weiß, um was es sich handelt", sagte die Prinzessin bescheiden.

„Schön, dann will ich Ihnen mal vorspielen, wie ich mir die Szene vorstelle." Er las den Brief und legte eine Traurigkeit hin, daß die Wände bebten.

„So kann ich es nicht machen, Herr Eigenschein", erklärte Irina schüchtern.

„Bitte, wie wollen Sie die Szene spielen?"

Die Prinzessin nahm den Brief, las ihn, setzte sich langsam nieder und legte die Hände in den Schoß. „Fabelhaft", sagte die Vermonte sehr laut zu Kipman und dem Operateur, die ihr zustimmten.

„Ich halte das für unmöglich", sagte Eigenschein giftig. „Aber bitte. Mir soll es recht sein. Licht!" Er kehrte den beiden Frauen den Rücken und wendete sich an Kipman, während Bratengeyer den Apparat einstellte. „Eine Katastrophe, was?"

Kipman verhielt sich neutral, denn es erschien ihm unvorteilhaft, seinem Herrn und Gebieter zu widersprechen. Aber während die Szene gedreht wurde, hatte er das sichere Gefühl, daß die Prinzessin Erfolg haben müsse.

Eigenschein, der den Gleichgültigen spielte, ließ im Eiltempo die andern zwei Szenen aufnehmen und verzichtete auf jeden Einwand. Dann grüßte er mit eisiger Höflichkeit und sagte zu dem Operateur: „Ich bin in meinem Zimmer. Rufen Sie mich an, wie die Bilder geworden sind."

Kipman überreichte der Prinzessin einen Gagezettel. „Was soll ich damit?" fragte sie verwundert.

„Sie müssen unterschreiben, Prinzessin. Dann können Sie das Geld bei der Kasse erheben."

„Kipman wird das Geld für Sie holen", sagte die Vermonte und blickte den Hilfsregisseur freundlich an.

„Sehr gern, Frau Gräfin."

„Ich muß jetzt gehen, Irina. Es ist vier Uhr durch. Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

„Warten Sie doch in der Garderobe, Irina. Bratengeyer wird Sie anrufen, wenn die Bilder entwickelt sind."

Die Prinzessin ging nach der Garderobe und sah schweigend der Kammerjungfer zu, die in dem Raum Ordnung machte. Dann meldete der Operateur durch das Telephon, daß die

Aufnahmen gut seien, und Irina schminkte sich ab und kleidete sich um, ohne die Hilfe der Jungfer in Anspruch zu nehmen, die sich empfahl. Die Prinzessin war so tief in Gedanken, daß sie Kipman vergessen hatte, und blickte erstaunt die Tür an, als sie klopfen hörte. „Ich bringe das Geld, Prinzessin", sagte Kipman sachlich und blieb an der Tür stehen.

„Treten Sie nur näher", bat sie mit einer einladenden Handbewegung.

Kipman trat an den Tisch und zählte achtzehn Hundertmarkscheine auf. Irina hatte sich niedergesetzt, stützte den Kopf auf eine Hand und sah zu. „Zweihundert Mark werden für die Steuer abgezogen", erklärte er.

„Ich bin sehr unglücklich, Andreij Ismailowitsch", sagte sie auf russisch und zerknüllte einige Scheine. „Sie sind mein Freund, Andreij Ismailowitsch. Sie sind mein einziger Freund. Sprechen Sie die Wahrheit! Was soll ich hier?"

„Filmen, Prinzessin."

„Ich bin doch unmöglich."

„Sie sind ausgezeichnet", erwiderte er lebhaft und überzeugt. „Und Sie sehen — Sie sehen — fabelhaft aus."

Sie wurde heiß vor Freude. „Sie wollen mich trösten, Andreij Ismailowitsch."

„Sie dürfen mir glauben, Prinzessin. Wenn ich eine Filmfabrik hätte, würde ich Sie sofort engagieren."

Sie fragte ernsthaft: „Warum haben Sie keine Filmfabrik?"

Er lächelte nachsichtig.

„Sie sind doch klüger als Herr Eigenschein und als der Hofrat, Andreij Ismailowitsch."

„Klugheit ist zu wenig, Prinzessin. Man muß Geld haben."

Sie wußte keine Antwort. Dann holte sie zwei Hundertmarkscheine, Dimitris Geld, aus ihrem Täschchen hervor und übergab sie Kipman. „Ich danke Ihnen, Andreij Ismailowitsch. Ich werde nie vergessen, was Sie an mir getan haben."

Kipman dankte beschämt, weil er sich wiederum daran erinnern mußte, daß er an jenem Hamburger Abend eigentlich dreihundert Mark hatte schenken wollen.

„Sie meinen also, daß ich weiterfilmen soll, Andreij Ismailowitsch?"

„Ja. Sie werden bestimmt Erfolg haben, Prinzessin." Er zögerte. „Ich weiß nur nicht, warum Sie filmen."

„Ich muß Geld verdienen."

Er sah sie erstaunt an. „Sie besitzen doch wertvolle Diamanten, Prinzessin."

Sie lachte auf. „Wo sind meine Diamanten? Man hat sie mir gestohlen, mein Lieber.“ Er erschrak sehr und begriff diese lächelnde Unbekümmertheit nicht.

„Das ist alles, was ich besitze“, sagte sie und deutete auf die Hundertmarkscheine, die auf dem Tisch lagen.

„Und außerdem sind Sie doch mit einem reichen Amerikaner verlobt, verzeihen Sie.“

„Das ist nicht wahr!“ Sie erhob sich und trat Kipman gegenüber. „Soll ich einen Mann heiraten, den ich nicht liebe? Raten Sie mir das, Andreij Ismailowitsch?“

Er fühlte ihren Atem und erzitterte. Eine Welle von Sinnlichkeit schlug über ihm zusammen. „Wie darf ich raten!“ erwiderte er leise.

„Sie sind mein Freund.“

Er schwieg und starrte sie mit flackernden Augen an. Was sie täte, wenn man sie jetzt an sich risse und diesen lachenden Mund küßte, küßte ...? Würde sie schreien, um Hilfe rufen, ihm ins Gesicht schlagen oder schweigen? Sein Blut brannte.

Irina spürte heiße Ströme, die gegen sie andrängten, sie wehrlos machten und lähmten. Schwäche rann durch ihren Körper. Sie mußte den Blick senken, trat einen Schritt zurück, schob mit unsicheren Fingern die Geldscheine zusammen und steckte sie in ihr Täschchen.

Ich bin verrückt, dachte Kipman gedemütigt und wußte wieder, daß er ein armseliger Hilfsregisseur war, ein Diener, ein Knecht, auf dem alle herumtraten. Einmal, ein einziges Mal möchte ich seine Augen küssen, fühlte Irina in bewußtloser Hingerissenheit und mußte sich auf den Tisch stützen, um nicht zu fallen.

„Wollen Sie mich zu einem Auto begleiten, Andreij Ismailowitsch?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Er hatte sich ganz in der Gewalt und antwortete kühl: „Bitte, Prinzessin.“

Seine Kühle traf sie so vernichtend, daß sie auf einen Sessel sank, ihren Kopf auf den Tisch legte und lautlos weinte. Er sah sie an und begriff nichts.

Sie riß sich zusammen, trocknete die Augen, sprang auf und sagte hastig: „Kommen Sie, Andreij Ismailowitsch.“

*

Zwei Männer kamen zu dem alten Gutmacher; zwei Männer mit schillernden Russenaugen in den blassen Gesichtern. Borik,

der Schlächter, öffnete einen Spalt der Tür, betrachtete die beiden argwöhnisch, schätzte ihre Kräfte ab und gab zögernd, auf Gutmachers Befehl, den Eingang frei. „Sind Sie Herr Gutmacher?" fragte der jüngere Mann in unsicherem Deutsch.

„Jawohl. Womit kann ich Ihnen dienen?" antwortete Gutmacher auf russisch.

Die beiden Männer wechselten einen raschen Blick. Dann sagte der ältere auf russisch: „Sie haben dem Grafen Wolkonsky einen Diamanten abgekauft."

Im Bruchteil einer Sekunde überlegte der alte Gutmacher, daß die Sache nicht stimmte. Er hatte den Stein nicht abgekauft. Die beiden Männer tappten im Dunkel. Es war ihm klar.

„Ich kenne keinen Grafen Wolkonsky."

Die Russen stutzten. Dann erklärte der jüngere: „Vielleicht hat er sich Ihnen unter anderem Namen vorgestellt."

Gutmacher schüttelte den Kopf. „Ich habe niemandem einen Diamanten abgekauft."

„Lügen Sie nicht!" schrie der ältere. Wir wissen, daß Sie den Stein gekauft haben."

Borik blickte wie ein treuer Hund seinen Herrn an und trat einen Schritt näher. „Wenn Sie mit mir in meinem Geschäft schreien," sagte Gutmacher furchtlos, „dann lasse ich Sie hinauswerfen. Mit mir schreit man nicht. Merken Sie sich das!"

Der jüngere Russe lenkte ein. „Verzeihen Sie, mein Freund ist aufgeregt. „Wir wollen in Ruhe und Frieden unterhandeln. Graf Wolkonsky hat uns beauftragt, den Stein zurückzukaufen." Er holte ein dickes Bündel von Tausendmarkscheinen aus der Tasche und drehte es lockend in der Hand. „Sie bekommen fünfundzwanzig Prozent mehr, als Sie gezahlt haben. Nennen Sie den Preis.

„Es tut mir leid, meine Herren", antwortete Gutmacher lächelnd. „Sie haben sehr schönes Geld, vielleicht ist es sogar echt, kann man wissen, aber ich habe niemandem einen Stein abgekauft. Das kann ich beschwören, vor Gott und den Menschen."

„Fünfzigtausend Mark!" rief der jüngere Mann.

„Sechzigtausend Mark!" überbot der zweite.

„Strengen Sie sich nicht an, meine Herren, und machen Sie hier keine Lizitation! Schad' ums Geschrei! Und wenn Sie mir eine ganze Million in echten Scheinen auf den Tisch legen, kann ich Ihnen den Stein auch nicht geben."

„Verfluchter Schid!" rief der ältere Russe und hob drohend die Faust. Der andere hielt ihn zurück.

Borik stand auf dem Sprung. Gutmacher drückte auf einen Klingelknopf, der unter der Tischleiste angebracht war. Einen Augenblick später trat ein Turobiner Schuster, der nebenan seine Werkstätte hatte, in den Laden. Er trug einen Schaftstiefel in der einen, eine scharfe Ahle in der andern Hand und grüßte freundlich beim Eintritt. Gutmacher nickte ihm zu.

„Machen Sie uns keine Schwierigkeiten", sagte der jüngere Russe.

Zwei Handwerker, große, stattliche Männer, kamen in den Laden. Gutmacher begrüßte sie freundschaftlich.

„Wenn Sie den Stein nicht gutwillig herausgeben, machen wir die Anzeige."

„Und schon!" rief Gutmacher. „Borik hol' die Polizei!"

„Wir gehen selber zur Polizei, Sie alter Betrüger", schrie der ältere Russe wutverzerrt und machte einen Schritt zur Tür.

Borik, der Schlächter, erhob ein dumpfes Grollen. „Brauchst sie nicht hinauszuwerfen, Borik", lachte Gutmacher. „Die Jungs laufen von selber." Der Schuster und die beiden Handwerker stimmten in das Gelächter ein.

Die beiden Russen waren verschwunden. Gutmacher dankte den drei Männern, die den Laden verließen. Borik legte die Eisenstange vor die Tür. Der alte Gutmacher lief nachdenklich durch die Kammer und blieb dann vor dem Schlächter stehen. „Weißt du, was ich glaub', Borik?"

Borik sah seinen Herrn erwartungsvoll an.

„Ich glaub', der polnische Jung' wird sich den Stein nicht mehr holen können." Er holte vorsichtig den Diamanten aus seinem Geldtäschchen hervor und hielt ihn auf der flachen Hand. „Ein schöner Stein", sagte er träumerisch und starrte mit verliebten Augen in das Funkeln. „Ich will dir was sagen, Borik. Wenn sie mich erschlagen, ist kein Schad'. Ich bin ein alter Mann. Aber den Stein sollen sie nicht kriegen. Da, Borik, heb' du den Stein auf."

Der Schlächter erschrak vor der Verantwortung.

„Kein Mensch glaubt, daß du den Stein hast. Außerdem fürcht' sich vor dir jeder. Bei dir ist er am sichersten aufgehoben. Und wenn mir was passieren sollte, gibst du ihn meiner Tochter Estherka."

Borik öffnete sein Hemd und legte mit kurzem Entschluß den Stein in die Gebetkapsel, die er auf der nackten Brust trug. „Der Allbarmherzige wird mir die Sünde verzeihen." Gutmacher senkte demütig den Kopf und murmelte ein Gebet.

*

„Wollen wir reisen?" fragte die Vermonte verliebt und bedeckte Dimitris Gesicht mit heißen Küssen.

„Wohin sollen wir reisen?"

„Nach Italien, nach Spanien, nach Japan, wohin du willst, Geliebter."

„Ich bin arm."

„Ich habe Geld genug."

Er machte sich frei und sagte voll Stolz: „Ein Wolkonsky nimmt von Frauen kein Geld!"

„Ich leihe es dir, Geliebter. Du gibst es mir zurück, wenn du deine Güter wiederbekommst. Du bist ja reich, viel reicher als ich."

Er schwieg und starrte in eine trostlose Zukunft.

Das Zimmer, in dem Dimitri und Tina sich trafen, war elend und düster, ein armseliges Liebesnest, aber Tina fühlte sich nicht gedemütigt, ihre Augen sahen nur Dimitri. Sie näherte ihren Mund dem seinen und fragte leise: „Willst du mich zur Frau?"

„Und Diedorff?"

„Ach! Ich lasse mich scheiden. Wir ziehen in meine Heimat. Nirgends auf der Welt ist es so schön wie in meiner Heimat. Die Berge glühen. Die Luft berauscht. Der Himmel ist unendlich hoch. Wir wollen ein Haus kaufen, das auf einem kleinen Hügel steht. Komm, Geliebter."

„Ich kann Rußland nicht im Stich lassen."

„Du liebst mich nicht", klagte Tina leise und hatte Tränen in der Stimme.

Er liebte sie nicht, hatte sie nie geliebt, war nur in der Laune einer abendlichen Stimmung aufgeflammt. „Doch, Tina, aber du darfst nicht verlangen, daß ich mir selber untreu werde."

„Ich verlange nichts", antwortete sie demütig. „Hab' mich nur ein bißchen lieb. Und wenn du das nicht kannst, erlaube mir, dich zu lieben."

Er war gerührt und schloß sie mitleidigen Herzens in seine Arme.

*

Der Diener führte ehrfurchtsvoll Mr. Proctor in den Salon der Diedorffschen Villa. Niemand war zu Hause. „Soll ich Licht machen?"

„Nein, danke."

Der Diener entfernte sich leise.

Regungslos saß Cyrus Proctor da und starrte in die Dämme-

rung. Mutlosigkeit und Unsicherheit kamen an ihn heran und ließen sich schwer abweisen. Jeder Tag entfernte ihn mehr von Irina, er fühlte es mit Bitterkeit. Keine Brücke führte zu ihr. Es gab Nächte, in denen sein eiskalter Verstand über sein unvernünftig entbranntes Herz zu siegen schien. War es nicht albern und würdelos, ein junges Mädchen gewinnen zu wollen, das ihn nicht liebte? In solchen Nachtstunden war er entschlossen, das Unternehmen zu liquidieren und am nächsten Morgen abzureisen. Wenn der neue Tag da war, schob er den Plan der Nacht weit von sich weg, denn er fühlte, daß er diese Niederlage nicht zu ertragen vermochte.

Die Tür ging.

„Guten Abend, Mr. Proctor", sagte Irina freudlos. Es war eine Qual, an diesem Abend nicht allein sein zu dürfen. „Warum sitzen Sie im Dunkel?" Sie drehte Licht auf.

Proctor erhob sich und grüßte freudig.

„Warten Sie schon lange?"

„O nein."

„Es scheint niemand zu Haus zu sein?"

„Verzeihen Sie, Prinzessin, ich wollte Sie so gern heute sehen."

„Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen einen Vorwurf zu machen, Mr. Proctor", sagte sie gereizt. Dann setzte sie sich nieder und blickte ihn prüfend an. Niemals werde ich diesen Mann lieben können, dachte sie. Was hat er für kalte Augen! Und wie dicke Wangen! Und wie alt er schon ist! Vierunddreißig oder fünfunddreißig Jahre! Und warum hat er so widerwärtig viel Geld, während Andreij Ismailowitsch gar nichts besitzt?

„Haben Sie Ärger gehabt, Prinzessin?" fragte Proctor vorsichtig.

„Nein, wie kommen Sie darauf?"

„Ich fürchtete nur. Verzeihen Sie."

„Bin ich nicht liebenswürdig genug? Haben Sie mehr erwartet? Enttäusche ich Sie? Was wollen Sie eigentlich? Bitte, sprechen Sie!"

Eine tiefe Falte stand zwischen ihren Brauen.

Er blickte sie an und sagte leise: „Wenn ich Ihnen lästig bin, Prinzessin, will ich gehen."

„Nein. Bleiben Sie nur."

Er saß schweigend und erbittert über die Schwäche seines Herzens.

„So sprechen Sie doch und machen Sie kein so unglückliches Gesicht! Haben Sie Ihr Vermögen verloren?"

„Darf ich fragen, wie Ihnen das Filmen gefallen hat, Prinzessin?"

Sie dachte an das wunderliche Beisammensein mit Kipman und erwiderte: „Es war ganz schön. Aber der Regisseur war sehr unfreundlich zu mir."

Proctor war aufrichtig empört. „Wie darf er es wagen! Wünschen Sie, daß der Bursche hinausgeworfen wird?"

„Wie wäre es möglich?" fragte sie verwundert.

„Das ist ganz einfach, Prinzessin. Ich kaufe das Unternehmen, und Sie wählen sich einen Regisseur, der Ihnen erwünscht ist."

Irina lachte kindlich, voll Staunen und Dankbarkeit. „Es ist gut, daß Sie so viel Geld haben, Mr. Proctor. Wenn mich Eigenschein noch einmal quält, werfen Sie ihn hinaus." Dann könnte Andreij Ismailowitsch Regisseur werden, überlegte sie und geriet in die beste Laune.

Proctor freute sich über diesen Stimmungswechsel und sagte eifrig: „Ich habe eine nette kleine Wohnung für Sie gefunden, Prinzessin."

„Sie sind sehr freundlich, Mr. Proctor. Ich danke Ihnen. Ich habe schon gehört, daß es sehr schwierig sein soll, in Berlin eine Wohnung zu finden. Ist sie hübsch? Erzählen Sie."

„Ganz nett, Prinzessin. Ein kleiner Salon, ein kleines Speisezimmer, ein Boudoir, ein Schlafzimmer mit Bad, das ist alles."

Irina schlug die Hände zusammen und lachte. „Das kann ich doch niemals bezahlen, Mr. Proctor! Was fällt Ihnen ein?"

„Die Wohnung ist ungewöhnlich billig, Prinzessin. Sechshundert Mark."

„Pro Tag?"

„Nein, pro Monat, Prinzessin."

„Mr. Proctor, Sie betrügen mich!"

„Ich werde es niemals wagen", antwortete er treuherzig, obwohl die Wohnung an Ablösegeldern, Bestechungen, Provisionen und Neuanschaffungen eine runde Million gekostet hatte.

„Sechshundert Mark könnte ich bezahlen", sagte sie nachdenklich und überlegte, wie fein es wäre, allein in einer hübschen kleinen Wohnung zu hausen. Proctor lächelte beglückt vor sich hin. Was für ein ahnungsloses Kind war die Prinzessin Irina!

„Aber ich kann doch nicht ohne weiteres von hier ausziehen, Mr. Proctor?“

„Warum nicht?“

„Es wäre undankbar.“

„Ich glaube, daß Sie die Gefühle Ihrer Gastfreunde überschätzen, Prinzessin.“

„Das dürfen Sie nicht sagen, Mr. Proctor. Frau Vermonte und Graf Diedorff sind mir in der allerfreundschaftlichsten Weise entgegengekommen. Ich habe ihnen vieles, ja alles zu danken.“

„Gewiß, Prinzessin, aber ich finde es nicht undankbar, wenn Sie eines Tages, es muß ja nicht heute oder morgen sein, von Ihren Gastfreunden Abschied nehmen. Sie können doch nicht bis an Ihr Lebensende Gast bleiben.“

Irina hörte aufmerksam zu und fand keinen Einwand. Plötzlich lachte sie. „Haben Sie auch bedacht, Mr. Proctor, daß ich Sie nicht mehr empfangen kann, wenn ich von hier weggehe?“

Dies hatte er nicht bedacht. Er machte ein sehr unglückliches Gesicht. Sie stand auf und legte ihre Hand auf seine Schulter. Er erzitterte unter dieser leisen Berührung. „Fürchten Sie nichts, Mr. Proctor. Sie dürfen kommen. Ich kann empfangen, wen ich will.“ Sie warf unwillkürlich den Kopf zurück und sagte selbstbewußt: „Ich bin die Prinzessin Suwarin.“

Tina Vermonte, ein wenig zerzaust, mit leuchtenden Augen, trat ein, begrüßte die Gäste und erzählte umständlich, wie lange Madame Lebius sie aufgehalten habe.

*

Sekretär Goodmaker wartete in der Hotelhalle auf seinen Herrn und trommelte mit deutlicher Ungeduld auf der Ledermappe, die Unmengen von Briefen und Telegrammen enthielt. Die Neuyorker Kabeldepeschen mußten unbedingt heute erledigt werden. Alles andere hatte bis morgen Zeit. Was mit den zehn oder elf Leuten zu geschehen habe, respektablen Männern, die für eine Unterredung angemeldet waren und in der Halle umhersaßen, mußte der Chef entscheiden. Außerdem wollten sich zwei Diener vorstellen. Wenn man statt dreier Tage sechs Wochen in Berlin blieb, brauchte man einen Diener.

An Goodmakers Tischchen saß Herr Mustroph, Kriminalkommissar a. D., schweigend, steif, beschränkt aussehend mit seinem aufgebürsteten Schnurrbart, beide Hände auf einen dicken Stock gestützt.

„Mr. Proctor scheint uns vergessen zu haben", sagte Goodmaker verdrießlich, weil er heute abend mit seiner neuen Freundin zu einem Boxkampf hatte gehen wollen. Daraus würde wohl nichts. Herr Mustroph zuckte gleichmütig die Schultern.

Oberst Dongherty kam und fragte: „Ist Mr Proctor hier?"

Der Kriminalkommissar erhob sich und stand stramm. „Nein, Mr. Dongherty", antwortete Goodmaker.

„Kommt er?"

„Mr. Proctor wollte um sechs Uhr hier sein. Jetzt ist es sieben Uhr zwanzig."

„Sie müssen Nachsicht haben, lieber Goodmaker", sagte der Oberst ironisch. „Guten Abend, Mr. Mustroph. Es geht Ihnen gut? Ich hoffe so."

Herr Mustroph stand wie eine Bildsäule.

„Haben Sie gute Nachrichten? Aber da kommt Mr. Proctor."

Mit beschwingten Schritten und in fröhlicher Laune trat Proctor in die Halle, ging auf den Oberst zu, schüttelte ihm kräftig die Hand, begrüßte Goodmaker, nickte dem Kommissar zu und sagte lächelnd: „Ich habe mich verspätet. Verzeihen Sie. Was gibt es Neues?"

Der Sekretär wollte die Mappe öffnen. Proctor winkte ab. „Oben! Und sonst?"

Goodmaker überreichte die Karten der Wartenden. „Außerdem sind zwei Diener da, Mr. Proctor."

Proctor sagte lachend zu dem Obersten: „Goodmaker besteht auf einem Kammerdiener. Was soll man machen? Also los, Mr. Goodmaker. Zuerst Herr Mustroph, dann die Diener, zum Schluß die andern Herren."

„Sind Sie heute abend frei, lieber Cyrus? Wollen Sie mit mir speisen?"

„Sehr gern. In einer Stunde ist alles erledigt. Kommen Sie mit und rauchen Sie eine Zigarre bei mir."

„Allright." Sie gingen zusammen weg, gefolgt von dem Kriminalkommissar, den Proctor aufgefordert hatte, gleich mitzukommen.

„Also berichten Sie, Herr Mustroph", bat Proctor, nachdem er dem Obersten Feuer gereicht hatte.

„Ich habe keine günstigen Nachrichten", begann der Kriminalkommissar mit seiner vorschriftsmäßigen Stimme. „Die Sache ist für uns aussichtslos geworden."

„Wieso?"

„Ich habe seit zwei Tagen die Beobachtung gemacht, daß die Wohnung des Diebes in der Seydelstraße von den Russen nicht

mehr bewacht wird. Ich schließe daraus mit ziemlicher Sicherheit, daß die Russen den Dieb bereits gefaßt haben. Wir kommen zu spät. Auf diese Möglichkeit habe ich bereits den Herrn Oberst aufmerksam zu machen mir erlaubt."

Der Oberst bestätigte es durch Kopfnicken.

„Und da wir, auch wenn wir die gesamte Berliner Kriminalpolizei heranziehen, den Russen gegenüber, die viel zahlreicher, viel gerissener sind als wir und über unbeschränkte Mittel verfügen, zweifellos den kürzeren ziehen, sehe ich mich gezwungen, meine Mission in Ihre Hände zurückzulegen."

„Ich bin ein wenig enttäuscht über Ihren resignierenden Standpunkt. Man ist also wehrlos?"

„Man ist augenblicklich wehrlos, Mr. Proctor. Ich wäre ein Betrüger, wenn ich etwas anderes behauptete. Ich könnte vielleicht eruieren, wer die Diamanten gestohlen hat, aber mit diesen Feststellungen ist Ihnen kaum gedient. Die Steine bekommen wir nicht."

Proctor entlohnte den Kriminalkommissar reichlich und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Und ich habe Respekt vor Ihrer Ehrlichkeit." Mustroph verbeugte sich, machte kehrt und marschierte zum Zimmer hinaus. Proctor blickte ihm nach und fragte den Obersten: „Was sagen Sie dazu, lieber Francis?"

Dongherty antwortete mit einem zufriedenen Lächeln: „Ich freue mich aufrichtig, daß diese lächerliche und unmoderne Diamantengeschichte nunmehr erledigt ist, denn ich finde es ziemlich unmöglich, lieber Cyrus, daß ernsthafte Männer zwei glitzernden Steinen nachlaufen, die, genau betrachtet, bloß dichtester Kohlenstoff sind."

Proctor schüttelte den Kopf. „Nein, mein guter Francis, diesmal haben Sie unrecht. Wenn Sie verliebt wären, würden Sie anders sprechen. Es handelt sich nicht um dichtesten Kohlenstoff. Wer eine Frau liebt, würde eine Welt in Bewegung setzen, um irgendein bestimmtes Sandkorn zu finden, auf das die Geliebte sich kapriziert."

„Mag sein", entgegnete Oberst Dongherty skeptisch. „Ich möchte nicht streiten. Aber wollen Sie jetzt nicht die Kammerdiener empfangen, lieber Cyrus?"

IX.

Knapp vor der Aufnahme, nachdem fast eine Stunde lang probiert worden war, streikten die Statisten. „Was wollt ihr

denn?" fragte Kipman, heiser vor Wut und blickte die Leute haßerfüllt an.

Ein älterer Frackherr mit grauem Kopf antwortete hochmütig: „Das werden wir dem Regisseur sagen."

Kipman ließ noch einmal seinen Blick über die Gesellschaft wandern, einen furchtbaren, vernichtenden Blick, dann ging er zu Eigenschein, der ahnungslos mit Irina und der Vermonte sich unterhielt. „Herr Eigenschein, die Komparserie streikt."

Der Regisseur erschrak wie ein Feldherr, der während der Schlacht aus der vordersten Linie eine Hiobsbotschaft erhält. „Was wollen die Leute?"

„Wahrscheinlich eine höhere Gage."

„Ich kann nicht mehr bewilligen. Wie viele Komparsen haben wir?"

„Vierhundertachtzig."

„Ausgeschlossen."

Eigenschein trat in den Kreis der Statisten und sagte mit herzbezwingender Liebenswürdigkeit: „Kinder, macht doch keine Sachen!"

Eine fünfgliedrige Abordnung, bestehend aus drei Männern und zwei Frauen, hatte sich gebildet. Der Frackherr mit grauem Kopf, ein Mann mit verbittertem und zertretenem Gesicht, war ihr Wortführer und antwortete: „Wollen wir hier unterhandeln, Herr Regisseur?"

Eigenschein erkannte die Schroffheit der Lage, schnallte hurtig die Liebenswürdigkeit ab, war auf Deckung bedacht und erklärte eisig: „Kommen Sie in das Direktionsbureau."

Er kehrte den Streikenden den Rücken und ging, von Kipman begleitet, aus dem Atelier. „Diese Hunde!" knirschte er. „Ich mache keinen Film mehr mit Komparserie, das weiß ich. Da sind mir Stars noch lieber."

Sie drangen, ohne die Anmeldung abzuwarten, in das Bureau des Hofrats Jubs.

„Verzeihen Sie gütigst die Störung, Herr Hofrat," sagte Eigenschein, „aber es ist eine dringende Sache."

„Na, was gibt es?" fragte Jubs ungeduldig.

Eigenschein berichtete von der Streikdrohung der Komparserie.

„Tttt! Sehr unangenehm", machte der Hofrat und peitschte mit zwei losen Fingern der rechten Hand die Luft. „Äußerst unangenehm!"

„Jawohl, Herr Hofrat."

„Aber, was wollen Sie eigentlich — äh, ja — von mir, lieber

Eigenschein? Das ist doch — äh, ja — Ihr Ressort. Ich bin künstlerischer Leiter. Nicht?"

„Gewiß, Herr Hofrat, aber ich kann Gagenerhöhungen ohne Ihre Zustimmung nicht vornehmen."

„Ja, alles sehr schön, aber Sie wissen doch, daß die Herren vom Direktorium — äh, ja — uns alleräußerste Sparsamkeit zur Pflicht gemacht haben."

„Dann müssen die Herren vom Direktorium mit den Streikenden unterhandeln. Wollen wir Herrn Direktor Szilághi anrufen?"

„Um Gottes willen, was fällt Ihnen ein!" schrie der Hofrat entsetzt. „Lassen Sie die Herren Komparsen eintreten."

Die Abordnung kam in das Zimmer.

„Ich höre mit großem Erstaunen, meine Herren," begann der Hofrat in der Haltung eines Fürsten, der seinen Landtag eröffnet, „meine Herren und Damen, daß Sie — äh, ja — daß Sie unzufrieden sind. Ich bin immer bemüht gewesen, dieses Unternehmen im — äh, ja — allervornehmsten Stil zu führen, und empfinde es als persönliche Kränkung, wenn irgendeiner meiner — äh, ja — verehrten Mitarbeiter Grund zu Beschwerden zu haben — zu haben — glaubt."

Eigenschein hustete. Der Hofrat fragte ungnädig: „Also was wünschen Sie, meine Herren und Damen?"

Der Wortführer holte Atem und begann: „Wir verlangen erstens eine Zulage von zwanzig Mark, weil wir Kostümwechsel haben. Es ist uns beim Engagement nicht gesagt worden, daß wir im Frack und im Straßenanzug zu tun hätten."

„Das ist eine Lüge!" schrie Kipman außer sich. „Jedem einzelnen habe ich es gesagt. Wie können Sie es wagen, so etwas zu behaupten!" Er ging drohend auf den Wortführer los.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe, Herr Kipman!" erklärte der Wortführer mit dumpfem Pathos.

„Beruhigen Sie sich, Kipman", flüsterte Eigenschein und drängte ihn zurück.

„Zweitens arbeiten wir mit den Russen nicht zusammen", fuhr der Frackherr fort.

„Was für Russen?" fragte der Hofrat verwundert.

„Herr Kipman hat statt organisierter Statisten Russen engagiert. Er wird wohl wissen, warum."

„Die Sache liegt so, Herr Hofrat", keuchte Kipman. „Herr Eigenschein verlangte für heute fünfhundert Statisten. Ich konnte mit dem besten Willen nur vierhundert Organisierte

engagieren, weil heute zufällig drei andere Firmen Massenszenen aufnehmen. Ich engagierte also noch achtzig Russen."

„Das ist unstatthaft", warf der Wortführer ein. „Wir werden durch solche Machinationen geschädigt."

„Herr Hofrat, ich kann nachweisen, daß heute alle arbeitswilligen deutschen Statisten beschäftigt sind. Kein Deutscher wird geschädigt, wenn achtzig bettelarme Russen, die früher angesehene Schauspieler, Künstler und Offiziere gewesen sind, ein paar Mark verdienen."

„Wieviel Prozent müssen Ihnen Ihre armen Landsleute Provision geben?" fragte der alte Statist höhnisch.

Kipman stürzte mit einem Wutschrei auf den Frackherrn zu und packte ihn an der Gurgel. Er wurde von Eigenschein und zwei Männern der Abordnung zurückgerissen. „Wir wollen doch — äh, ja — vornehm bleiben, meine Herren", bat Hofrat Jubs indigniert.

Der Wortführer ordnete seine zerknüllte Frackkrawatte und erklärte: „Der dritte Punkt unserer Forderungen ist die sofortige Entlassung des Hilfsregisseurs Kipman."

Kipman lehnte an der Wand. Seine Zähne schlugen im Fieber aufeinander. Was für Bestien, dachte er.

„Wie kommen Sie dazu?" fragte Eigenschein energielos.

„Wir werden nachweisen, daß Herr Kipman nur Leute engagiert, die ihm Vorteile versprechen."

Kipman brachte keinen Laut über seine Lippen. Er wußte, daß seine Hände rein waren. Niemals hatte er Bestechung in irgendeiner Form empfangen.

„Das ist ein schwerer Vorwurf, meine Herren", sagte der Hofrat.

„Wir werden unsere Anschuldigungen vor der Vereinigung der Hilfsregisseure wiederholen und die Ausschließung des Herrn Kipman erzwingen."

Ich habe Frau und Kind, dachte Kipman und fühlte, wie sich sein Herz krampfte. Das Bureau schien vor seinen Augen in immer rascherem Wirbel sich zu drehen. Wie im tiefsten Traum hörte er die Stimmen der unterhandelnden Männer.

Als er zum Bewußtsein zurückkehrte, war eine Einigung zustande gekommen. Man hatte eine Zulage von zehn Mark bewilligt. Dagegen war den Russen gestattet worden, mitzuwirken.

Die Abordnung verließ das Bureau.

„Sie müssen der Firma ein kleines Opfer bringen, lieber Kipman", sagte Eigenschein väterlich. „Wir suspendieren Sie pro forma, weil wir den Tag retten wollen."

„Das bedeutet natürlich für Sie kein — äh, ja — Mißtrauensvotum von unserer Seite", ergänzte der Hofrat. „Sie werden die Anschuldigungen, die gegen Sie erhoben worden sind, vor Ihrer — äh, ja — Vereinigung leicht zurückweisen können, hoffe ich."

Kipman stierte die beiden Männer mit heißer Verachtung an. Was für Feiglinge! Sie hatten ihn im Stich gelassen, um ein paar Mark zu retten.

„Sobald Sie die Geschichte geordnet haben, sind Sie uns wieder sehr willkommen", erklärte Eigenschein in bester Laune und wendete sich zum Gehen. Wie ein Trunkener taumelte Kipman aus dem Zimmer.

*

Irina war sehr zerstreut, als die Aufnahme begann, ohne daß Kipman in das Atelier zurückgekehrt wäre. Sie war so zerstreut, daß sie mitten in der Aufnahme Eigenschein fragend anblickte, der wütend losbellte: „Sehen Sie mich nicht an, zum Donnerwetter! Halt! Licht aus!" Bratengeyer hörte zu drehen auf.

Eigenschein stürzte auf Irina los und schrie vor fünfhundert Statisten: „Sie sind wohl verrückt geworden! Was fällt Ihnen denn ein?"

Sie blickte ihn mitleidig an und lächelte. Er lief zum Apparat zurück.

Die Vermonte fragte leise: „Was ist Ihnen?"

„Nichts. Ich war in Gedanken."

Die Lampen knatterten wieder. Der Operateur kurbelte.

Nach der Aufnahme wanderte Irina durch das Atelier, als suchte sie jemand. Die Vermonte hatte sich in die Garderobe zurückgezogen. Eigenschein war verschwunden. Die Statisten standen in Gruppen umher und schwatzten befriedigt.

Irina kam langsam auf Bratengeyer zu, der ein neues Filmband einsetzte, und fragte schüchtern: „Wo ist denn Herr Kipman?"

Der Operateur schob die Brille von der Stirn auf die Nase zurück und antwortete: „Kipman ist entlassen worden."

„Wieso denn?"

„Die Statisten haben es verlangt."

„Warum?"

„Er soll Provision von den engagierten Statisten genommen haben, aber ich glaub's nicht."

Irina fühlte Freundschaft für den gutmütigen Mann. „Auch ich glaube es nicht."

„Nee, Kipman ist 'n anständiger Junge."

Die Prinzessin ging weiter, trat zu einem Fenster, blickte ins Leere, begriff nicht, was sie hier tat. Traurigkeit fiel über ihr Herz.

Die Kammerjungfer kam gelaufen und sagte atemlos: „Sie müssen sich umkleiden, Prinzessin."

*

Kipman marschierte ziellos durch die Straßen und fühlte voll Entsetzen die Feindseligkeit dieser ungeheuren Stadt, die zu erobern nur dem Kältesten oder dem Heißesten gelang. Er betrachtete die verschlossenen Gesichter der Menschen, die im Eilschritt an ihm vorbeiglitten, kampfbereite, nüchterne, mitleidslose Gesichter, die genau wußten, daß jede Stunde unwiederbringlich war. Nur Frauen und Mädchen fanden manchmal Zeit, mitten in der Hetzjagd einen menschlichen Blick zu versenden.

Es war ein trüber, kalter Tag mit scharfem Wind, der wohl Schnee brachte.

Kipman fror bis ins Mark. Einen Augenblick lang dachte er daran, heimzufahren und bei Estherka und bei seinem Kind Wärme zu suchen, aber er fühlte sich außerstande, jetzt seiner Frau von dem Unglück zu erzählen, das ihn betroffen hatte. Er ging in eine kleine Wirtschaft, versuchte zu essen, aber jeder Bissen schmeckte gallbitter und würgte ihn im Hals. Vor einem schalgewordenen Glas Bier saß er stundenlang und brütete vor sich hin. Seine Sache stand nicht gut. Er hatte reine Hände, nichts Schmutziges und Unehrenhaftes konnte man ihm nachweisen, aber er wußte, daß der Verband der Hilfsregisseure ihm, dem Fremden, ohne Wohlwollen gegenüberstand. Wenn sie ihn ausschlossen, konnte er als Hilfsregisseur kein Engagement mehr finden. Und was dann? Er stöhnte so laut, daß der Wirt, der friedlich hinter der Theke schlief, sich rührte.

Was dann? Er überrechnete in Gedanken das Geld, das er noch besaß. Er hatte ungefähr elfhundert Mark erspart, von denen nicht einmal Estherka etwas wußte, aber wie lange reichte dieses Geld? Er mußte die Augen schließen, so heftig war das Schwindelgefühl des Sturzes, das ihn ergriff. Kein Boden war mehr unter seinen Füßen. Er schwebte in der Luft und fiel unaufhaltsam, ohne daß das Ziel des Falles zu erkennen gewesen wäre. Gott hatte ihn geschlagen.

Kipman raffte sich auf und verließ die Wirtschaft. Es war

fünf Uhr vorbei. Dämmerung lag auf den Straßen. Der Wind wehte stärker. Die Menschen liefen eiliger.

Das Verbandslokal der Hilfsregisseure war ein kahles, armseliges Hinterzimmer eines Kaffeehauses. Kipman hörte schon vor der Tür grelles Stimmengewirr. Er trat ein und erkannte in dem Qualm die Abordnung der Streikenden, die dem Vorstand bereits Bericht erstattet hatte. Sechzig Augen blickten mitleidslos oder schadenfroh Kipman an, der verächtlich die Mundwinkel herabzog.

„Ich bitte den Vorstand um Schutz gegen die lügenhaften Beschuldigungen dieser Menschen", sagte er sehr schroff. „Sie haben solidarisches Interesse an dieser Sache, denn was heute mir passiert ist, kann morgen jedem von Ihnen passieren."

„Die Leute behaupten, ihre Anschuldigungen beweisen zu können", erwiderte der Präsident, ein alter Provinzschauspieler, der zuletzt Dienerrollen in Bromberg gespielt hatte.

„Ich bin auf die Beweise neugierig."

„Die sollen Sie haben, Herr Kipman!" rief der Wortführer der Abordnung, der jetzt einen dürftigen Havelock trug und nichts mehr vom Glanz des Frackherrn erkennen ließ.

Eine alte Statistin, die jemals beschäftigt zu haben Kipman sich nicht erinnerte, trat vor und behauptete mit ziemlich sicherer Stimme, daß sie Kipman von ihrem Honorar zwanzig Mark geschenkt habe, um wieder einmal engagiert zu werden.

„Lüge!" sagte Kipman müde und gab seine Sache verloren, denn es erschien ihm unmöglich, vor eingenommenen Richtern das Gegenteil zu beweisen.

Ein anderes Frauenzimmer erklärte, Kipman eine Schachtel Zigaretten geschenkt zu haben, um sein Wohlwollen zu erkaufen.

„Lüge!"

Ein schwindsüchtiger Statist, der nur mehr flüstern konnte, erzählte, daß er in Kipmans Rocktasche Geld gesteckt habe.

„Lüge."

Ein junges Mädchen, in dem Kipman Trude Ritter erkannte, berichtete, daß sie eines Tages im Filmkaffeehaus von Kipman einem Amerikaner vorgestellt und gezwungen worden wäre, sich diesem widerwärtigen Menschen hinzugeben, weil Kipman sie sonst kaum engagiert hätte.

„Ich erinnere mich dieses Falls", antwortete Kipman, von Ekel gewürgt. „Es ist wahr, daß ich das Fräulein einem Freund, der an meinem Tisch saß, vorgestellt habe. Sie werden mir vielleicht glauben, daß ich das Fräulein nicht gezwungen habe,

die Geliebte meines Freundes zu werden. Ich bin kein Kuppler. Fräulein Ritter muß bestätigen können, daß ich sie zuerst engagiert und dann erst vorgestellt habe."

„An die genaue Reihenfolge der Vorgänge kann ich mich heute nicht mehr erinnern", erklärte Trude Ritter verdrießlich.

Die Beweisaufnahme war zu Ende. Der Präsident entließ die Abordnung, die triumphierend aus dem Zimmer marschierte, und zog sich mit den Vorstandsmitgliedern in eine Ecke zur Beratung zurück.

Einige Minuten später verkündete der Präsident, daß Herr Andreij Kipman wegen schwerer Verfehlungen gegen das Standesinteresse aus dem Verband ausgeschlossen werden müßte. Kipman spuckte vor seinen Richtern auf den Boden und verließ wortlos das Zimmer. Auf der Straße trieb der Wind Schneeflocken gegen sein glühendes Gesicht, das von Nervenzuckungen zerrissen wurde. Tränen hilflos verzweifelter Wut lösten sich schmerzend von seinen Augen ab. Gott hatte ihn schwer geschlagen.

Es war spät. Er mußte nach Hause, sonst ängstigte sich Estherka. Er mußte nach Hause und durfte seine Verzweiflung nicht zeigen. Er trocknete seine Augen, kaufte von einem Händler eine Tafel Schokolade und fuhr nach der Novalisstraße.

Keuchend stieg er die Treppen hinauf — sein Herz zitterte und tat weh — und stand minutenlang vor der Wohnungstür, bevor er einzutreten wagte. Er küßte sein Kind, umarmte Estherka und gab ihr die Tafel Schokolade. „Du bist so leichtsinnig, Kipman", sagte Estherka vorwurfsvoll zärtlich.

Er lächelte mit einer Anstrengung, die seine Hirnschale zu sprengen drohte.

„Hast du Ärger gehabt, Kipman?" fragte Estherka mit unbestechlichem Fraueninstinkt.

„Nein, Estherka. Ich bin nur ein wenig müde. Es ist ein schwerer Tag gewesen."

Sie streichelte sanft seine Stirn und sagte: „Du bekommst gleich etwas zu essen."

Er saß, von Not zermalmt, neben seinem Kind und sah zu, wie Estherka den Tisch deckte. Sie ging schon schwerfällig. Ihr junger Leib war wieder gesegnet. Geld mußte herangeschafft werden, dachte Kipman schweratmend und hielt Tränen zurück, die locker hinter den Augenlidern saßen. Man hatte ihm heute das Herz zerbrochen.

Das Kind lachte ihn an.

*

Als Irina das Atelier verließ — sie ging jetzt oft allein weg, denn die Vermonte hatte Verabredungen und Geschäfte —, trat ihr auf der Straße Dimitri Wolkonsky entgegen. „Mitja!" rief sie erstaunt und streckte ihm die Hand entgegen. „Was machst du hier?"

„Ich wartete auf dich, Irina."

„Warum bist du nicht zu mir in die Garderobe gekommen?"

„Ich wollte mit dir allein sprechen."

„Frau Vermonte ist schon weggefahren. Warum besuchst du uns eigentlich niemals im Grunewald?"

„Mir behagen die Leute nicht", erwiderte er verlegen.

Sie gingen langsam die Straße entlang. „Es schneit", sagte Irina träumerisch. „Ist es nicht seltsam? Ich dachte, daß es nur in Rußland schneien könnte."

Er lächelte.

„Weißt du, richtigen Schnee gibt es doch nur bei uns."

„Ja, da hast du recht. Ich will dir etwas sagen, Irina. Ich habe die Absicht, nach Rußland zurückzukehren."

Sie blieb überrascht stehen. „Wie ist das möglich? Was willst du in Rußland beginnen?"

Er zögerte ein wenig mit der Antwort. „Man hat mir und andern kaiserlichen Offizieren den Antrag gemacht, in die Sowjetarmee einzutreten. Sie bieten mir den Rang eines Obersten an."

„Kannst du das machen, Mitja?"

„Ich habe lange überlegt. Wem nütze ich, wenn ich hier in der Verbannung als Stallmeister mein Leben verbringe? Kann ich vom Tattersall aus mein Vaterland befreien? Ist es nicht klüger, Macht in der Heimat zu gewinnen?"

„Ja, Mitja, das ist klüger, aber woran du denkst, das ist gemein und deiner unwürdig. Wenn du dich von der Sowjetregierung für ihre Armee engagieren läßt, darfst du nicht ihr Feind sein."

„Ich trete in Rußlands Dienste. Vielleicht geht es bald gegen Polen, dann ist es egal, wer in Rußland regiert."

„Wann willst du heimfahren, Mitja?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe den Vertrag noch nicht unterschrieben. Ich möchte sehr bald Berlin verlassen. Du darfst aber niemandem von meinem Plan erzählen."

„Nein, Mitja."

„Auch nicht Frau Vermonte."

„Nein, Mitja."

„Was willst du beginnen, Irina?"

„Am liebsten möchte ich mit dir nach Rußland zurückkehren, aber was sollte ich in der Heimat beginnen? Ich werde, wenn dieser Film fertig ist, nach der Riviera fahren und Onkel Kostja suchen."

„Was erhoffst du dir von Onkel Kostja? Er wird alt und arm und müde sein, wenn er nicht schon gestorben ist."

„Ich habe mir diese Reise vorgenommen, Mitja."

„Und nachher?"

Sie zuckte die Achseln.

„Du solltest Proctor heiraten", sagte Dimitri leise.

„Vielleicht werde ich eines Tages Proctor heiraten", antwortete Irina und hatte ein wundes Lächeln auf den Lippen.

*

Tina Vermonte wartete eine halbe Stunde lang in dem trostlosen Allerweltszimmer auf Dimitri. Tiefe Bitterkeit erfüllte ihr Herz. Man ließ sie warten wie eine lästige Geliebte, deren man müde geworden war. Irgendwoher drangen Lachen und Girren durch die dünnen Wände.

Tina sprang auf und stürzte aus dem Zimmer. Während sie zu ihrem Auto ging, das in einer andern Straße hielt, überlegte sie, ob sie zum Tattersall fahren sollte, aber sie scharrte die letzten Krümelchen von Stolz zusammen, die ihr dieses Abenteuer übriggelassen hatte, und verzichtete auf ihre Absicht. Vielleicht hatte Dimitri bei ihr zu Hause angerufen.

Sie fuhr voll Unruhe nach dem Grunewald. Niemand hatte angerufen.

Diedorff saß allein im Wohnzimmer. Tina trat grußlos ein und warf ihrem Mann einen haßerfüllten Blick zu. Dann begann sie, auf und ab zu gehen. „Hast du Ärger gehabt?" erkundigte sich Diedorff behutsam.

„Nein! Nein! Nein!"

„Entschuldige."

Nach einer Weile fragte sie höhnisch: „Ist unser lieber Gast nicht da?"

„Nein. Ist die Prinzessin nicht mit dir gekommen?"

„Das siehst du doch! Oder nicht?" Sie läutete dem Diener. „Wir wollen essen." Der Diener verbeugte sich und ging.

„Wollen wir nicht auf die Prinzessin warten, liebe Tina?"

„Fällt mir nicht im Traum ein. Ich warte auf niemand!"

„Du bist ungerecht, liebe Tina. Vielleicht ist es der Prinzessin unmöglich, früher da zu sein. Ich finde es überhaupt seltsam oder zumindest unfreundlich, daß du die Prinzessin nicht in deinem Auto mitnimmst."

„Bin ich die Gesellschafterin oder die Kammerfrau deiner Prinzessin? Du bist wohl verrückt geworden."

Er stand langsam auf und blickte sie so drohend an, daß sie einlenkte.

„Wahrscheinlich soupiert die Dame heute mit ihrem Bräutigam aus Amerika. Du mußt mir wohl erlauben, in meinem Haus zu essen, wann ich Hunger habe."

„Aber selbstverständlich. Du kannst in deinem Hause tun und lassen, was dir beliebt."

Der Diener erschien wieder und meldete, daß angerichtet sei. Sie gingen schweigend nach dem Speisezimmer. Vielleicht ist Dimitri etwas zugestoßen, überlegte Tina, während sie das Suppenschälchen zum Mund führte. Wie lange werde ich noch an diesem Tisch speisen? fragte sich Diedorff und trank voll Widerwillen die Brühe, die mit Galle gewürzt war.

Eine Viertelstunde später trat Irina in das Zimmer, grüßte freundlich und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich ein wenig verspätet habe."

„Sie haben wohl nicht gleich ein Auto bekommen, Prinzessin?" meinte Diedorff.

„Ein Auto? Das kann ich mir nicht leisten, Graf Diedorff. Ich fahre mit der Straßenbahn."

Diedorff blickte seine Frau an, die dem Diener Auftrag gab, der Prinzessin nachzuservieren.

„Ich danke vielmals, gnädige Frau, aber es ist nicht notwendig. Ich habe gar keinen Hunger. Wenn ich ein Glas Tee bekommen kann, genügt es mir."

„Also servieren Sie nicht nach!" befahl die Vermonte bissig. Die Prinzessin strich sich ein Butterbrot und legte eine Scheibe Käse darauf. Tina blickte stumm auf den Tisch. Das Schweigen wurde bedrohlich.

Diedorff sagte endlich mit Anstrengung: „Graf Wolkonsky hat heute nachmittag angerufen. Ich war gerade am Apparat."

Die Vermonte fuhr wütend in die Höhe. „Das sagst du mir jetzt erst?"

„Ich hielt die Angelegenheit nicht für so wichtig. Graf Wolkonsky entschuldigte sich, daß er heute nicht zum Abendbrot kommen könnte, weil er verhindert sei."

Eine feine Röte bedeckte Tinas Stirn. Irina betrachtete erstaunt die Vermonte und konnte nicht begreifen, daß Dimitri ihr von dieser Einladung nichts erzählt hatte. „Die Herrschaften werden mir hoffentlich gestatten, Graf Wolkonsky zum Abendbrot einzuladen“, schrie die Vermonte außer sich.

„Aber ich bitte dich, liebe Tina!“

Sie stand jäh auf, warf die zerknüllte Serviette zu Boden, ging mit großen Schritten aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu, daß die Gläser auf dem Tisch klirrten.

Es wird Zeit, daß ich dieses Haus verlasse, dachte Irina und erriet instinktiv die Beziehungen zwischen Dimitri und Tina.

*

In einer dumpfen Sehnsucht nach Selbstzerfleischung ging Kipman jeden Nachmittag in das Filmkaffeehaus, wo er einst ein Mächtiger dieser Welt gewesen war. Heute war er entthront, abgesetzt, beiseite geschoben. Kein Mensch beachtete ihn. Niemand kümmerte sich darum, ob er sein Notizbuch zog oder nicht. Selbst die Kellner, so schien es ihm, stellten das Kaffeegeschirr mit einer Art von Geringschätzung auf seinen Tisch.

Er litt unausdenkbare Qualen der Demütigung und kehrte dennoch jeden Nachmittag wieder, nachdem er frühmorgens das Haus verlassen hatte und Pläne machend durch die Stadt gewandert war. Noch immer hatte er nicht den Mut gefunden, seiner Frau zu erzählen, daß er gescheitert war und bitterer Not entgegenging. Obwohl er auf das Mittagessen verzichtete und das Rauchen einschränkte, schmolz seine Barschaft beängstigend zusammen. Der Tag war nicht mehr fern, da er Estherka alles gestehen mußte. Versuche, eine kaufmännische Stellung zu erlangen, mißglückten, teils weil er als Ausländer nicht engagiert werden konnte, teils aus Mangel an Zeugnissen.

Ein Hilfsregisseur, Hohn im Gesicht, trat an Kipmans Tisch und sagte gnädig: „Sie können morgen mitstatieren, Kipman. Neun Uhr Neu-Babelsberg.“ Er reichte ihm einen Zettel.

„Ich danke. Ich statiere nicht“, erwiderte Kipman hochmütig und wunderte sich, woher er die Kraft zur Ablehnung nahm. An den Nebentischen saßen schadenfroh lächelnde Menschen.

In dieser Stunde der Erniedrigung begriff Kipman, daß er nach Turobin zurück mußte. Turobin hielt zu ihm. Turobin glaubte an ihn. Turobin war Quelle, Anfang, Wurzel.

Kipman stand jäh auf, bezahlte seine Zeche und wanderte nach Turobin. Es war kein leichter Weg für einen, der sich so weit von der Heimat entfernt hatte. Als er die summenden Straßen am Schönhauser Tor in der Dämmerung des winterlichen Tages erreichte, wurde ihm jeder Schritt schwer und schwerer.

Mit Herzklopfen betrat er das Haus, in dem Turobin, unendlich zusammengedrängt, wohnte. Die Turobiner klebten hier zusammen, ein winziges Inselchen im großen Meer Berlin, und kämpften heldenhaft um das Stückchen Brot, das zum Leben nötig war. Einige wenige hatten Glück gehabt, waren ausgeschieden und hatten sich westlich verzogen nach Charlottenburg, Paris, London, Amerika. Aber die meisten saßen noch da, ein Häuflein Unglück, das vom Schicksal hierher geworfen worden war.

Kipman ging durch den endlosen, schachtähnlichen Gang, der von einem mageren Ölflämmchen erleuchtet wurde, und klopfte an die Tür seines Schwiegervaters.

Der Schlächter Borik öffnete mißtrauisch die Tür und erglänzte vor Freude, als er Kipman erblickte. Er streckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn in den fensterlosen Laden. „Herr Gutmacher ist nicht hier. Ich weiß nicht, wann er zurückkommt."

„Ich wollte ihm nur guten Tag sagen, weil ich in der Nähe zu tun hatte. Wie geht's dir, Borik?"

„Gut. Ich kann nicht klagen." Er seufzte. „Nur die Luft fehlt mir. Ich war gewöhnt, viele Stunden über Land zu gehen."

„Ja, die Luft fehlt uns allen."

Nach einer Weile fragte der Schlächter schüchtern: „Glaubst du nicht, daß wir eines Tages wieder nach Turobin zurückgehen können?"

„Ich weiß nicht, Borik, aber willst du nicht nach Jerusalem auswandern?"

Der Riese schüttelte den Kopf. Was soll ich in Jerusalem? Meine Heimat ist Turobin."

Sie sprachen noch manches von dem Städtchen, das in rosiger Erinnerung verschwamm, dann verließ Kipman den Laden und trat bei dem nachbarlichen Schuster ein, der ihn ebenfalls mit großer Freude begrüßte. In einem winzigen Raum arbeitete der Mann bei schlechtem Licht und in kaum atembarer Luft. Vier kleine Kinder spielten lautlos auf dem Boden.

Der Schuster, wißbegierig, erkundigte sich nach den Ereignissen in der Welt, während er an seinem Schuh nähte, und schwelgte dann in Turobiner Erinnerungen. Wie seltsam, daß sie alle Heimweh nach Turobin haben, nach diesem elenden Nest, in dem sie gequält, gemartert und ihrer Habe beraubt worden sind, dachte Kipman verwundert, als er wieder auf dem Gang stand und überlegte, wen er besuchen sollte. Da fiel ihm sein Bruder Eliefer ein, der ein großer Gelehrter war. Eine Welt lag zwischen ihm und diesem Mann, den er nicht begriff. Aber waren sie nicht Kinder einer Mutter?

Kipman tappte die spärlich erhellte Treppe hinauf und hielt vor einer Tür im dritten Stockwerk, durch die dumpfes Stimmengewirr drang. Dann trat er leise ein und setzte sich schweigend auf eine Bank, die am Ofen stand. Um einen großen Tisch herum, auf dem mächtige Folianten lagen, saßen acht Männer und disputierten über Auffassungen einer Stelle in den heiligen Büchern. Es waren Männer in allen Lebensaltern, asketisch hagere und erschreckend blasse Menschen, weltabgewandt und gierig nach geistigen Besitztümern. Ob die Welt draußen in Stücke ging, ob sie in Turobin saßen oder in Berlin, ob sie morgen zu essen hatten oder nicht, es berührte sie nicht. Alles war belanglos, nur Gottes Wort galt.

Kipman saß auf einer Bank und betrachtete mit immer stärker aufquellender Zärtlichkeit seinen großen Bruder, der ihm heute verehrungswürdig und beneidenswert erschien, da er ein Leben außerhalb dieser Welt zu führen imstande war. Es hatte keinen Zweck, diesen Mann mit armseligen irdischen Kümmernissen zu belästigen, dachte Kipman und wollte wieder weggehen. Da erhob sich der Bruder, kam auf ihn zu, begrüßte ihn und nahm neben ihm auf der Bank Platz. „Du hast Sorgen, nicht wahr?" fragte Eliefer.

„Woher weißt du, Eli?"

„Wärst du sonst zu mir gekommen?"

Kipman seufzte.

„Man darf nicht seufzen, denn Gott weiß, was er tut."

„Mir ist Unrecht geschehen, Eli", klagte Kipman, griff nach der Hand des Bruders und begann zu erzählen.

„Ich weiß nicht, ob dir Unrecht geschehen ist. Das kann ich nicht beurteilen. Aber wenn man dir auch das Herz gebrochen hat mit bitterem Unrecht, darfst du nicht klagen und sollst dem Allmächtigen danken, denn es steht geschrieben: Der wahrhafte Mensch muß nicht nur ein vollkommenes, sondern auch ein zerbrochenes Herz haben."

„Ich bin nur ein schwacher, kleiner Mensch, Eli."

„Aber du lebst, und wer lebt, haftet für sein Leben, denn Leben ist Verantwortung und Rechenschaft, vom Anfang bis zum Ende."

Kipman blickte scheu zu seinem Bruder auf, dessen Worte er nicht begriff. Was halfen ihm die schönen Sprüche? Nicht ein Stückchen Brot bekam man für das weiseste Wort. „Was soll ich beginnen, Eli?"

Ein feines Lächeln spielte um Eliesers Gesicht. „Der Mensch vermag sich zu ernähren, auch wenn er mit Spänen handelt. Wichtig ist nur, daß er selber die Ware, mag sie was immer sein, nicht herabsetzt und seinen Beruf achtet."

Kipman nickte eifrig. Diesen Satz hatte er verstanden. Kein Mensch, wenn er nur arbeiten wollte, ging zugrunde. „Ich danke dir, Eli", sagte er leise und bezwang schamhaft das heiße Verlangen, den Bruder zu küssen. „Jetzt muß ich zu meiner Arbeit zurück. Leb' wohl!"

Elieser stand auf, drückte die Hand des Bruders und ging zum Tisch zurück, wo ihn Gottes Bücher erwarteten. Kipman saß wieder allein auf der Bank, in wunderlicher Entrücktheit, die ihn Zeit und Ort vergessen ließ. Nach einer Weile wurde er von den lauter werdenden Stimmen der Disputierenden geweckt, erhob sich, machte eine Verbeugung vor den Gottsuchern und ging leise aus dem Zimmer.

Als er tastend die dunkle Treppe hinabstieg, durchfuhr ihn jählings eine helle Flamme der Erkenntnis. Er blieb erschüttert stehen und lehnte sich an die feuchte Wand. In dieser Sekunde sah er hellerleuchtet einen Weg vor sich. Man hatte es ihm unmöglich gemacht, noch weiter Hilfsregisseur zu sein. Er war dagegen wehrlos. Aber niemand konnte ihn hindern, Regisseur zu werden und seine eigene Firma zu gründen. Hatten die andern, die heute große Herren waren, nicht ebenso angefangen wie er?

Er stürmte gleich einem Besessenen die Treppe hinab und hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Tür von Gutmachers Laden. Borik öffnete wieder die Tür. „Was ist denn los?" rief der alte Gutmacher ärgerlich.

Kipman stürzte in den Laden.

„Bist du verrückt geworden, Kipman?"

„Hör' mich an!" rief Kipman glühend. „Hör' mich an!"

„Was ist denn? Was ist denn? Borik, bring ihm ein Glas Wasser!"

Der Schlächter lächelte gutmütig.

„Willst du mir helfen? Ich werde mich selbständig machen. Ich werde eine eigene Firma haben. Man hat mich hinausgeworfen.“ Er erzählte in sich überstürzenden Worten, was ihm geschehen war. „Ich danke Gott, daß man mich hinausgeworfen hat, sonst wäre ich noch zehn Jahre lang Hilfsregisseur geblieben, hätte mich beschimpfen und treten lassen, hätte stumm zusehen müssen, was diese Ochsen machen. Ich danke Gott! Ich danke Gott!“

„So wahr ich lebe, er ist verrückt geworden“, sagte der alte Gutmacher zu dem Schlächter. Borik schüttelte den Kopf und blickte Kipman freundschaftlich an.

„Begreifst du nicht?“ schrie Kipman. „Ich kann gerade so viel wie die andern. Ich kann mehr als die andern. Wir werden Geld verdienen, so viel wir wollen.“

„Langsam! Langsam!“ warnte Gutmacher.

„Nein! Schnell! Schnell!“

„Also schnell. Ist mir auch recht. Aber wenn ich fragen darf, woher willst du das Geld nehmen, um allein einen Film zu machen?“

Kipman blickte ihm fest in die Augen und antwortete mit unerschütterlicher Sicherheit: „Turobin wird mir das Geld leihen!“

Gutmacher lächelte. „Ganz Turobin hat nicht so viel Geld, wie ein Film kostet.“

„Dann wird mir Krinitza Geld leihen!“ Krinitza war ein Städtchen, das im Nachbarhaus zusammengepreßt lebte.

„Ich glaub' es nicht, Kipman. Warum sollen sie dir Geld leihen? Hast du Bürgen? Bist du ihnen sicher?“

Kipman hob den Arm, als wollte er schwören. „Ich bin sicher! Wer mir Geld leiht, bekommt es nach sechs Monaten mit hundert Prozent zurück. Mehr kann ich nicht sagen. Und wer mir nicht glaubt, braucht mir nichts zu leihen.“

„Was sagst du dazu, Borik?“ fragte der alte Gutmacher den Schlächter.

Borik holte umständlich seine Ledertasche hervor, suchte darin herum und legte einen Hundertmarkschein auf den Tisch. „Ich glaube dir, Kipman.“

Kipman stand wie vom Blitz erschlagen. Bis zu diesem Augenblick hatte er trotz seinen heißen Worten im tiefsten Innern nicht geglaubt, daß ihm persönlich ein Turobiner auch nur fünf Mark leihen würde. Seine ganze Hoffnung war gewesen, daß sein Schwiegervater für ihn bürgen würde.

„Du bist verrückt, Borik“, rief der alte Gutmacher ohne

Überzeugung, denn die Bereitwilligkeit, mit der der arme Teufel seine ersparten Groschen hinlegte, gab ihm sehr zu denken.

„Ich danke dir, Borik", sagte Kipman mit zitternder Stimme und reichte ihm die Hand. „Das werde ich dir nie vergessen."

Der Riese war sehr beschämt.

„Heb' das Geld für mich auf", bat Kipman seinen Schwiegervater. „Es wird noch mehr werden, wenn du Kassierer bist. Hierher, in dieses Zimmer, wird Turobin das Geld bringen."

„Wieviel brauchst du für den Film?" fragte Gutmacher und bemühte sich, ein spöttisch-überlegenes Gesicht zu machen.

„Vierhunderttausend Mark."

„Er gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab, was, Borik?"

Der Schlächter sah Kipman bewundernd an, dann schlug er, scheinbar absichtslos, gegen seine Brust und fragte den alten Gutmacher mit einem sehr dringenden Blick: „Wieviel geben Sie dazu, Herr Gutmacher?"

„Wieviel soll ich geben? Was meinst du, Borik?"

Der Schlächter erwiderte ernsthaft: „Sie können siebzigtausend Mark geben, Herr Gutmacher."

Der Alte lachte gezwungen auf. „Was für Witze machst du mit mir, Borik?"

Der Schlächter blickte ihn stumm an.

„Also schön! Borik soll recht haben. Wenn ich Geld verliere, halte ich mich an Borik."

Kipman, trunken vor Glück, umarmte seinen Schwiegervater und dann Borik, den Schlächter.

„Du bist ein Narr!" rief der alte Gutmacher. „Was freust du dich? Weißt du, was der König Salomo gesagt hat?"

„Was hat der König Salomo gesagt?"

„Der König Salomo hat gesagt: Der Kreditnehmer ist der Sklave des Kreditgebers."

„In der Filmbranche ist es gerade umgekehrt!" rief Kipman übermütig und lachte wie ein fröhlicher Junge.

X.

Als Tina Vermonte die Garderobe verließ, begegnete sie dem Regisseur Eigenschein, der eilig grüßend an ihr vorbei wollte. „Sagen Sie, Eigenscheinchen, was ist mit meinem neuen Vertrag? Ich finde es ein wenig merkwürdig, daß sich niemand von der Direktion darum bekümmert. Mein alter Vertrag läuft mit Ende dieses Jahres, also in einigen Wochen, ab."

„Ich weiß, Frau Gräfin. Ich habe auch schon den Hofrat darauf aufmerksam gemacht."

„Mir ist es ja egal. Ich habe Anträge genug. Wenn Ihr nicht wollt, schließe ich mit den Amerikanern ab", rief Tina und geriet in Zorn.

„Soviel ich weiß, Frau Gräfin, will der Hofrat den Herren von der Direktion erst den neuen Film vorführen und nachher wegen ihres Vertrags unterhandeln."

„Warum? Wozu? Kennt man Tina Vermonte nicht?"

„Sie wissen, Frau Gräfin, daß die neuen Herren sparen wollen. Zuerst die Dividende, dann der Film und die Stars."

„Na, macht, was ihr wollt!" sagte die Vermonte, reichte Eigenschein die Hand und entfernte sich eilig, um keine Minute bei Dimitri zu versäumen.

Eigenschein sah ihr nach und fühlte fast Mitleid bei dem Gedanken an die bittere Demütigung, die Tina bevorstand. Die Direktion legte nur geringen Wert auf eine Verlängerung des Vertrages, denn die Verleihabteilungen hatten ziemlich einstimmig behauptet, daß die Vermonte-Filme nicht mehr zögen. Schließlich hatten die Herren von der Direktion sich bereit erklärt, den Vertrag mit geminderten Bezügen auf ein weiteres Jahr zu verlängern, falls dieser Film ihren Erwartungen entspräche.

Der neue Hilfsregisseur kam Eigenschein entgegen und meldete, daß alles bereit sei.

Irina saß wartend im Atelier und hing schweren Gedanken nach. Der Film ging zu Ende, und der Tag näherte sich, da Proctor seine Frage wiederholen würde. Welche Antwort konnte sie geben?

„Darf ich bitten, Prinzessin?" sagte Eigenschein sehr höflich. Sie stand auf und ließ sich die Szene erklären, die sie mit einem jungen Schauspieler zu spielen hatte.

Eigenschein war sehr zufrieden und sagte, nachdem die Aufnahme vorüber war: „Sie machen große Fortschritte, Prinzessin. Ich muß offen gestehen, daß ich diese Fähigkeiten niemals in Ihnen vermutet hätte."

Irina freute sich über das Lob. „Wieviel Tage habe ich noch zu tun, Herr Eigenschein?"

Der Regisseur sah in seinem Plan nach. „Nur noch einen Tag, Prinzessin."

„Wie schade! Ich wollte, es ginge noch einen Monat weiter."

Eigenschein lächelte geheimnisvoll.

*

Kipman wartete ein wenig erregt vor dem Atelier auf die Prinzessin.

In schlafloser Nacht, da er Pläne wälzte, war ihm der Gedanke gekommen, daß es außerordentlich vorteilhaft wäre, die Prinzessin zu engagieren, denn er hielt sie für ein Talent, das in dem Vermonte-Film erkannt werden würde. Überdies spürte er, heute noch unklar und instinktiv, allerlei Möglichkeiten, wenn es ihm gelänge, die zukünftige Frau Proctors mit seinem Unternehmen zu verbinden.

Als Irina aus dem Atelier kam und Kipman erblickte, der grüßend auf sie zutrat, erschrak sie so sehr, daß ihr Herzschlag aussetzte. Sie drückte eine Hand gegen ihre Brust und rief entzückt: „Andreij Ismailowitsch! Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen."

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Prinzessin."

„Ja. Ja. Sprechen Sie!"

Während sie langsam weitergingen, es war ein frostklarer Abend, erzählte Kipman von seiner ungerechten Entlassung. Sie hörte seine Worte, ohne ihren Sinn zu erfassen, und schritt wie in leiser Betäubung neben ihm her.

„Jetzt mache ich meine eigene Filmgesellschaft, Prinzessin."

„Wie freue ich mich, Andreij Ismailowitsch!" Sie wendete ihm ihr Gesicht zu und blickte in seine leuchtenden Augen. Ich möchte seine Augen küssen, dachte sie wieder in bewußtloser Hingerissenheit.

„Nun habe ich an Sie gedacht, Prinzessin."

„Sie haben an mich gedacht, Andreij Ismailowitsch?"

„Sie können mir helfen, Prinzessin."

„Ich will Ihnen gern helfen, wenn ich kann, Andreij Ismailowitsch. Verfügen Sie über mich. Ich bin Ihnen Dank schuldig."

Kipman erzitterte vor Freude. Es ging leichter, als er gehofft hatte. „Wollen Sie in meinem Film die Hauptrolle spielen, Prinzessin?" Er hatte in diesem Augenblick noch nicht die kleinste Ahnung, was für einen Film er machen würde.

„Ich soll die Hauptrolle spielen, Andreij Ismailowitsch? Ich kann doch nichts. Ich bin talentlos. Ich würde Sie schädigen."

„Sie machen mich glücklich, Prinzessin, wenn Sie bei mir spielen."

„Ich will gern spielen", flüsterte sie mit erstickter Stimme.

„Ich danke Ihnen, Prinzessin", sagte er voll Glück, tastete ungeschickt nach ihrer Hand und küßte sie.

Sie kamen an einer kleinen Konditorei vorbei. Kipman machte halt und fragte zaghaft: „Wollen Sie mir die Ehre erweisen, Prinzessin, für eine Viertelstunde in diese Konditorei zu kommen, um alles zu besprechen?"

„Gern, Andreij Ismailowitsch."

Eine schwache Gasflamme leuchtete in dem kleinen, leeren Raum, den sie betraten. Hinter dem Ladentisch saß eine weißhaarige Frau und strickte. Sie nahmen an einem Tischchen in der Ecke Platz.

„Was darf ich bestellen, Prinzessin?"

„Es ist mir gleich, Andreij Ismailowitsch", sagte sie und konnte nicht los von seinen Augen. Die alte Dame brachte mit freundlichem Lächeln zwei Gläschen Likör. Kipman begann sehr sicher von seinem Unternehmen zu erzählen, das in der Luft schwebte und vom Erfolg der Propaganda Boriks, des Schlächters, abhing. Irina hatte den Kopf auf eine Hand gestützt und starrte in Kipmans Gesicht, als wollte sie sich jeden Zug für immer einprägen. Als Kipman schwieg, sagte sie zuversichtlich: „Sie werden Erfolg haben, Andreij Ismailowitsch."

Dann zog er ein großes Papier aus der Tasche und erklärte, daß es ein Vertrag sei, den sie unterschreiben müsse.

„Brauchen wir einen Vertrag, Andreij Ismailowitsch?"

„Es ist der Ordnung wegen, Prinzessin. Ich muß meinen Geldgebern zeigen können, daß Sie in meinem Film spielen werden." Er schob ihr das Papier zu. „Bitte, lesen Sie den Vertrag durch, Prinzessin."

Sie versuchte zu lesen, aber Paragraphen und Zeilen verschwammen vor ihren Augen. „Ich muß nicht lesen, Andreij Ismailowitsch. Ich glaube Ihnen. Sie sind mein Freund."

Er reichte ihr den Füllfederhalter. Eine Sekunde lang tauchte das Gesicht Proctors vor Irina auf, um wieder zu versinken. Dann unterschrieb sie ihren Namen. Wenn er verlangte, ich sollte jetzt ins Wasser springen, täte ich es auch, dachte sie und hatte ein wohliges Gefühl von Wehrlosigkeit. Was machst du aus mir? fragten verwundert ihre Augen.

„Ich danke Ihnen, Irina Pawlowna", sagte er und nannte sie zum ersten Male beim Vornamen. Ein Strom von Zärtlichkeit rann durch ihren Körper. Ferne Glocken läuteten. Das armselige Zimmer schwamm märchenhaft in einem blauleuchtenden Meer.

„Wird Herr Proctor keine Einwendungen gegen diesen Vertrag machen?" fragte Kipman vorsichtig.

Irina erwachte. „Mr. Proctor hat kein Recht, Einwendungen zu machen. Ich bin frei und unabhängig."

„Ich möchte Herrn Proctor nicht zum Feind haben. Er könnte mich vernichten, um Sie Ihrer Verpflichtung zu entziehen."

Ein heftiger Schmerz durchzuckte sie, als sie begriff, daß Kipman einen Bruch zwischen ihr und Proctor vermeiden wollte. „Herr Proctor wird nicht Ihr Feind sein, Andreij Ismailowitsch", sagte sie traurig.

„Ich danke Ihnen, Irina Pawlowna." Er beugte sich nieder und küßte noch einmal ihre Hand.

Irina erzitterte. „Wann wollen Sie beginnen, Andreij Ismailowitsch? Ich frage, weil ich nach der Riviera fahren möchte, um meinen Onkel zu besuchen."

„Wollen Sie lange wegbleiben?"

„Eine Woche vielleicht."

„Das geht. Ich werde nicht vor Mitte Januar anfangen können."

Mißtrauische Unruhe ergriff ihn. „Aber Sie werden wiederkommen? Sie lassen mich nicht im Stich?"

Sie blickte in seine Augen und sagte mit heißer Entschlossenheit: „Ich werde Sie niemals im Stich lassen, Andreij Ismailowitsch."

*

Am Tag der Subskription standen Hunderte von Menschen in dem schmalen, schachtähnlichen Gang des Hauses, das Turobin beherbergte. Die Erzählungen Boriks, des Schlächters, hatten Wunder gewirkt. Wenn der alte Gutmacher siebzigtausend Mark riskierte, wenn der arme Borik hundert Mark wagte, dann war es eine gute und sichere Sache. Nicht nur Turobin kam, auch Krinitza aus dem Nachbarhaus schleppte Geld herbei, Plonsk wollte nicht zurückstehen, Narowl ließ sich den schönen Verdienst nicht entgehen, und sogar Kroschnik, das mißtrauische Kroschnik, entschloß sich, Geld zu zeichnen.

Als Kipman am frühen Vormittag erschien, standen die Menschen in langer Schlange auf der Straße. Freudiger Schreck überfiel Kipman, als er sich an ihnen vorbei in das Haus drängte. Wartende, die ihn nicht kannten, suchten ihm den Weg zu versperren, bis sie von andern, die Kipman mit scheuer Ehrfurcht begrüßten, aufgeklärt wurden, wer dieser Mann sei. Freude und dumpfe Angst ließen Kipmans Herz

erbeben, als er diese armseligen Menschen erblickte, die vertrauensvoll ihm ihre ersparten Groschen brachten.

In Gutmachers Laden stand Borik feierlich an der Tür und hielt Ordnung. Immer nur ein Zeichner durfte eintreten. Hinter dem langen Tisch saß der alte Gutmacher wie ein Weltrichter und prüfte sorgfältig jeden Geldschein. Links und rechts von ihm arbeiteten zwei junge Burschen mit beängstigend klugen Augen in den sehr blassen Gesichtern. Der eine schrieb in ein dickes Buch Namen des Zeichners und Höhe des Betrages ein, während der andere Quittungen ausstellte, die den Stempel Kipman-Film-Gesellschaft trugen.

Gutmacher winkte mit den Augen seinem Schwiegersohn einen freundlichen Gruß zu, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. Kipman trat hinter den Sessel seines Schwiegervaters und sah dem Aufmarsch des Geldes zu. Alle möglichen Geldsorten strömten in dem riesigen Wäschekorb zusammen, der neben Gutmacher stand. Die Leute brachten deutsche Mark, polnische Mark, österreichische Noten, Kerenski- und Romanow-Rubel, rumänische Lei, Dinare und tschechoslowakische Kronen. Sogar ein Dollar und zwei holländische Gulden tauchten hochmütig auf.

„Falsch! Falsch! Falsch!" schrie Gutmacher ärgerlich und warf einem schielenden, alten Mann die Scheine zurück. „Berkowitz, du Gauner, mich willst du betrügen?"

Der Schielende raufte sich den Bart und jammerte: „Der Schlag soll mich treffen, auf der Stelle, wenn ich gewußt habe, daß das Geld falsch ist!"

„Schon gut. Geh weiter und mach' Platz!"

„Langsam! Langsam! Ich hab' auch anderes Geld." Er holte umständlich sechs Fünfzigmarkscheine aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Auch falsch!" rief Gutmacher empört. „Borik, wirf ihn hinaus!" Der Schlächter packte den Wehklagenden am Kragen und beförderte ihn an die Luft.

Ein altes Mütterchen brachte in einem großen Einkaufskorb Sowjet-Rubel und begann auszupacken. „Sowjet-Rubel können wir nicht brauchen, Mamuschka", rief Gutmacher. „Sowjet-Rubel sind nichts wert."

„Erbarmen Sie sich!" schluchzte die Alte und hob flehend einen Arm.

„Was sollen wir mit Sowjet-Rubeln anfangen?" fragte Gutmacher und wendete sich zu seinem Schwiegersohn.

„Nimm sie!" sagte Kipman tonlos.

„Also gib her, Mamuschka."

Sie zählten und rechneten eine Viertelstunde. Dann bekam die Alte eine Quittung über vierundzwanzig Mark. „Der Herr wird euch segnen!" schrie das Mütterchen und weinte vor Glück.

Um halb fünf Uhr meldete der junge Mensch, der das Buch führte, daß dreihundertdreißigtausend Mark gezeichnet seien. „Sollen wir Schluß machen?" fragte Gutmacher leise seinen Schwiegersohn.

„Schluß!"

„Aus!" rief Gutmacher. „Es wird nichts mehr genommen Borik, sperr' zu!"

Ein wilder Aufschrei folgte diesen Worten und pflanzte sich bis auf die Straße fort. Die Leute, die vergeblich gewartet hatten, fühlten sich betrogen, gebärdeten sich wie Wahnsinnige, stießen fürchterliche Drohungen aus, drängten gegen den Laden vor und wollten Gutmacher zwingen, ihr Geld zu nehmen. Mit übermenschlicher Kraft gelang es Borik, unterstützt von dem Schuster, den Andrängenden standzuhalten und die Tür zu verrammeln, gegen die von den Enttäuschten Sturm gelaufen wurde. Einige besonnene Männer in der Menge ermahnten zur Vernunft, bis die Leute sich beruhigten und langsam zurückwichen.

Die geistig Flinksten unter den Zuspätgekommenen verfielen nun auf den Gedanken, von den glücklichen Zeichnern Anteile zu erwerben, indem sie höhere Preise boten und sich mit einer geringeren Verzinsung als hundert Prozent begnügten. Manche von den Zeichnern ließen sich von dem greifbaren Nutzen verführen und gaben ab. Einige allerdings bereuten ihren übereilten Verzicht und bemühten sich, ihre Anteile mit Verlust zurückzuerwerben. Es entwickelte sich jedenfalls ein lebhaftes Geschäft.

Am Spätabend wurden in den Straßen nahe dem Schönhauser Tor die Quittungsscheine der Kipman-Film-Gesellschaft mit dreißig Prozent Aufgeld gehandelt.

*

Graf Diedorff fuhr nach Bork.

Kein Mensch außer ihm stieg bei dem kleinen Stationsgebäude aus, das einsam und verlassen in der Landschaft stand. Das Dorf lag hinter dem Wald verborgen. Der Beamte grüßte

Diedorff, der über die Bahngleise schritt, um die Chaussee zu erreichen. Ein scharfer Wind blies ihm entgegen, als wollte er ihn zurückdrängen. Auf den Feldern lag Schnee. Totenstille war über das Land gebreitet.

Nach einer Viertelstunde hatte Diedorff das Parktor erreicht, das offen stand. Er ging langsam durch die Allee, die zum Herrenhaus führte, und begegnete dem alten Gärtner, der ehrerbietig grüßte. In Riesensätzen galoppierte Cäsar heran und heulte vor Freude. „Ist mein Vater daheim?" fragte Diedorff, der seinen Besuch nicht angemeldet hatte.

„Jawohl, Herr Graf."

Diedorff schritt weiter, am Herrenhaus vorbei, freute sich, daß er nicht bemerkt worden war, und trat in das Kavalierhaus, wo er den Vater zu finden hoffte. Der alte Graf saß in dem kreisrunden Saal, der als Bibliothek diente, und las, eine Zigarre rauchend, in einem dicken Buch. „Guten Tag, Papa", sagte Diedorff, so unbefangen er nur konnte.

„Oh, Christoph! Guten Tag, mein Junge. Läßt du dich auch wieder mal sehen?"

„Ich bitte um Entschuldigung, Papa."

„Na, wenn du nur wieder mal da bist! Leg' ab. Es ist hier warm, nicht? Aber wenn man alt wird, kann man nicht genug Wärme kriegen." Er stand auf und schob ein mächtiges Scheit in den großen Kachelofen.

„Schadet die Hitze nicht den Büchern, Papa?" Er blickte die dreißigtausend Bände an, die bis zur Decke hinauf den großen Saal füllten.

„Kann schon sein, aber Bücher dürfen nicht so zimperlich sein. Wenn sie 'n bißchen Wärme nicht vertragen, ist kein Schaden um sie. Außerdem sind ja die Wände kalt." Er schob dem Sohn die Zigarrenkiste zu. „Willst du 'ne Zigarre? 'nen Kognak kannst du auch haben."

Diedorff zündete umständlich eine Zigarre an.

„So, und jetzt erzähl' was Gescheites, mein Junge. Was geht in der Welt vor?"

„Gott, Papa, ich weiß nicht mehr, als was in den Zeitungen steht."

„Die Zeitungen! Du lieber Himmel! Was willst du aus den Zeitungen erfahren? Wie ist die Stimmung in Berlin?"

„Gut, denke ich, Papa. Sie arbeiten wieder wie die Besessenen."

Der alte Graf nickte zufrieden. „Arbeiten müssen wir und hart werden. Man soll uns nicht mit Gemüt und Weimar

und Demut einlullen wollen. Das ist Literatur. Was hilft uns der Herr Geheimrat Goethe, wenn man uns die Gurgel zusammendrückt?"

Diedorff blickte verwundert auf den leeren Schreibtisch und fragte: „Arbeitest du nicht mehr an unserer Familiengeschichte, Papa?"

„Nee, mein Junge.. Ich habe bei Jena aufgehört. Es hat keinen Wert. Man muß vorwärts blicken, nicht nach rückwärts. Vergangenheit vergiftet."

Diedorff lächelte. „Du sprichst wie ein Revolutionär, Papa."

„Mag sein, Christoph, denn nur ein Reaktionär kann wirklicher Revolutionär sein."

„Das ist mir zu hoch, Papa."

„Überleg' doch mal: In Preußen waren immer nur die Junker revolutionär. Stimmt es oder stimmt es nicht? Die andern, die immer nach Freiheit geschrien haben, haben im tiefsten Herzen Angst vor der Freiheit. Sie fürchten sich vor der Selbstverantwortlichkeit. Versuch' dir mal 'ne Revolution vorzustellen, die 'n Mann wie Bismarck arrangiert hätte. Donnerwetter, das hätte geklappt."

„Nur daß Bismarck niemals Revolution gemacht hätte, Papa."

„Das kann man gar nicht wissen, mein Junge. Wenn er zehn Jahre jünger gewesen wäre, als ihn der junge Herr aus dem Geschäft jagte, hätte man alles Mögliche erleben können. Weiß Litte, daß du hier bist?"

„Nein, Papa."

„Wir müssen es ihr sagen, sonst ärgert sie sich, wenn wir sie überraschen. Außerdem läßt sie 'ne bessere Flasche Wein aus dem Keller holen, wenn sie weiß, daß du hier bist. In dieser Beziehung vernachlässigt sich Litte ein wenig, das muß ich sagen. Da ihr Mann keinen Wein trinkt, was ich beinahe begreife, scheint sie zu glauben, daß Leute wie wir gleichfalls auf einen guten Tropfen verzichten."

„Stehst du dich gut mit Wilhelm, Papa?"

„Ausgezeichnet. Er ist ein famoser Junge, von dem ich viel gelernt habe, obwohl er Gott sei Dank ungebildet ist. Er besitzt menschlichen Instinkt und Takt, und das ist wertvoller als alles andere. Man kann sich nicht besser benehmen als er. Er ist nicht zu bescheiden und nicht zu hochmütig. Er geht schweigend seinen Weg und baut auf. Ich setze die größten Hoffnungen auf Deutschland, wenn wir viele solcher Wilhelm Meiers haben."

Diedorff schwieg bedrückt.

In diesem Augenblick trat Litte in den Saal und begrüßte den Bruder. „Daß du doch noch den Weg nach Vork gefunden hast!" sagte sie zärtlich und faßte ihn am Ohr, daß er aufschrie. „Hoffentlich bleibst du so'n paar Jährchen bei uns."

Diedorff blickte die Schwester an, dann den Vater und antwortete unsicher: „Darüber wird sich reden lassen."

„Das hört man gern", lachte die Schwester. „Seid ihr sehr hungrig oder könnt ihr noch ein Weilchen warten? Wilhelm hat soeben angerufen, daß er ein wenig Verspätung habe."

„Wir warten natürlich", erklärte der alte Diedorff.

„Wilhelm ist nämlich in Groß-Karbe."

„Habt ihr nun wirklich Groß-Karbe gekauft?" fragte Christoph.

„Selbstverständlich. Nachdem ich deine Zusage hatte, war die Sache abgemacht."

„Meine Zusage?"

„Ja. Du hast mir doch versprochen, mitzuarbeiten, wenn wir Groß-Karbe kaufen."

Diedorff starrte die Schwester an, dann rief er bekümmert: „Lieber Papa, deine Tochter ist die größte Schwindlerin in der Mark Brandenburg."

„Das weiß ich schon lange", behauptete der Vater mit ernstestem Gesicht.

„Und Christoph ist der vergeßlichste Diedorff seit den Kreuzzügen", behauptete Litte. „Aber wollt ihr nicht rüberkommen? Du mußt dir doch Hannchen angucken."

Die Schwester nahm Christophs Arm und zog ihn aus dem Saal. Der alte Diedorff folgte. „Ich freue mich sehr", flüsterte sie, während sie dem Herrenhaus zugingen. „Und Vater freut sich ebenfalls. Aber die allergrößte Freude hat Wilhelm, das darfst du mir glauben."

Diedorff wußte keine Antwort.

„Und wie ist es mit deiner Frau? Hast du schon mit ihr gesprochen?"

„Nein, Litte."

„Glaubst du, daß sie Lust haben wird, nach Vork zu übersiedeln?"

„Ich weiß nicht. Sie ist so unberechenbar, daß sie vielleicht einwilligt."

„Und wenn sie nicht einwilligt?"

Er zuckte die Achseln. „Dann komme ich allein."

Sie traten in das Haus und gingen in das Kinderzimmer.

Hannchen jauchzte auf und kroch auf allen Vieren der Mutter entgegen, die sie auf den Arm nahm. „Wem sieht Hannchen Meier ähnlich?" fragte sie fröhlich.

Christoph betrachtete das Kind aufmerksam und antwortete: „Es ist seltsam. Sie sieht weder dir noch deinem Mann ähnlich."

„Sehr richtig!" rief die Mutter und blickte triumphierend ihren Vater an. „Das ist nämlich der neue deutsche Mensch, mußt du wissen."

Christoph machte eine feierliche Verbeugung.

Sie verließen die Kinderstube und begaben sich nach dem Speisezimmer. Eine Weile später kam Wilhelm Meier und begrüßte seinen Schwager sehr herzlich. „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Christoph." Er war ein mittelgroßer, stämmiger Mann, dessen schwere Beschädigung kaum zu merken war. Nur wenn er rasch ging, zog er das Kunstbein ein wenig nach.

„Bist du nun mit der Übernahme fertig?" fragte Litte ihren Mann während des Essens.

„Morgen ist der letzte Tag. Baron Gelroth macht die Geschichte sehr umständlich und kompliziert."

„Es ist ein großes Gut", entschuldigte Diedorff."

„Das ist es, und ich hätte es kaum gekauft, wenn ich nicht Ihrer Hilfe sicher gewesen wäre, lieber Christoph."

Diedorff kämpfte gegen eine schwere Verlegenheit. Der Schwager half ihm darüber hinweg, indem er viele sachliche Fragen stellte, die Christoph, allmählich sicherer werdend, mit Eifer beantwortete. Als man beim Mokka war, sagte der Hausherr: „Es bleibt jetzt nur die Frage zu erledigen, ob Sie lieber in Groß-Karbe oder hier wohnen wollen. Das Herrenhaus in Groß-Karbe ist im besten Stand. Litte und mir ist es egal, ob wir nach Groß-Karbe übersiedeln oder hierbleiben. Sie können wählen, Christoph."

Diedorff blickte verwirrt seinen Schwager an, dann Litte, die ihm ermunternd zunickte, und erwiderte zögernd: „Sie beschämen mich durch Ihre Freundlichkeit."

„Das möchte ich durchaus nicht."

„Aber wenn Sie mir schon die Wahl lassen, so erscheint es mir praktischer, wenn ich nach Groß-Karbe ziehe."

„Ich komme mit, wenn du nichts dagegen hast", rief der alte Diedorff. „Gelroths haben nämlich einen fabelhaften Bibliotheksaal, allerdings ohne Bücher, denn die haben sie verkloppt."

„Abgemacht!" erklärte der Hausherr fröhlich. „Sie ziehen nach Groß-Karbe."

Christoph stand auf, reichte dem Schwager die Hand und sagte feierlich: „Ich danke dir."

Wilhelm Meier errötete vor Freude.

*

Tina Vermonte hatte so schweren Kummer um Dimitri, der Berlin verlassen wollte, daß sie Irinas Auszug aus der Villa mit großem Gleichmut hinnahm.

Die Prinzessin war ein wenig ergriffen, als sie Tina für die bewiesene Gastfreundschaft dankte, aber die Vermonte unterbrach sie sehr bald, nahm ihre Hand und sagte: „Liebes Kindchen, wir wollen nicht feierlich werden. Sie gehen ja nicht aus der Welt, sondern nur in ein anderes Stadtviertel. Ich habe mich gefreut, Ihnen helfen zu können. Und ich freue mich, daß Sie meiner jetzt nicht mehr bedürfen. Geben Sie mir einen Kuß, und dann fahren Sie nach der Kaiserallee."

„Ist Graf Diedorff nicht hier? Ich möchte ihm Adieu sagen."

„Christoph Bernhard ist in Bork, im Schloß der Familie. Sie können ihm das nächste Mal Adieu sagen."

Irina verspürte unklares Mitleid mit der Frau, um deren Mund Bitterkeit lag.

„Ich hole Sie morgen vormittag ab, Irina, wenn es Ihnen recht ist. Sie kommen doch zur Vorführung unseres Films?"

„Ja."

„Da kann ich mir gleich Ihre Wohnung ansehen, die gewiß sehr hübsch ist."

„Ich weiß es nicht, Frau Vermonte, denn ich habe sie noch gar nicht gesehen."

Tina lächelte ungläubig. „Aber Ihr Gepäck ist bereits dort?"

„Mr. Proctor hat heute vormittag seinen Sekretär mit einem Kammerdiener und einem Mädchen geschickt, die alles eingepackt haben."

Die Vermonte warf einen Blick durch das Fenster. „Lassen Sie das Auto nicht länger warten, liebes Kind."

Irina verließ das Zimmer und ging in Gedanken versunken zum Wagen. Tina blickte ihr nach, wie sie langsam dahin-

schritt. Man muß jung sein, dachte sie in schmerzlichem Neid, alles andere ist wertlos.

Joe Goodmaker wartete seit einer halben Stunde vor dem Haus in der Kaiserallee auf Irina und war schon ein wenig unwillig, denn es war kalt und windig. Aber als der Wagen seines Herrn ankam und Irina ausstieg, grüßte er sehr freundlich. Sie dankte dem jungen Mann, den sie schon vormittags kennengelernt hatte, und fragte: „Warten Sie auf mich, Herr Goodmaker?"

„Jawohl, Prinzessin. Mr. Proctor hat mich beauftragt, Sie zu Ihrer Wohnung zu begleiten."

Er öffnete das Tor des Hauses, es war ein „hochherrschaftliches" Haus, und sie stiegen eine Treppe hoch. Vor einer Tür, das ein zierliches Schildchen mit dem Namen „Wera Weruschew" trug, machte Goodmaker halt und drückte auf den Klingelknopf. Irina starrte das Schild an und mußte sich erst besinnen, daß Wera Weruschew ihr Filmname war.

Das junge Mädchen, das beim Einpacken der Koffer behilflich gewesen war, öffnete die Tür und knickste. „Wer ist das Fräulein?" fragte Irina, nachdem sie, ohne abzulegen, den kleinen Salon betreten hatte.

„Mr. Proctor hat das Mädchen engagiert. Es ist uns aufs beste empfohlen worden, Prinzessin."

Irina fragte nicht weiter und betrachtete hochmütig den Salon. Dann ging sie nach dem Speisezimmer, zog die Brauen hoch, besichtigte das Boudoir und das Schlafzimmer, preßte die Lippen zusammen und kehrte in den Salon zurück, wo Goodmaker wartete. „Haben Sie noch Befehle für mich, Prinzessin?"

„Wo ist jetzt Mr. Proctor?"

„Er dürfte noch bei einer Konferenz im Hotel sein."

„Können Sie ihn telephonisch erreichen?"

„Ich will es versuchen."

„Versuchen Sie es."

Goodmaker, ein wenig verwundert, begab sich in das Vorzimmer und rief an. Irina trat zum Fenster und blickte in den grauen Himmel. Sie fühlte sich beschimpft und gedemütigt. Goodmaker kam zurück und meldete, daß Mr. Proctor am Apparat sei.

„Ich lasse Mr. Proctor bitten, sofort hierher zu kommen, wenn es ihm möglich ist."

Der Sekretär ging und kehrte nach einer Weile wieder. „Mr. Proctor kommt sogleich."

„Danke. Bitte, nehmen Sie Platz."

Goodmaker setzte sich unschlüssig nieder.

Irina verließ den Salon und marschierte in bebender Unruhe durch die andern Räume. Überall standen kostbare frische Blumen. Sie nahm eine Teerose und zerpflückte sie voller Wut. Quälende Sehnsucht nach Armut, Dürftigkeit, nach einem bescheidenen Zimmerchen brannte in ihrem Herzen.

Zehn Minuten später betrat Proctor den Salon und wunderte sich, seinen Sekretär allein zu finden. „Wo ist die Prinzessin?" Goodmaker deutete auf das Speisezimmer.

Proctor wollte Fragen stellen, unterließ es, klopfte an die Tür und trat ein, nachdem er Irinas Stimme gehört hatte. „Guten Tag, Prinzessin. Sie haben mich hierher befohlen."

Sie ging ihm mit blitzenden Augen entgegen und fragte zornig: „Halten Sie es für sehr taktvoll, Mr. Proctor, mir diese Wohnung zuzumuten?"

Proctor betrachtete ahnungslos das Zimmer und antwortete kleinlaut: „Ja, sie ist nicht sehr hübsch. Schlechter amerikanischer Geschmack. Verzeihen Sie."

„Aber bitte, spielen Sie mir doch keine Komödie vor, Mr. Proctor."

„Wieso Komödie, Prinzessin?"

„Nun, dann muß ich es Ihnen ins Gesicht sagen, Mr. Proctor, daß es beleidigend ist, diese Räume der Prinzessin Suwarin anzubieten."

„Ich verstehe kein Wort", stammelte Proctor sehr bestürzt.

„Das ist eine Wohnung für eine Kokotte, Mr. Proctor. Ich stelle mir wenigstens vor, daß erfolgreiche Kokotten so wohnen."

Cyrus Proctor blickte Irina entsetzt an. „Sie tun mir unrecht, Prinzessin. Ich habe niemals die Hoffnung aufgegeben, daß Sie eines Tages Mrs. Proctor sein werden."

„Und Sie halten es für durchaus möglich, daß ich in einer solchen Wohnung lebe?"

„Ich halte es für möglich, Prinzessin, falls der Aufenthalt nur einige Wochen dauert."

Irina lachte höhnisch auf und machte einige Schritte durch das Zimmer. „Und Sie wollen mich auch glauben machen, Mr. Proctor, daß diese widerlichen Räume nur sechshundert Mark monatlich kosten? Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß ich eine Idiotin bin?"

Proctor senkte schuldbewußt den Kopf.

„So reden Sie doch, bitte."

„Ich muß meine Schuld bekennen, Prinzessin. Ich habe Sie belogen. Diese Wohnung kostet nicht sechshundert Mark."

„Sondern?"

„Die Wohnung kostet nichts. Sie gehört nämlich einer amerikanischen Bekannten, die mir während ihrer Abwesenheit diese Wohnung zur Verfügung gestellt hatte."

„Warum verlangten Sie dann sechshundert Mark von mir?"

„Mit diesem Geld wollte ich das Mädchen bezahlen, das so viel forderte. Es soll aber ein vortreffliches Mädchen sein."

„Es ist möglich, daß dies alles wahr ist, aber ich glaube Ihnen kein Wort. Schließlich kann es Ihnen gleichgültig sein, ob ich glaube oder nicht, denn ich bleibe unter gar keinen Umständen in dieser Wohnung."

Proctor sah sie bittend an.

„Ich bleibe hier nicht", rief sie wütend. „Lassen Sie mir ein bescheidenes und einfaches Zimmer besorgen, denn zu Frau Vermonte möchte ich nicht gern zurückkehren."

„Ich werde meinen Sekretär beauftragen, ein Zimmer zu suchen", sagte Proctor nachgiebig und begab sich in den Salon, um mit Goodmaker zu sprechen. Dann kehrte er in das Speisezimmer zurück und meldete, daß Goodmaker sich bereits auf den Weg gemacht habe. „Wollen Sie nicht inzwischen ablegen, Prinzessin? Es ist sehr warm hier."

„Mir ist es nicht zu warm", antwortete sie feindselig. Dann setzte sie sich nieder und starrte in die einbrechende Dämmerung. Proctor verhielt sich mäuschenstill.

Als es immer dunkler wurde, sagte sie: „Bitte, machen Sie Licht." Proctor stand eilig auf und knipste Licht an.

Irina betrachtete das sanft erleuchtete Zimmer, das ihr nicht mehr so aufreizend üppig erschien wie beim ersten Anblick.

„Darf ich eine sehr unbescheidene Bitte aussprechen, Prinzessin?"

Sie nickte.

„Ich möchte schrecklich gern eine Tasse Tee trinken, Prinzessin, verzeihen Sie."

„Sie haben nur zu befehlen."

Sie drückte auf den Knopf. Sogleich erschien das junge Mädchen und fragte mit gelassener Höflichkeit: „Durchlaucht befehlen?"

„Bringen Sie Mr. Proctor Tee."

Das Mädchen verschwand.

Proctor holte einen Notizblock aus der Tasche und sagte: „Ich habe eine Nachricht bekommen, die Ihnen wahrscheinlich

Freude machen wird, Prinzessin. Ihr Onkel Prinz Konstantin Murusky lebt."

Irina sprang auf und rief entzückt: „Oh, wirklich? Onkel Kostja lebt?"

„Er wohnt in Nizza, Rue de France 169."

„Ich danke Ihnen, Mr. Proctor, ich danke Ihnen von Herzen." Sie reichte ihm die Hand.

Dann riß er das Blatt mit der Adresse aus dem Block und überreichte es Irina. Sie zog eilig die Handschuhe aus und verwahrte das Blatt Papier in ihrem Täschchen. „Haben Sie Näheres über den Prinzen erfahren?"

„Nein", log Proctor, denn er hielt es für unnötig, der Prinzessin mitzuteilen, daß ihr Onkel in sehr gedrückten Verhältnissen lebte.

Das Mädchen trat ein und servierte den Tee. Irina, ihren Gedanken an Onkel Kostja nachhängend, trank selbstvergessen Tee und aß ein Sandwich. Proctor schien nichts zu bemerken. „Es ist wirklich zu warm", sagte Irina plötzlich und zog ihre Jacke aus, die sie über einen Sessel legte.

„Wann wollen Sie nach der Riviera reisen, Prinzessin?" fragte Proctor sachlich.

„Möglichst bald. Ich denke, im Januar."

„Gestatten Sie, daß ich Sie begleite?"

Sie sah ihn bittend an. „Ich möchte gern allein reisen, Mr. Proctor."

„Bitte, wie Sie wünschen, Prinzessin."

„Sind Sie mir böse, Mr. Proctor?"

„Ich kann sehr gut begreifen, daß Sie allein reisen wollen, Prinzessin. Ich werde Ihre Abwesenheit benützen, um nach Neuyork zu fahren."

Irina hatte ein Gefühl tiefer Dankbarkeit.

„Wollen Sie erlauben, Prinzessin, daß mein Sekretär Sie begleitet?"

„Welchen Zweck sollte das haben?"

„Die Reise ist umständlich, Prinzessin. Es gibt Zoll- und Paßschikanen. Goodmaker würde Ihnen alle Schwierigkeiten ersparen."

„Schön. Ich habe nichts gegen Goodmaker."

„Ich danke Ihnen, Prinzessin. Nun fahre ich beruhigter nach Amerika."

„Ich habe mir zwanzigtausend Mark für die Reise erspart. Wird das reichen, Mr. Proctor?"

„Wenn Sie nicht zu lange fortbleiben wollen, gewiß."

„Ich werde bald zurückkommen, Mr. Proctor."

Das Mädchen trat ein und meldete, daß Herr Goodmaker am Telephon sei. Proctor ging eilig hinaus, während das Mädchen den Tisch abräumte.

Irina fragte, um dem Mädchen, das sie zu schroff behandelt hatte, eine Freundlichkeit zu bezeigen: „Wie heißen Sie?"

„Mary, Durchlaucht."

„Sie müssen nicht Durchlaucht zu mir sagen, Mary."

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein." Ein nettes Mädchen, dachte Irina und sah ihr nach.

Proctor kam zurück und sagte schuldbewußt: „Goodmaker hat leider bis jetzt nichts Passendes gefunden, Prinzessin. Auch die Hotels, die in Frage kommen, sind vollbesetzt. Würden Sie nicht einwilligen, wenigstens eine Nacht hier zu verbringen? Morgen wird sich Rat schaffen lassen."

Irina lächelte. „Verzeihen Sie, Mr. Proctor. Ich habe mich ein wenig kindlich benommen. Freiheit hängt nicht von einer Wohnung ab. Ich bleibe hier."

Cyrus Proctor hatte ein beglücktes Gesicht.

*

Man saß in dem kleinen Vorführungsraum und wartete nur auf das Erscheinen der beiden Generaldirektoren, die, wie immer, unpünktlich waren. Außer der Vermonte und Irina waren noch ein Schauspieler, der Operateur Bratengeyer, Hofrat Jubs und Eigenschein anwesend. Die Vermonte saß apathisch und schweigend da. Dimitri Wolkonsky fuhr heute in seine Heimat zurück. Irina ahnte die Ursache der Traurigkeit Tinas und störte nicht durch unnütze Worte.

Endlich kamen die beiden Generaldirektoren, Szilaghi und Goggeisl, begrüßten die strammstehenden Herren Jubs und Eigenschein, machten Frau Vermonte ein eiliges Kompliment und ließen sich die Prinzessin Suwarin vorstellen, der sie leutselig zunickten.

„Lassen Sie anfangen, Hofrat", befahl Szilaghi und sah auf die Uhr. „Wir haben wenig Zeit."

„Sehr wohl, Herr Generaldirektor", hauchte der Hofrat und verbeugte sich tief. Der Raum wurde dunkel gemacht. Der Film begann abzurollen.

Irina erblickte sehr verwundert ein junges Mädchen auf der Leinwand, das ihr vollkommen fremd erschien, obwohl sie wußte, daß sie es war. Die Doppelgängerin, die im Bild ging, stand,

sich setzte, einen Brief öffnete, puppenhaft die Augen aufschlug, flößte ihr unheimliches Grauen ein. „Sie sehen famos aus, Irina", sagte die Vermonte laut. Generaldirektor Goggeisl, der in einem Klubsessel lag, nickte zustimmend mit dem Kopf.

Im nächsten Augenblick fühlte Tina Vermonte einen jähen Stich, der ihr Herz traf. Das Bild sprang und zeigte sie neben Irina an einem Fenster im hellen Sonnenschein. Sie sah wie eine alte Frau aus. Müde Augen blickten aus einem welken Gesicht, das leichenhaft weiß geschminkt war.

Tina schloß entsetzt die Augen. Eigenschein mußte dieses Bild unbedingt herausschneiden. Sie öffnete vorsichtig die Augen und erblickte eine gleichgültige Passage. Dann kam eine leidenschaftliche Szene zwischen ihr und dem Geliebten, die gut war. Eine Großaufnahme erschien ihr sogar ausgezeichnet. Tina wurde ruhiger, um einige Minuten später in Verzweiflung gestürzt zu werden. Sie saß in großer Toilette neben ihrer Tochter Irina in einer Loge und sah grauenvoll aus. Tina begriff in diesem Augenblick, daß sie Selbstmord begangen hatte, als sie aus Gutherzigkeit die Prinzessin Suwarin zur Partnerin wählte.

Der erste Akt war zu Ende. Der Raum wurde hell. „Ganz nett", sagte Generaldirektor Szilaghi gnädig. Hofrat Jubs erstrahlte. Tina Vermonte saß zusammengekauert da und starrte zur Decke. Jeder Nerv ihres Gesichts bebte.

Generaldirektor Goggeisl nickte Irina zu und rief anerkennend: „Sehr hübsch!"

Der zweite Akt rollte ab und bereitete Tina die tiefste Qual ihres Lebens. Sie fühlte sich vernichtet, geschlagen, verloren und lächerlich gemacht. Jeder Halt und jede Stütze wurden ihr unbarmherzig entrissen. Sie hing in der Luft, um in der nächsten Sekunde abzustürzen. Dieser Film tötete sie. Sie wollte aufstehen und fliehen, aber ihre Beine versagten den Dienst. Sie verkrampfte ihre Finger in das Leder des Sessels und biß die Zähne zusammen, um nicht aufzuheulen.

Als der Akt beendet war, fand sie sogar die übermenschliche Kraft, Irina zu sagen: „Sie werden großen Erfolg haben, liebes Kind."

Irina sah in das leidzerrissene Gesicht Tinas und fragte ahnungslos: „Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Doch, doch. Die Luft ist hier schlecht."

Generaldirektor Szilaghi flüsterte dem Hofrat ins Ohr: „Die Vermonte ist eine Katastrophe. Und da schlagen Sie mir vor, einen neuen Jahresvertrag abzuschließen? Sie haben keine

Ahnung, lieber Freund.“ Jubs stammelte bestürzt Entschuldigungen und ließ die Vermonte fallen. Eigenschein wagte nicht, seinen Star anzublicken.

Die Vermonte hielt heldenhaft bis zum Schluß aus. Sie wurde sogar allmählich ruhiger. Es erschienen Bilder, die ihr wieder Mut machten, Bilder, die sie auf der Höhe ihrer Kunst zeigten. Ich darf verliebte Frauen nicht mehr spielen, dachte sie in schmerzlicher Selbsterkenntnis. Diese Zeiten waren vorbei. Verzweifelte, ohnmächtige, rachsüchtige, verbrecherische Frauen mußte sie spielen.

„Ausgezeichnet, meine Damen“, sagte Herr Szilaghi huldvoll, nachdem der Film abgerollt war. „Ihnen speziell, Fräulein Weruschew, mache ich mein Kompliment. Wenn das wirklich Ihre erste Rolle war, dann ist Ihre Leistung erstaunlich.“

Die Herren verließen den Vorführungsraum und begaben sich nach dem Bureau des Hofrats.

„Wollen wir jetzt zum Bahnhof fahren?“ fragte Irina, denn Frau Vermonte hatte gewünscht, die Prinzessin zu begleiten, wenn sie von Dimitri Abschied nahm.

„Sofort, liebes Kind“, antwortete Tina mit toter Stimme. „Ich muß nur für einen Augenblick nach meiner Garderobe.“

„Wir haben noch reichlich Zeit, Frau Vermonte.“

Im Bureau des Hofrats erklärte Generaldirektor Szilaghi ärgerlich: „Der Film wäre nicht schlecht geworden, wenn Sie ihn nicht so blödsinnig besetzt hätten, meine Herren. Das Publikum wird niemals verstehen, daß der Liebhaber im letzten Akt statt der bezaubernden Tochter die alte Schachtel von Mutter wählt. Das ist nahezu unsittlich. Wenn ich der Zensor wäre, würde ich den Film verbieten. Na, das eine Gute hat diese unmögliche Besetzung, daß wir die Vermonte los sind.“ Er machte einige Schritte durch das Zimmer und blieb dann vor dem zerknirschten Hofrat stehen. „Wissen Sie, wen man statt der Vermonte engagieren sollte? Die kleine Russin. Die hat's in sich, glauben Sie mir. Mit der machen wir eine Serie.“

„Eine ausgezeichnete Idee, Herr Generaldirektor“, stammelte Hofrat Jubs unterwürfig.

„Lassen Sie mal das Mädel antanzen!“ Regisseur Eigenschein stürzte aus dem Zimmer.

Tina Vermonte saß vor ihrem Schminktisch, zog die Augenbrauen nach und legte etwas Rot auf. Irina stand beim Fenster. Eigenschein klopfte an. „Herein!“

„Entschuldigen Sie, meine Damen, wenn ich störe.“

Tina blickte ihn verächtlich an.

„Der Herr Generaldirektor möchte gern mit Ihnen sprechen, Prinzessin."

„Ich bedaure. Ich habe jetzt keine Zeit. Ich muß zum Bahnhof."

„Es handelt sich nur um einige Minuten, Prinzessin."

„Gehen Sie doch, liebes Kind", sagte die Vermonte. „Mit Generaldirektoren soll man sich nicht verfeinden."

Irina dachte an Kipman und folgte dem Regisseur. Die Vermonte sah ihnen mit bitterem Lächeln nach.

„Hören Sie mal, liebes Fräulein Weruschew," begann Herr Generaldirektor Szilaghi, sobald die Prinzessin eingetreten war, „wir wollen versuchen, mit Ihnen eine Serie zu machen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erzählen, was für ein Glücksfall dies für Sie ist. Ich erwarte aber von Ihnen, daß Sie unseren Entschluß zu würdigen wissen und ganz bescheidene Gagenansprüche machen, sonst müßten wir auf das Experiment verzichten. Also, welchen Betrag stellen Sie sich vor?"

„Ich bedaure außerordentlich, Herr Generaldirektor, daß Ihr unerwarteter Antrag erst heute kommt. Ich habe nämlich leider vor einigen Tagen bereits mit einer andern Gesellschaft abgeschlossen."

Herr Szilaghi blickte drohend den Hofrat an. „Darf ich wissen, mit welcher Gesellschaft?"

„Mit der Kipman-Film-Gesellschaft, Herr Generaldirektor." Eigenschein und Jubs rissen die Augen auf.

„Kenn' ich nicht. Wer ist Kipman-Film?"

„Ein Hilfsregisseur, den wir entlassen mußten, hieß Kipman", erklärte der Regisseur zögernd.

„Es ist derselbe, Herr Eigenschein", antwortete Irina mit freundlichem Lächeln.

„Da können wir nicht mitkonkurrieren", sagte der Generaldirektor Szilaghi ironisch. „Ich wünsche Ihnen viel Glück, liebes Fräulein."

„Vielen Dank, Herr Generaldirektor." Die Prinzessin verließ das Bureau.

Der Generaldirektor marschierte gegen den Hofrat und rief wütend: „Sie haben keine Ahnung, mein Lieber."

*

Dimitri stand auf dem Bahnsteig des Bahnhofs Zoologischer Garten und war beunruhigt, daß Irina nicht kam. In wenigen Minuten mußte der Zug einfahren.

Dimitri betrachtete die große Uhr, deren Zeiger unaufhaltsam vorwärtsschnellte. Es war unbegreiflich, daß Irina nicht erschien. Plötzlich zuckte er zusammen, als er Irina in Begleitung der Vermonte erblickte. Wozu die Wiederholung des bitteren Abschieds?

„Wir wären bald zu spät gekommen", rief Irina atemlos. „Ein Pneumatik ist geplatzt."

„Ich wollte Ihnen auch noch Adieu sagen, Graf Wolkonsky", erklärte Tina mit beherrschter Stimme.

Dimitri verneigte sich stumm. Er fürchtete, ein Wort könnte die Tränen lösen, die in diesen verzweifelten Augen saßen.

„Mitja, mein Lieber, bist du glücklich?"

Dimitri wagte nicht, die Frage zu bejahen. Wenn nur der Zug käme!

„Du mußt mir sofort schreiben, Mitja." Er nickte. Irina sah das leidbeladene Gesicht der Vermonte und verstummte.

Endlich fuhr der Zug ein. Dimitri beugte sich über Tinas Hand und küßte sie.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück, Graf Wolkonsky."

„Danke", stammelte er. Er umarmte Irina und stieg in den Wagen. Wie eine Flucht war dieses Einsteigen.

„Grüße mir Rossija!" rief Irina.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Dimitri stand am Fenster und winkte. Mit leeren Augen starrte Tina dem entgleitenden Zug nach. Ich darf verliebte Frauen nicht mehr spielen, dachte sie und preßte die Zähne zusammen.

XI.

Als Irina den Speiseraum des großen Hotels an der Promenade des Anglais in Nizza betrat, wo der Reisemarschall Goodmaker Zimmer bestellt hatte, rief eine entzückte Stimme: „Irina!"

Sie blickte verwundert auf, sah eine junge Dame in großer Abendtoilette, die sich vom Tisch erhob und auf sie zukam, und erkannte Natascha Dragomirow. „Irina, mein Engel, wie kommst du hierher?"

Irina konnte nicht sprechen, so sehr war sie von dem Anblick ihrer Jugendgespielin ergriffen. Was für eine große Dame war aus der jungen Fürstin Natascha Dragomirow geworden!

„Bist du allein, Irina?"

„Ja."

„Erzähle doch! Erzähle! Willst du an unserem Tisch Platz nehmen?" Irina nickte willenlos.

Natascha nahm sie unter dem Arm und stellte einen dunkelhäutigen Mann in mittleren Jahren vor: „Herr Antonio Ezpeleta." Der Südamerikaner verbeugte sich.

„Woher kommst du, Irina?"

„Aus Berlin."

„Bleibst du jetzt hier?"

„Nein, ich wollte nur meinen Onkel Murusky besuchen."

„Ach, Onkel Kostja!"

„Siehst du ihn?"

„Selten, mein Herz."

„Ich bin vor zwei Stunden angekommen und suchte ihn sogleich auf, aber er war nicht zu Haus."

Die Fürstin lächelte. „Um diese Stunde kann er doch nicht zu Haus sein, Irina."

Die Zigeuner begannen zu spielen. Der Kellner legte ein drittes Gedeck auf.

„Wie freue ich mich, dich zu sehen, Irina", sagte Natascha auf russisch, löste ein Veilchensträußchen von ihrer Korsage und reichte es der Freundin. „Viele Bekannte aus Petersburg sind da. Es geht uns allen schlecht."

Irina betrachtete verwundert die große Toilette der jungen Fürstin und die Perlen, die um ihren Hals lagen. Natascha verstand den Blick und wiederholte: „Es geht uns schlecht." Ihre Augen waren verschleiert. Antonio Ezpeleta machte ein verdrossenes Gesicht.

„Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich ins Russische geraten bin", sagte Natascha besänftigend.

Der Kellner servierte.

„Du bist sehr schön geworden", sagte Natascha mit Überzeugung.

Irina errötete. Antonio Ezpeleta taute auf und begann, in drolligem Französisch die verrücktesten Geschichten zu erzählen.

Ein Boy trat an den Tisch heran und überreichte Irina einen Brief. „Jetzt bist du zwei Stunden in Nizza und bekommst schon einen Liebesbrief?" rief die junge Fürstin lachend.

„Ich glaube nicht, daß es ein Liebesbrief ist, Natascha. Du erlaubst?"

Irina öffnete den Brief und las mit aufsteigendem Zorn, daß Herr Goodmaker es für seine Pflicht hielt, ehrerbietig sie darauf aufmerksam zu machen, daß Madame Dragomirow eine Kokotte sei.

„Hast du eine schlechte Nachricht erhalten, mein Herz?"

„Nein, eine gleichgültige." Sie zerknüllte den Brief und steckte ihn in die Tasche. Welch dumme Taktlosigkeit gestattete sich der Angestellte Proctors! Wollte er ihr vorschreiben, mit wem sie verkehren durfte? Konnte dieser Kommis begreifen, welch tragisches Schicksal sich erfüllte, wenn die Fürstin Natascha Dragomirow mit Herrn Antonio Ezpeleta soupieren mußte? Sie hob ihr Glas und sagte herzlich: „Dein Wohl Natascha."

„Das deine, Irina." Der Herr aus Südamerika trank höflich mit.

Nach dem Souper fragte die junge Fürstin: „Wir wollen tanzen gehen, kommst du mit?"

„Ich bin zu müde, Natascha."

„Wenn es Madame angenehm ist, können wir ins Theater gehen", schlug Ezpeleta vor, der nur ungern auf Irinas Gesellschaft verzichten wollte. Irina dankte freundlich und verabschiedete sich.

Als sie durch die Halle ging, erblickte sie Nataschas Mutter, die alte Fürstin Dragomirow, die in friedlichem Gespräch mit dem Archimandriten Pajutin beisammen saß. Sie brachte es nicht übers Herz, die beiden jetzt zu begrüßen, und begab sich nach ihrem Zimmer.

Duft von welken Parfümen schlug ihr entgegen, als sie eintrat. Sie lief zum Fenster und öffnete es. Ein großer Sternenhimmel lag über dem ruhig atmenden Meer, das sanfte Wellchen an den Strand warf. Die Lichter der Jetee-Promenade spiegelten sich im Wasser. Leise Musik kam irgendwoher.

Die Schwermut, die Irina überfallen hatte, lockerte sich und zerstob in der lauen Luft. Ihre Gedanken wanderten zu Kipman, den sie in einigen Tagen wiedersehen würde. Er hatte sich entschlossen, Irinas Fahrt nach der Riviera auszunützen und einige Aufnahmen für den neuen Film zu machen. In drei Tagen erwartete er sie in Genua.

In drei Tagen, flüsterte Irina und roch beglückt an den Veilchen, die Natascha ihr geschenkt hatte.

Um elf Uhr vormittags des nächsten Tages begab sich Irina, begleitet von Goodmaker, den sie keines Wortes würdigte, nach der Rue de France 169 und fragte nach dem Prince Mourousy. Die Besitzerin des Logierhauses, eine alte Russin, behauptete, der Prinz schlafe noch.

„Lassen Sie ihn wecken, bitte, und geben Sie ihm meine Karte."

„Der Prinz wird ungehalten sein, Madame."

„Ich übernehme die Verantwortung. Wo kann ich warten?"

Die Dame führte Irina in einen traurigen Salon, der mit verschossenen Plüschmöbeln ausgestattet war. „Sie können gehen, Herr Goodmaker", sagte Irina unfreundlich. Der Reisemarschall entfernte sich.

In solchem Haus wohnte Konstantin Murusy, dachte Irina beklommen und wußte, daß sie von ihrer Reise nichts zu erhoffen hatte. Allerdings, wenn sie sich ehrlich prüfte, sie hatte kaum etwas erhofft. Sie hatte die Reise als willkommenen Vorwand benützt, um Zeit zu gewinnen und die Entscheidung hinauszuschieben, die Proctor verlangte.

Die Glocken läuteten Mittag, als endlich Konstantin Murusy in den Salon trat. Er blieb an der Tür stehen und blinzelte Irina an, die einen leisen Schrei ausstieß. Was war aus dem eleganten Onkel Kostja geworden? Ein schlaffer Mann mit grauem Haar und müdem Gesicht stand im Zimmer. „Du bist Irina Suwarin?" fragte er.

Sie nickte.

„Ich hätte dich niemals erkannt, mein Kind. Du bist schön wie die Liebe." Er ging auf sie zu und umarmte sie, die fast betäubt war von dem „L'origan"-Duft, den er ausströmte. „Du hättest mich wohl auch nicht erkannt, wie?"

„Doch, Onkel Kostja."

„Man verändert sich, mein Herzchen. Man verändert sich." Er setzte sich nieder und zündete eine Zigarette an. „Na, erzähl' mir was Nettes, aber, wenn möglich, nichts von Rußland. Du bleibst jetzt wohl auch in Nizza, wie? Ich hatte euch schon lang erwartet. Alle unsere Bekannten sind an der Riviera. Hier stirbt sich's hübscher. Wo ist dein Vater, Paul Stepanytsch?"

„Mein Vater ist tot."

Murusy rauchte gleichmütig weiter.

„Die Bolschewiki haben ihn hingerichtet."

„Ja, ja, Paul Stepanytsch ist immer ein Feind der Revolution gewesen."

Irina brauste auf. „Na, und du, Revolutionär, was hast du erreicht?"

„Ich bin ein armer Narr gewesen, mein Herz. Die wirkliche Revolution gibt es nur im Gehirn, nicht in der Menschenherde. Das habe ich nicht gewußt. Darum bin ich ein lächerlicher Narr gewesen."

„Freust du dich gar nicht über die Freiheit, die Rußland jetzt hat?"

Er lächelte melancholisch. „Freiheit ist nichts. Sehnsucht nach Freiheit ist alles. Erfüllung tötet. Aber das verstehst du nicht, mein Kind. Man muß alt und müde werden, um es zu begreifen. Du bist ganz allein nach Nizza gekommen?"

„Ja."

„Und willst jetzt hierbleiben?"

„Nein."

„Wozu bist du dann gekommen?"

„Ich wollte dich besuchen, Onkel Kostja."

Er streichelte ihre Hand. „Das ist freundlich von dir, Irina. Aber ich kann dir nichts bieten, mein Kind."

„Ich verlange nichts, Onkel Kostja."

„Hast du Geld?"

„Nicht viel."

„Wovon lebst du?" fragte er behutsam. „Du mußt es mir natürlich nicht sagen, wenn es dir nicht paßt."

„Ich habe gefilmt, Onkel Kostja."

„Ausgezeichnet!" rief er entzückt. „Man muß filmen, das ist klar. Ich gratuliere dir, daß du das begriffen hast. Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich ebenfalls filmen. Es gibt keine ritterlichere Beschäftigung für vertriebene Aristokraten."

Irina lächelte.

„Ich meine es in vollem Ernst. Außerdem besuche ich leidenschaftlich gern das Cinéma. Film ist das beste Narkotikum, welches wir haben. Trotzdem wollen wir frühstücken gehen."

Irina fühlte Mitleid mit der verzweifelten Ironie des Prinzen Murusy, die Hoffnungslosigkeit war.

Als sie aus dem dumpfen Salon auf die Straße traten, blendete grelle Mittagssonne. „Wenn Sonne scheint, läßt sich alles ertragen", philosophierte Onkel Kostja. „Die Sonne ist eine Gleichmacherin. Dem Dollarmillionär gibt sie nicht mehr Wärme als dir und mir. Nett von der Sonne, wie?"

„Du darfst nicht so bitter sein, Onkel Kostja", bat Irina leise und tastete nach seiner Hand.

„Ich bin doch nicht bitter. Seht euch das Närrchen an! Ich wäre bitter. Warum sollte ich bitter sein? Es geht mir herrlich. Ich lebe an der Riviera. Ich habe ein Bett. Ich esse mich satt. Warum sollte ich bitter sein, sacrebleu?"

Irina schwieg bedrückt.

Nach einer Weile, sie schritten über die Place Magenta, sagte Murusy: „Aber es ist möglich, daß du recht hast. Weißt du aber auch, warum ich bitter bin? Weil wir dieses Hunde-

leben, zu dem wir verdammt sind, ehrlich verdient haben. Darum bin ich bitter."

Sie standen vor dem kleinen Restaurant, in dem Murusy zu speisen pflegte. „Es ist nicht sehr elegant, mein Herz, aber man ißt gut und billig."

Ein Tischchen in der Ecke war für ihn reserviert. Der alte Kellner grüßte mit vertraulicher Liebenswürdigkeit: „Bon jour, mon prince."

„Er kennt mich noch aus meinen großen Tagen", sagte Murusy lächelnd auf russisch. „Er hat nicht mehr Glück gehabt als ich. Er serviert jetzt in dieser Kneipe."

Der Kellner fragte nach seinen Befehlen.

„Was Sie wollen, mein Alter, aber das Allerbeste für die Prinzessin."

„Sie werden bedient sein, mein Prinz."

„Dieses Lokal hat den großen Vorzug, daß keine Russen herkommen", erzählte Murusy. „Ich kann Russen nicht mehr sehen."

„Warum nicht, Onkel Kostja?"

„Lauter Narren! Komplette Narren! Man kann mit ihnen nicht sprechen. Es gibt keinen, der nicht glaubt, daß alles nur eine vorübergehende Episode sei. Morgen oder übermorgen oder in fünf Jahren steht Mütterchen Rußland wieder in alter Glorie da. Mit einem Zaren an der Spitze und mit einer allmächtigen Synode und mit Knuten und Sibirien. Das glauben diese Idioten, weil sie die neue Zeit nicht begreifen. Film und Sowjet, das ist die neue Zeit. Bin ich wieder bitter, Irina, mein Herz?"

„Es geht, Onkel Kostja, aber warum parfümierst du dich so stark?"

„Damit mir niemand zu nahe komme", lachte Murusy.

Der alte Kellner servierte.

Später fragte Irina: „Wovon lebst du eigentlich, Onkel Kostja? Du mußt es mir natürlich nicht sagen, wenn es dir nicht paßt."

„Von meinem System."

Irina begriff nicht. „Ich spiele in Monte Carlo nach meinem System. Es ist ein armseliges System, denn man kann damit nur hundert Franken täglich gewinnen, aber ich brauche nicht mehr zum Leben."

„Wie schrecklich, Onkel Kostja!"

„Ist es schrecklich? Ich weiß es nicht, aber wahrscheinlich hast du recht. Allerdings, wenn ich überlege — alle andern

menschlichen Beschäftigungen sind ebenso langweilig und sinnlos. Du stehst im Atelier und läßt dich photographieren. Na und? Der Richter sitzt im Talar da und spricht Recht. Tag für Tag spricht er Recht. Ist es erträglich? Der Bankmensch sitzt am Schalter und zahlt dreißig Jahre lang Geld aus. Hat es einen Sinn?"

„Und der Arbeiter? Und der Bauer?"

„Mein liebes Kind, ich spreche von Beschäftigungen, nicht von Arbeiten. Aber die meisten Menschen sind nur beschäftigt und arbeiten nicht." Er blickte auf die Uhr. „Jetzt muß ich nach Monte fahren, denn ich kann auf keinen Tag verzichten. Du wirst mitkommen, mein Herz. Einmal ist es interessant."

„Ich komme gern mit, Onkel Kostja. Ich habe ja nichts anderes zu tun."

Sie fuhren nach Monte Carlo.

„Früher einmal, vor dem Krieg, war es hier elegant", erzählte Murusy, als sie das Kasino betraten. „Jetzt ist nur noch crapule hier. Außenseiter, Desperados, Entgleiste, Vertriebene und Hochstapler kämpfen mit armseligen Einsätzen um ihr Leben. Hasard ist ein todernstes Geschäft geworden."

Er ging zu einer Wechselkasse und kaufte für dreihundert Francs Spielmarken zu fünf Francs. „Mein System ist ein Fünffrancs-System", sagte er mit einem verzweifelten Lächeln. „Man könnte ebensogut mit Haselnüssen spielen."

Irina konnte nicht lächeln. Wenn sie jemals Proctor heiratete, wollte sie Onkel Kostja so viel Geld geben, daß er nicht mehr zu spielen brauchte.

Murusy nahm an einem Spieltisch Platz, legte Bleistift und Block vor sich hin und ließ einige Spiele vorbeigehen, bevor er die ersten fünf Francs wagte, die er verlor.

Irina stand hinter ihm und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Da erblickte sie Natascha Dragomirow, die den Saal betrat. Sie ging auf die Freundin zu und begrüßte sie.

„Wir wollen nach der Terrasse gehen, mein Herz. Ich will nur Antonio sagen, daß ich hier bin."

Sie gingen zu dem Trente-et-quarante-Tisch, bei dem Expeleta saß, der sofort sein Spiel unterbrechen wollte, um sich den Damen zu widmen. Der jungen Fürstin gelang es, ihn von seiner Absicht zurückzuhalten. Irina bemerkte ihren Reisemarschall Goodmaker, der ebenfalls an diesem Tisch saß und ein wenig verlegen grüßte.

Die beiden Freundinnen verließen den Saal, nachdem man

Ezpeleta versprochen hatte, in einer Stunde wiederzukommen. „Bist du jeden Tag da?" fragte Irina.

„O nein. Ich spiele nicht. Ich bin zu geizig. Ich weiß jetzt, was Geld bedeutet."

Sie betraten die Terrasse. „Ist es dir nicht zu kühl, mein Herz? Sonst setzen wir uns in den Konversationssaal."

„Es ist ja warm, Natascha." Sie blickte entzückt auf das Meer, das von Sonne überströmt war.

„Ich spare wie ein alter Geizhals", erzählte die junge Fürstin. „Wenn ich Geld genug habe, kaufe ich ein kleines Landhaus für uns und will versuchen, zu vergessen." Sie schloß die Augen. „Es gibt Schreckliches zu vergessen."

Irina griff nach ihrer Hand und streichelte sie tröstend.

„Dabei darf ich mich eigentlich gar nicht beklagen. Ich habe sehr viel Glück gehabt, mußt du wissen. Sonja Tschernytschew zum Beispiel — erinnerst du dich ihrer? — ist Barmaid geworden. Sie verdient sehr wenig, aber dafür muß sie bis zur Bewußtlosigkeit trinken. Oder Mascha Poroschin, die zarte, blonde Mascha, die zugleich mit uns tanzen gelernt hatte, weißt du?"

„Ja, ja, was ist mit Mascha Poroschin? Ich möchte sie gern sehen."

„Du kannst sie nicht sehen, mein Herz. Sie hat eine entsetzliche Krankheit und liegt im Hospital."

„O mein Gott!"

„Ihr Vater hat sich erschossen, als er von den Ärzten hörte, was für eine Krankheit es war. Außerdem hatte er jetzt nichts, wovon er leben konnte. Wir haben es zu spät erfahren, sonst hätten wir geholfen."

Irina erschauerte. Das Meer hatte allen Glanz verloren. In fahlem Grau flossen Himmel und Wasser zusammen. Die Luft roch nach Spital und Fäulnis. „Wir wollen in den Saal gehen", sagte Irina fröstelnd. „Es ist kalt geworden."

*

Graf Diedorff hatte die Auseinandersetzung mit seiner Frau von einem Tag zum andern, von Woche zu Woche hinausgeschoben. Es war vielleicht weniger Feigheit als Zartgefühl und Sorge, einer Frau wehzutun, die ihm von schwerem Leid bedrückt erschien. Sie hatte in dieser Zeit eine Art zu lächeln, die ihm ins Herz schnitt. Sie ging selten aus und empfing keine Besuche.

Er wunderte sich, daß seine Frau nicht, wie sonst, bei der Premiere ihres letzten Films erschienen war, obwohl die Gesellschaft dringend ihr Kommen erbeten hatte. Sein erster Gedanke war, daß zwischen Tina und der Firma ein Zerwürfnis bestand. Dann las er aufmerksam sämtliche Kritiken, die Tina Vermonte mit wohlwollender Hochachtung behandelten, aber von Wera Weruschew begeistert waren. Endlich beschloß er eines Tages, sich den Film anzusehen, und begriff alles. In dieser Stunde litt er mit seiner Frau.

Es kamen Anfragen aus Vork, die täglich dringender wurden und schließlich ein weiteres Hinausschieben unmöglich machten. Diedorff mußte sprechen.

An einem Abend, da sie im Wohnzimmer saßen, überwand Diedorff seine Hemmungen und fragte schüchtern: „Darf ich dich für einige Minuten stören, Tina?"

Sie hob den Blick von dem Buch, in das sie hineingestarrt hatte, ohne jemals umzublättern. „Natürlich darfst du, Christoph Bernhard. Was gibt es?"

„Ich habe eine Stellung angenommen, Tina."

„Das freut mich, um deinetwillen."

„Mein Schwager hat ein großes Gut gekauft, Groß-Karbe, das an Vork anstößt. Ich soll das Gut bewirtschaften."

„Das ist ja ein Glücksfall, Christoph Bernhard."

„Glücksfall möchte ich nicht sagen, Tina. Es ist eine gehobene Inspektorstelle. Das Herrenhaus in Groß-Karbe wird mir als Wohnung überlassen. Es ist ein schönes und stattliches Haus. Wie denkst du über die Sache, Tina?"

„Ich? Sagtest du nicht, daß du bereits angenommen hast?"

„Vorbehaltlich deiner Einwilligung."

Sie sah ihn mit einem Blick an, der ihn verwirrte. „Wie stellst du dir das vor, Christoph Bernhard? Was soll ich in Groß-Karbe?"

„Du liebst das Leben auf dem Land, so sagtest du wenigstens. Du würdest leben, wie unsere Frauen leben. Du brauchtest nicht mehr zu filmen, wenn du keine Lust hast."

Röte flog über ihre Stirn. „Oh, ich werde noch filmen!"

„Auch das ließe sich ermöglichen, Tina. Der Mietvertrag über diese Villa läuft noch drei Jahre. Du könntest also, wenn du filmst, hier wohnen. Die übrige Zeit verlebst du in Groß-Karbe."

„Du bist sehr freundlich, Christoph Bernhard, aber ich kann in Groß-Karbe nicht leben. Wirklich, ich kann nicht. Ich ertrage

die Traurigkeit eurer märkischen Ebene nicht. Meine Heimat sind die Berge."

„Du könntest jeden Sommer nach deiner Heimat reisen, Tina."

„Nein, Christoph Bernhard, dies alles ist unmöglich."

„Dann müßte ich auf die Stellung verzichten. Ich gestehe offen, daß dieser Verzicht ein harter Schlag für mich wäre."

„Du wirst nicht verzichten." Sie schlug das Buch zu. „Ich will dir etwas sagen, Christoph Bernhard, aber du darfst nicht gekränkt oder böse sein. Es gibt nur einen Weg für uns: Wir müssen in Freundschaft auseinandergehen."

„Tina!"

„Bleib' ruhig und hör' mich an. Ich hoffe, daß wir Menschen sind, die die Wahrheit vertragen. Wir passen nicht zueinander. Ich bin keine Frau für dich. Du bist zu vornehm, zu sehr Graf. Das soll kein Vorwurf sein, im Gegenteil. Ich konstatiere bloß. Weißt du, wer eine Frau für dich wäre? Die Prinzessin Suwarin."

Er wehrte ab.

„Ich meine nur vergleichsweise, Christoph Bernhard. Wir haben ein wenig leichtsinnig geheiratet, ohne innere Berechtigung, ich aus Eitelkeit, du aus Verzweiflung. Bitte, laß mich ausreden. Es hätte trotz allem eine anständige Ehe werden können, wenn ich mich besser benommen hätte. Ich habe mich schändlich benommen, Christoph Bernhard. Ich habe dich gequält, beleidigt, herabgesetzt. Ich bereue es, denn du bist immer ein Edelmann gewesen."

Diedorff wollte erwidern, aber er brachte keinen Laut hervor.

„Wir können vieles gutmachen, wenn wir diese Ehe lösen." Sie stand auf und streichelte sein Haar. „Wir wollen gute Freunde bleiben, Christoph Bernhard. Du wirst heiraten, eine von diesen schlanken, blonden Komtessen, die vielleicht gar nicht so kühl sind, wie sie aussehen, und wirst schöne, blonde Kinder bekommen. Und eines Tages wird dich die uralte Frau Vermonte besuchen und sich über dein Glück freuen. Dann sitzen wir am Kamin zusammen, so wie im Film, rot viragiert, weißt du, und unterhalten uns von der großen Zeit."

Diedorff legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte.

„Na, sei doch vernünftig, mein Jungchen. Ich bin keine Träne wert, weiß Gott."

Er richtete sich auf und fragte heiser: „Was wirst du beginnen?"

Sie ging zu ihrem Platz zurück und setzte sich. „Ich will im Frühjahr nach Cortina fahren und mir ein Haus kaufen, mit schönen Wiesen ringsum. Für meine alten Tage, weißt du. Das will ich unbedingt jetzt schon haben, denn ich muß oft an dein Lieblingsgedicht denken: Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr, wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben, und so. Wenn ich das Haus habe, dann werde ich noch ein Weilchen filmen, bis ich einen großen Erfolg habe. Nachher verschwinde ich. Das sind meine Pläne, Christoph Bernhard."

„Ist das dein fester Entschluß, Tina?"

„Mein unumstößlicher Entschluß. Ich wartete nur, bis du sprechen würdest."

„Du darfst mich sentimental nennen, Tina, aber es tut mir weh, dich zu verlieren."

Sie runzelte die Stirn und sagte, sich wehrend: „Wir wollen nicht sentimental sein, Christoph Bernhard. Nur ganz junge Menschen dürfen sentimental sein."

Er zuckte zusammen. Dann holte er einen Scheck aus seiner Brieftasche und reichte ihn Tina. „Ich habe Balmoral an den Obersten Dongherty verkauft, sehr gut verkauft, denn er bezahlte achthunderttausend Mark. Das Geld gehört dir."

Sie betrachtete den Scheck und fragte, ganz weich und zärtlich: „Darf ich dich bitten, den Scheck für dich zu behalten, Christoph Bernhard? Du würdest mir eine große Freude machen."

„Ich möchte meine Schuld bezahlen, soweit ich kann."

„Ich bin dir mehr schuldig geworden, als du mir, Christoph Bernhard", sagte sie ergeben.

*

Da Irina nicht wünschte, daß Proctor durch ein Kabeltelegramm Goodmakers von der Fortsetzung ihrer Filmtätigkeit erfahre, beschloß sie, ohne Wissen ihres Reisemarschalls nach Genua zu fahren und erst nach Beendigung der Aufnahmen wieder mit ihm zusammenzutreffen. Dank der Beihilfe Natascha und Murusys gelang der Plan vollkommen. Eines Nachmittags verließ Irina, von der Fürstin Dragomirow begleitet, den Spielsaal, der Goodmaker sehr zu fesseln schien, und stieg in den Zug nach Genua. Das Gepäck war in Nizza von Herrn Ezpeleta aufgegeben worden.

Als Irina im Zug saß, mußte sie lächeln, da sie an Good-

makers Gesicht dachte, wenn er ihren Brief erhielt, durch den er eingeladen wurde, sie einige Tage später in Bozen zu erwarten. Die Freude über die geglückte Flucht dauerte nur kurze Zeit, denn je mehr Irina sich Genua näherte, desto banger schlug ihr Herz. Sie fühlte sich ihrer nicht mehr sicher. Seit Nizza wußte sie, daß sie Kipman liebte. Die Gespräche mit Natascha und Onkel Kostja hatten die Grenzen verwischt, die zwischen der Prinzessin Suwarin und Andreij Kipman aus Turobin bestanden hatten. Mit einem Male waren alle Bindungen der Vergangenheit gelöst. Es gab keine Vorrechte der Geburt mehr. Die Fürstinnen von gestern waren jetzt Bardamen oder Freundinnen südamerikanischer Kommis. Der Prinz Murusy fristete sein Leben, indem er jeden Tag hundert Francs im Hasard zu gewinnen sich abmühte. Um wieviel höher stand heute der Filmfabrikant Kipman, auch wenn man von seinen strahlenden, blauen Augen absah!

Irinas Herz schlug heftig, als sie in Genua aus dem Wagen stieg und Kipman erblickte, der freudig auf sie zukam. „Guten Tag, Irina Pawlowna", rief er ohne Befangenheit. „Sie sind zuverlässig, das muß ich sagen."

„Haben Sie daran gezweifelt, Andreij Ismailowitsch?"

Er sah sie an. „Nein. Aber trotzdem, ich freue mich sehr, daß Sie da sind."

Er freut sich sehr, daß ich da bin, dachte sie und war von Glück überströmt. „Was geschieht jetzt, Andreij Ismailowitsch?"

„Wir übernachten in Genua und fahren morgen früh weiter!"

„Wie lange werden die Aufnahmen dauern?"

„Ich denke, daß wir in einem Tag fertig werden."

„Oh, so kurz!" rief sie enttäuscht.

„Ich danke", sagte er und lachte. „Wissen Sie, wieviel Geld jeder Tag hier kostet? Ich will gar nicht mehr Lire in Mark umrechnen, sonst werde ich verrückt."

„Ich habe Geld genug, Andreij Ismailowitsch."

„Wenn Sie nicht auf Gage und Diäten verzichtet hätten, Irina Pawlowna, hätte ich niemals diese Reise unternehmen können. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig."

„Ich werde immer Ihre Schuldnerin bleiben."

Auf der Fahrt zum Hotel erzählte Irina, wie es ihr gelungen war, dem Reisemarschall Goodmaker zu entfliehen.

„Goodmaker hätte nicht gestört", antwortete Kipman lächelnd. „Goodmaker ist ja mein Verwandter. Aber es ist ganz gut, daß Sie ihn in Monte Carlo zurückgelassen haben."

„Goodmaker ist Ihr Verwandter, Andreij Ismailowitsch?

Das ist herrlich. Ich habe ihn für einen Vollblutamerikaner gehalten."

In der Halle des bescheidenen Hotels, in dem Kipman Zimmer gemietet hatte, saß der dicke Abendroth und erhob sich mit Anstrengung, als Kipman mit Irina auf ihn zukam. „Gestatten Sie, Prinzessin, daß ich Ihnen Herrn Abendroth vorstelle, den genialsten Operateur Europas."

„Hören Sie ihm gar nicht zu, Prinzessin", sagte Abendroth, der ein Mann von fünfzig Jahren war und das rundeste Vollmondgesicht besaß. „Ich kann nicht mehr als die andern, ich verlange nur dreimal so viel Gage wie die Kollegen. Übrigens gratuliere ich Ihnen zu dem großen Erfolg, den Sie in Berlin gehabt haben."

„Ja, wirklich?" Sie errötete vor Freude.

„Ein Bombenerfolg, Prinzessin. Und ein berechtigter, was wesentlicher ist. Nur weil Sie in dem neuen Film mitspielten, habe ich mich entschlossen, für Kipman zu drehen. Man kann Sie, glaube ich, noch viel besser photographieren."

„Jetzt widersprechen Sie sich, Herr Abendroth, indem Sie zugeben, daß Sie es besser machen können."

Der Dicke lachte. „Das sage ich doch nur, weil der Chef anwesend ist. Aber, meine verehrten Herrschaften, viel interessanter als die ganze Photographiererei wäre es, jetzt anständig zu Abend zu essen. Ich kenne ein Restaurant in Genua, wo man menschenwürdig speisen kann."

„Ich will mich nur ein wenig zurechtmachen, Herr Abendroth", sagte Irina und fügte tröstend hinzu, als sie sein sorgenvolles Gesicht sah: „Es dauert nicht einmal zehn Minuten."

Abendroth nickte anerkennend. Dem zurückkehrenden Kipman aber sagte er: „Kipman, Mensch, Sie haben unverschämtes Glück. Mit dieser Frau kann man gar keinen schlechten Film machen."

Kipman lächelte zufrieden.

Als Irina in weniger als zehn Minuten wieder erschien, führte Abendroth, der sich als großer Italienkenner entpuppte, soweit es sich nicht um Kunstdinge, sondern um Eßmöglichkeiten handelte, die Prinzessin und Kipman nach einem kleinen Ristorante in der Galleria Mazzini, wo er mit Umsicht und nach eingehenden Verhandlungen mit dem Kellner ein Abendessen ersten Ranges zusammenstellte.

„Sie lächeln über mich, Prinzessin," sagte Abendroth, nachdem er mit tiefer Andacht seine Minestra ausgelöffelt hatte, „aber Sie haben unrecht. Glauben Sie mir, Geld ist gut,

Erfolg ist gut, Philosophie ist gut, Liebe noch besser, aber das beste und reellste ist, anständig zu essen. Doch gebe ich gern zu, daß man fünfzig Jahre alt sein muß, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen."

„Da haben wir noch ein wenig Zeit", erwiderte die Prinzessin und blickte Kipman an, der in dem Manuskript blätterte, das ihm der große Filmdichter Lákátós geliefert hatte.

Er nickte flüchtig und fragte Abendroth: „Sie sind also gegen Rapallo?"

„Was wollen Sie in Rapallo? Noch einmal das Kastell am Meer photographieren? Die Gegend ist vollkommen abgeklappert. Ich selber habe schon zweimal in Rapallo gedreht. Wir müssen südlicher gehen. Ich schlage Sestri Levante vor. Da ist schöner Strand."

„Aber die Fahrt dauert länger."

„Auf eine Stunde mehr oder weniger kommt es nicht an. Haben Sie so große Eile? Ich beteilige mich an Hasenjagden unter gar keinen Umständen."

„Also schön. Dann fahren wir nach Sestri Levante."

„Wer spielt den jungen Maler?" fragte Irina.

Abendroth blinzelte vergnügt mit den Augen. „Ich, Prinzessin, wenn Sie kein Veto einlegen. Kipman dreht die Szene."

Die Prinzessin lachte stürmisch. Kipman wurde ein wenig verlegen.

„Nein, haben Sie keine Angst, Prinzessin, ich spiele nicht. Wir haben uns die Sache so zurechtgelegt: Dieser fremde Maler, den Sie für den zurückgekehrten Geliebten halten, hat nur diese eine Szene am Meeresstrand. Die Szene kann Kipman sehr gut spielen."

Sie warf einen erstaunten Blick auf Kipman.

„Erstens erspart er eine Menge Geld, zweitens ist er ein hübscher Mensch."

Kipman errötete.

Drittens nehme ich die Szene so auf, daß man von Kipmans schönem Gesicht nicht viel sieht."

„Wie schade!" rief die Prinzessin und lächelte Kipman an.

*

Ein hoher, wolkenloser Himmel wölbte sich über Sestri Levante, als in der Mittagstunde die Expedition den Strand der Westbucht erreichte. Zwei große Jungen, die Abendroth angenommen hatte, trugen Apparat, Stativ und Kassetten.

Ein dritter Junge schleppte die Staffelei des Malers heran. Die gesamte Jugend des Städtchens bildete das Gefolge.

Wenn der Nordwind schwieg, der stoßweise Kälte aushauchte, war es sommerlich warm. Das unruhige Meer warf lärmende Wellen gegen den Strand.

Während Abendroth einen günstigen Platz aussuchte, stand Irina, die sich im Hotelzimmer angekleidet und geschminkt hatte, neben Kipman und starrte entzückt auf das Meer. Ein braunes Segel schaukelte in der tiefblauen Flut. „Ich wollte, dieser Tag hätte kein Ende", sagte Irina verzückt. „Haben Sie schon einen ähnlichen Tag erlebt, Andreij Ismailowitsch?"

„Es ist wunderbar schön", antwortete er leise.

Ihre Augen kehrten vom Meer zurück und berührten sein Gesicht. „Ihre Augen sind so blau wie dieses Meer, Andreij Ismailowitsch", flüsterte sie willenlos.

Er erzitterte unter ihrem Blick, der sich nicht von ihm trennte. Was soll aus uns beiden werden? fragte dieser Blick, der sein Blut entzündete.

Da rief Abendroth. Sie erwachten aus ihrer Betäubung und wanderten zu dem Platz, den der Operateur ausgewählt hatte. „Feines Licht!" sagte Abendroth vergnügt und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

Kipman erklärte der Prinzessin die Szene: Das junge Mädchen, in Traurigkeit versunken, kommt des Weges, erblickt den Maler, glaubt in ihm den verschollenen Geliebten zu erkennen, läuft auf ihn zu, umarmt ihn und ist entsetzt, als der angenehm überraschte Maler das Mißverständnis aufklärt.

Kipman probierte die Szene dreimal und war nicht zufriedenzustellen, zumal da er der Prinzessin nicht zu sagen wagte, daß die Umarmung ihm ein wenig zu kühl erschien.

Nach der dritten Probe kletterte Abendroth heran und erklärte: „Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, meine Herrschaften, so möchte ich Ihnen raten, Prinzessin, den Maler leidenschaftlicher zu umarmen. Was Sie machen, ist nicht Fisch und nicht Fleisch, Prinzessin, verzeihen Sie."

„Ich markiere doch jetzt nur", erwiderte Irina mühsam. „Bei der Aufnahme werde ich leidenschaftlich sein." Sie hörte ihr Herz schlagen.

„Dann ist alles in Ordnung", sagte Abendroth befriedigt und marschierte zum Apparat zurück. Die Aufnahme begann.

Irina kam des Wegs, erblickte den Maler, lief auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Sie küßte in besinnungsloser Hingabe seinen Mund

und seine Augen und blickte ihn an und vergaß den Film und flüsterte: „Ich liebe dich, Andrjuscha!“ Endlich machte sie sich los und stürzte davon, wie es die Szene verlangte.

„Aus!“ schrie Abendroth und hörte zu kurbeln auf. Dann kam er kopfschüttelnd zu den beiden. „Mein Kompliment, Prinzessin. Wie sie das gemacht haben, war ausgezeichnet. Jetzt tut es mir erst leid, daß ich nicht den jungen Maler gespielt habe.“

Irina lächelte ziellos. Kipman wagte nicht, sie anzublicken.

„Aber Sie haben versagt, lieber Kipman, seien Sie mir nicht böse. Sie haben ganz vergessen, dem jungen Mädchen zu sagen, daß ein Irrtum vorliege.“

„Das habe ich vergessen“, gab Kipman kleinlaut zu.

„Wir nehmen die Szene nochmals auf.“

Wieder kam Irina heran, entdeckte den jungen Maler, stürzte auf ihn zu, küßte ihn auf den Mund, daß Kipman fast die Besinnung verlor, küßte seine Augen, bis er erwachte und das Mißverständnis zu erklären begann, und lief davon.

Abendroth war sehr zufrieden, aber nachdem er noch einige Nahaufnahmen und zwei Photos gemacht hatte, erklärte er die Arbeit des Tages für beendet. „Bis wir ein neues Motiv für die andern Szenen der Prinzessin gefunden haben, ist kein Licht mehr da, lieber Kipman. Das hat keinen Wert. Morgen ist auch ein Tag.“

Kipman war von seinem Erlebnis so verstört, daß er keine Einwendungen machte.

*

Das Essen begeisterte den dicken Abendroth, der Wirt, Kellner und die ungekannte Kochkünstlerin mit hymnischen Lobgesängen bedachte. Als er auch noch einen herrlichen Asti entdeckte, war sein Glück vollkommen. „Wenn es nach mir ginge, bliebe ich vier Wochen da“, rief er mit Leidenschaft und schenkte unermüdlich den sprühenden Wein ein, der das Schweigen lockerte, das über Irina und Kipman lag.

„Danke, ich trinke keinen Tropfen mehr“, sagte Irina und bedeckte das Glas. „Mir ist entsetzlich heiß. Wir wollen noch ein wenig am Strand spazieren gehen.“

„Das dürfen Sie von mir nicht verlangen, allergnädigste Prinzessin“, erklärte Abendroth lachend. „Ich gehe überhaupt nur, wenn ich unbedingt muß. Aber nach einem guten Abend-

essen spazieren zu laufen, erscheint mir als ein Verbrechen wider die Natur."

„Ich muß ein bißchen frische Luft schöpfen", sagte Irina und stand auf. „Kommen Sie mit, Herr Kipman?"

„Selbstverständlich, Prinzessin. Ich kann Sie doch nicht allein gehen lassen."

„Ich erlaube mir, jetzt schon gute Nacht zu wünschen," sagte Abendroth, „denn ich denke sehr bald schlafen zu gehen."

„Dann gute Nacht, Herr Abendroth."

Sie verließen das Zimmer und wanderten zum Strand. Die Nacht war warm, denn der Nordwind schwieg. Smaragdgrüne Sterne funkelten am samtigen Himmel. Sie wanderten schweigend in sich versunken, bis Irina müde wurde und in ein Fischerboot sprang, das zur Hälfte auf den Strand gezogen war. Kipman folgte ihr zögernd und setzte sich neben sie auf die Bank. Kleine Wellen schlugen plätschernd an die Wände des Bootes. Fernher kamen verwehte Gitarrentöne und ein Volkslied, gesungen von einer kehligen Tenorstimme. Irina bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und mußte schluchzen.

„Was ist Ihnen, Irina Pawlowna?" fragte er unsicher. Sie gab keine Antwort. Er wiederholte nach einer Weile die Frage.

Sie ließ die Hände sinken und blickte in seine Augen. „Siehst du nicht, daß ich dich liebe, Andrjuscha?"

Wer sprach so? Sie erkannte diese Stimme nicht. Ihr Herz war aufgesprungen.

„Ich habe dich geliebt vom ersten Augenblick an, Andrjuscha. Ich habe dich geliebt, als ich zum ersten Male deine Augen sah, damals in dem Hamburger Hotel, als du bei der Portierloge gestanden hast. Aber ich wußte nicht, daß ich dich liebe, Andrjuscha. Ich weiß es erst seit einigen Tagen."

Er saß wie gelähmt.

„Du hast die schönsten Augen, die ein Mensch haben kann. Weißt du es, Andrjuscha, mein Lieber?"

Sein Geschlecht erwachte. Er sank vor Irina auf die Knie und barg seinen Kopf in ihren Schoß.

„Ich liebe dich, Andrjuscha." Sie hob seinen Kopf und küßte ihn auf den Mund, bis sie den Atem verlor.

Als Andreij Kipman die Prinzessin Suwarin umarmte, glaubte er das Hufeklappern der galoppierenden Pferde zu hören, auf denen die Fürsten und großen Herren durch die Straßen seines Heimatstädtchens gejagt hatten. Es waren aber nur kleine Wellen, die plätschernd an die Wände des Bootes schlugen.

*

Joe Goodmaker stand in lebhafter Unruhe auf dem Bahnhof in Bozen und erwartete den Zug, der die Prinzessin bringen sollte. Er hatte kein gutes Gewissen, denn es war Pflichtverletzung gewesen, im Kasino zu spielen, statt auf die Prinzessin aufzupassen. Als gerechte Strafe schien es ihm, daß er eine ganze Menge Geld bei diesem blödsinnigen Trente-et-quarante-Spiel verloren hatte. Der Trost, daß er das verlorene Geld unter Reisespesen verrechnen würde, war gering, denn dieser nicht kleine Betrag hätte sich besser verwenden lassen. Weit unangenehmer als der Verlust war die Unmöglichkeit, an Proctor präzise Berichte zu senden. Er war gezwungen, Nichtssagendes und Belangloses zu kabeln. Die Situation wurde von Stunde zu Stunde bedrohlicher.

Der Expreßzug lief mit einiger Verspätung ein, ohne die Prinzessin Suwarin zu bringen. Goodmaker war niedergeschmettert. Nachdem er in allen Wagen des Zuges vergeblich gesucht hatte, verließ er den Bahnhof und ging in tiefem Nachsinnen gegen den Walterplatz zu. Er sah keinen Ausweg mehr. Es war vielleicht das klügste, auf jede Gefahr hin Proctor die Wahrheit zu melden.

Als er in sein Hotel zurückkehrte, überreichte ihm der Portier ein Telegramm, in dem Irina mitteilte, daß sie erst am nächsten Tage nach Bozen kommen werde. Die Depesche war in Gargnano aufgegeben worden. „Wissen Sie vielleicht, wo Gargnano liegt?" fragte er den Portier.

„Am Gardasee, mein Herr."

Goodmaker betrachtete eine Landkarte, entdeckte den Ort und überlegte, ob es nicht vernünftig wäre, dorthin zu fahren und zu sehen, was die Prinzessin in Gargnano zu tun habe. Nach einigen Erwägungen verzichtete er auf den sehr verlockenden Plan, da es ihm ungewiß erschien, ob er die Prinzessin noch in Gargnano erreichen würde. Vielleicht hatte sie während eines kurzen Aufenthalts telegraphiert und war weitergereist. Reiste sie allein? Es war kaum anzunehmen. Ein junges Mädchen gondelte nicht allein auf dem Gardasee. Aber wer war der Begleiter?

Goodmaker gab es auf, dieses schwere Rätsel zu lösen, und begnügte sich, an Cyrus Proctor in Neuyork sehr zuversichtlich zu kabeln, daß die Prinzessin sich wohlbefinde und in Bozen Station gemacht habe.

*

In diesen brausenden Tagen wurde Andrej Kipman über sich selber hinausgehoben. Er vergaß Enge und Kümmerlichkeit seines Lebens, vergaß Turobin, Estherka, den alten Gutmacher, aus seinem Gehirn schmolzen Zahlen, Zielbewußtheit und Betriebsamkeit weg, sein enges, feiges Herz weitete sich, mitgerissen von dieser elementaren Liebe, die er nicht begriff, deren Kraft er nicht ahnte, die er hinnahm wie ein unverdientes Geschenk; er wurde Mensch.

Wie durch einen Traum wanderte er in diesen Tagen, ohne Willen, ohne Energie, ganz hingegeben der Süßigkeit der Stunde. Was Irina wollte, geschah. Sie verzögerte die Heimreise, er sprach nicht dagegen. Sie stieg unvermutet in Pavia aus, er folgte ohne Einwendungen. Welch ein Abend, da sie Arm in Arm durch die dämmernden Straßen der kleinen Provinzstadt gingen, von niemandem gekannt, ein verschollenes und verzaubertes Menschenpaar! Welch eine Nacht in Pavia!

Irina hatte mit Abendroth gesprochen, der plötzlich eines guten, alten Freundes in Venedig sich erinnerte und leidenschaftlich wünschte, diesen Freund wiederzusehen, der wahrscheinlich ein Koch war. Kipman gab ohne weiteres die Erlaubnis, und Abendroth fuhr nach Venedig, von wo er nach einigen Tagen nach Bozen kommen wollte, um sich mit der Expedition wieder zu vereinigen.

Irina wünschte, über den Gardasee zu fahren, und Kipman stieg in den Dampfer und fuhr mit der Frau, die ihn liebte, ins Blaue.

Und was war in Gargnano? In den sonnebeglänzten Mittagsstunden am Seeufer und in der mondhellen Nacht, da die ganze Welt ein tiefes Grab war und nur sie beide lebten?

In Gargnano blickte Kipman in sein Innerstes und erschrak vor seiner Bereitwilligkeit, alles zu verraten und im Stich zu lassen. „Ich liebe dich, Andrjuscha", sang eine Stimme an seinem Ohr, und er warf die Vergangenheit ab und Frau und Kind wie hindernden Ballast.

Wenn Irina in Gargnano gefragt hätte: „Wollen wir nicht mehr nach Berlin zurückkehren, Andrjuscha, mein Lieber?" würde er in alles eingewilligt haben. Aber Irina vergaß, diese Frage zu stellen.

Und als sie in Bozen den Zug verließen und Kipman das düster gerunzelte Gesicht Goodmakers erblickte, wurde er jählings nüchtern. Sein Herz verschloß sich. Zahlen trabten wieder

munter durch seinen Kopf. Andreij Kipman aus Turobin tauchte aus der Versenkung auf.

Irina wurde nur traurig, als sie Goodmaker wiedersah, der sie an Cyrus Proctor erinnerte. Sie begriff in dieser Minute, daß es unüberlegt gewesen war, mit Proctors Sekretär zusammenzutreffen. Man hätte direkt nach Berlin fahren sollen.

Als Irina am späten Nachmittag mit Kipman den Weg zur Virglwarte hinaufging, fragte sie zaghaft: „Willst du mich zur Frau, Andrjuscha?"

Er blieb stehen, schien vom Aufstieg erschöpft, nach Luft zu ringen und antwortete mit einem Blick von unten: „Wie kann Andreij Kipman die Prinzessin Suwarin heiraten?"

„Es gibt keine Prinzessin mehr. Du kannst mich heiraten, Andrjuscha."

Kipman fand hundert Gründe, die er, obwohl die Straße scharf anstieg, ohne Atembeschwerden vortrug.

Irina hörte aufmerksam zu und sagte, als sie oben auf dem Virglberg standen, mit einem wunden Lächeln auf den Lippen: „Du mußt mich nicht heiraten, Andrjuscha. Ich verlange es nicht. Ich dachte nur, daß es dir vielleicht Freude machen würde, mich zur Frau zu haben."

Kipman sprach mit Leidenschaft von seiner Unwürdigkeit, der Gatte Irina Suwarins zu sein.

Sie tastete nach seiner Hand, zog sie an ihre Brust und bat mit versagender Stimme: „Du mußt mich nur immer liebhaben, Andrjuscha. Alles andere ist gleichgültig. Nur liebhaben mußt du mich."

„Ich werde dich immer liebhaben", flüsterte er so leise, daß sie sein Versprechen nur ahnen konnte.

Sie küßte dankbar seine Hand und blickte aus verschleierten Augen auf die Stadt, die im Abenddunkel versank. Nur die Mendel strahlte noch in violettem Licht.

XII.

„Im Mai könnte ich dir helfen", sagte der alte Gutmacher sorgenvoll und lief wie ein Wiesel durch das bescheiden eingerichtete Zimmer in der Friedrichstraße, das das Bureau der Kipman-Film-Gesellschaft war. Im Mai war der Diamant der Prinzessin Suwarin, den Borik, der Schlächter, auf seiner Brust trug, wahrscheinlich in Gutmachers Besitz, denn der Pole, der den Stein belehnt hatte, schien vom Erdboden ver-

schwunden zu sein. Armand Lévy schrieb aus dem Café Dumont, Rue Lafayette, daß in den letzten zwei Monaten kein Mensch einen Stein in ähnlicher Größe ihm zum Kauf angeboten hätte.

„Im Mai könnte ich dir helfen", wiederholte Gutmacher. „Jetzt geht es nicht. Ich habe kein Bargeld."

Kipman, den Kopf auf die Hand gestützt, blickte auf ein mit Zahlen bedecktes Blatt Papier und rechnete und rechnete.

„Aber du läßt dir ja nichts sagen", eiferte der Schwiegervater. „Du weißt alles besser. Ich bin immer gegen Film gewesen. Bei mir ist Film kein reelles Geschäft. Hättest du dir für die vierhundert Mille tschechische Kronen gekauft, wärst du heute ein gemachter Mann. Jakob Fischel ist aus Neugedein gekommen und hat uns gesagt, daß tschechische Kronen steigen werden. Erinnerst du dich?"

Kipman prüfte, ohne das Geschwätz des Alten zu beachten, die einzelnen Posten seiner Aufstellung und verglich sie mit den Zahlen des Voranschlags, die er zu niedrig angesetzt hatte, wie er jetzt mit Schrecken erkannte. Überdies waren während der Herstellung des Films alle Preise gestiegen. Er hatte noch zwei Ateliertage zu bezahlen, die Gagen für diese Tage, die Herstellung einer Kopie, einige Rechnungen, die noch nicht beglichen waren, und besaß im ganzen achtzehnhundert Mark. Irina hatte noch die Hälfte ihrer Gage zu bekommen. Und woher nahm man Geld für großzügige Propaganda und Zeitungsreklame?

„Aber Vorwürfe sind nicht mehr wert als zwei ausgeblasene Eier", sagte der alte Gutmacher, seine lange Rede beschließend. „Damit ist dir nicht geholfen. Wenn du kannst, wart' bis Mai, dann werden wir die Sache liquidieren. Adieu, Kipman." Er ging stöhnend aus dem Bureau.

Kipman sprang auf und lief durch das Zimmer, einen Ausweg suchend. Von Goodmaker war nichts zu erhoffen. Er hatte hundert Dollar in das Geschäft gesteckt und gab nicht einen Cent mehr.

Proctor! Kipman blieb regungslos stehen und überlegte. Proctor konnte helfen. Proctor kam morgen zurück. Wenn Irina ein Wort sagte, half Proctor.

Aber es war eine schwere Sache, Irina dafür zu gewinnen. Sie hing an ihm und war nicht abzuschütteln. Zum hundertsten Male verwünschte Kipman jene Italienreise, die ihn vier Tage lang aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Doch er sah keinen andern Ausweg und läutete bei Irina an. Wie freudig ihre Stimme klang, als sie ihn erkannte!

„Ja, ich bin zu Hause. Wo sollte ich sonst sein? Komm nur, Andrjuscha."

Kipman fuhr nach der Kaiserallee und trat mit Bangigkeit in das hochherrschaftliche Haus.

Irina lief ihm entgegen und küßte ihn. „Andrjuscha, mein Lieber, du kommst so selten", sagte sie traurig. Ihr Gesicht war schmal und blaß.

„Du weißt, wieviel ich zu tun habe", antwortete er und betrachtete die Einrichtung des Salons mit abschätzenden Blicken.

„Du bist so kalt, Andrjuscha", klagte sie.

„Ich bin nicht kalt, Irina. Ich kann nur meine Gefühle nicht zeigen. Ich kann keine großen Worte machen. Ich bin kein Tenor."

Sie blickte in seine strahlenden blauen Augen und fühlte zum erstenmal Sehnsucht, diese Augen zu zerstören, die sie wehrlos gemacht hatten. Sie liebte ihn so sehr, daß sie danach lechzte, ihm weh zu tun.

„Und außerdem, Irina, ich habe jetzt Sorgen, schwere Sorgen."

Ihr Mitgefühl erwachte. „Andrjuscha, mein Lieber, du darfst keine Sorgen haben."

Er lächelte höhnisch.

„Was hast du auf der Seele? Sprich!"

Er sah sie lange an, als wüßte er, daß sein Blick sie willenlos machte, und antwortete zögernd: „Ich habe mich verrechnet; Irina. Die Reise nach Italien hat zu viel Geld gekostet. Das Rohmaterial ist teurer geworden. Ich brauche das Atelier länger, als ich gedacht hatte. Nun kann ich nicht weiter. Ich habe kein Geld mehr."

Sie streichelte seine Hand und rief verzweifelt: „Andrjuscha, mein Lieber, was soll man tun?"

„Ich weiß es nicht."

Nach einer Weile sagte er, als würde er in diesem Augenblick von dem Gedanken erleuchtet: „Es gäbe einen Ausweg."

„Welchen, Andrjuscha?"

„Man müßte sich an Proctor wenden, Irina."

Sie sprang auf und rief gefoltert: „Das kann ich nicht, Andrjuscha. Nie! Niemals! Das kann ich nicht. Das darfst du nicht von mir verlangen. Ich könnte es nicht überleben."

„Bitte, rege dich nicht auf", sagte er sehr kühl. „Ich verlange es natürlich nicht von dir. Ich weiß genau, daß eine Prinzessin Suwarin so etwas nicht tun kann. So viel verstehe ich schon von aristokratischen Ehrbegriffen."

„Sprich nicht so, Andrjuscha! Ich beschwöre dich."

„Aber was liegt an mir! Außer meinen Gläubigern wird kein Mensch mir nachweinen, wenn ich mich erschieße."

Sie fiel vor ihm auf die Knie und schrie verzweifelt: „Sage das nicht, Andrjuscha! Ich will dir helfen. Ich will alles tun, was du befiehlst."

Er zog sie zu sich hinauf und küßte dankbar ihren Mund, der in verhaltenem Weinen zuckte. Die Prinzessin Suwarin war schön, dachte er, während er sich an seinen Küssen erhitzte, aber Estherka war hundertmal schöner.

Irina riß sich plötzlich los und jubelte: „Andrjuscha, mein geliebtes Herz, ich kann dir helfen. Ich habe Geld."

Ungläubig sah er ihr nach, als sie aus dem Zimmer lief. Vielleicht hatte sie fünftausend Mark erspart, überlegte er und lächelte geringschätzig.

Irina kam zurück und brachte das Scheckbuch, das Proctor ihr einst aufgenötigt hatte. „Ich kann dir jeden Betrag geben, Andrjuscha", sagte sie und lachte vor Glück. „Wieviel brauchst du?"

Kipman betrachtete mißtrauisch das Scheckbuch, bis er von Irina erfahren hatte, wie wertvoll diese Blätter waren. „Ich bin gerettet!" rief er und tanzte wie ein Besessener mit Irina durch den Salon.

„Wieviel brauchst du, Andrjuscha?" fragte sie atemlos.

„Schreibe hunderttausend Mark, Irina, mein Engel."

Die Prinzessin schrieb und gab den Scheck dem Geliebten, der mit glühenden Küssen dankte.

*

Als Kipman am späten Abend weggehen wollte, sagte Irina: „Morgen kommt Proctor."

„Ich weiß es."

„Was soll ich ihm sagen, Andrjuscha?"

„Ich verstehe nicht."

„Ich muß ihm eine Antwort geben."

„Nun ja."

„Soll ich Proctor heiraten?" fragte sie drohend.

„Er muß unser Freund bleiben", erwiderte er ausweichend. „Wir werden ihn brauchen."

Sie sank auf einen Sessel und schlug die Hände vor das Gesicht. „Was machst du aus mir, Andrjuscha?" jammerte sie.

„Wir müssen vernünftig sein, Irina", sagte er unsicher.

„Ich schäme mich, Andrjuscha. Ich schäme mich so sehr, daß ich nicht mehr leben kann."

„Du darfst nicht den Mut verlieren, Irina. Es dauert nicht mehr lange. Wenn wir Erfolg haben, brauchen wir uns nicht mehr zu demütigen. Du tust es für mich, für deinen Andrjuscha." Er zog die Hände von ihrem Gesicht und bedeckte es mit müden Küssen.

Als Irina allein in ihrem Schlafzimmer war, erblickte sie eine Frau im Spiegel, deren Anblick sie erzittern ließ. Was war aus Irina Suwarin geworden? „Ich kann so nicht leben!" flüsterte sie verzweifelt und suchte den kleinen, mit Tulasilber beschlagenen Revolver, den sie aus der Heimat mitgebracht hatte. Aber als sie die Waffe endlich gefunden hatte, war ihr Wille gelähmt und zerbrochen. Man hatte ihr die Tapferkeit gestohlen.

Niemals konnte Irina Suwarin begreifen, warum in dieser Nacht vor Proctors Rückkehr ihre Hand so feig gewesen war.

*

„Erzählen Sie", befahl Proctor, den Goodmaker in Bremerhaven erwartet hatte.

Der Sekretär begann zögernd und tastend zu berichten, da er noch nicht wußte, wie weit er gehen durfte. Der Chef erschien ihm verändert, nüchterner, gleichgültiger, aber es war möglich, daß dieser erste Eindruck irreführte. Außerdem hatte Proctor eine schwere Grippe überstanden. Man mußte jedenfalls auf der Hut sein.

Goodmaker erzählte vorsichtig und nach allen Seiten sich deckend. Proctor hörte aufmerksam zu, ohne ein einziges Mal zu unterbrechen. Als der Sekretär endlich schwieg, blickte Proctor zum Fenster hinaus.

„Die Prinzessin befindet sich wohl?"

„Ja, Mr. Proctor."

„Wie ist ihre Stimmung?"

„Ich habe den Eindruck, daß die Prinzessin ein wenig ernst ist, um nicht traurig zu sagen."

„Warum sollte sie traurig sein?"

„Ich weiß es nicht, Mr. Proctor."

„Sie sollten weniger diplomatisch sein, Goodmaker", sagte Cyrus Proctor und sah seinen Angestellten scharf an, der ohne

Verwirrung entgegnete, daß ihm diplomatische Zurückhaltung fernliege.

„Ist dieser Kipman derselbe Mensch, der in Hamburg gewesen ist?"

„Jawohl, Mr. Proctor."

„Ein geschickter Junge?"

„Ein sehr begabter Mensch."

„Ist der Film fertig?"

„Er dürfte in diesen Tagen fertig werden."

„Was haben Sie von dem Film gehört?"

„Er soll sehr gut werden, Mr. Proctor. Es wurde mir von verschiedenen Seiten berichtet. Man interessiert sich in Fachkreisen sehr für die zweite Rolle der Prinzessin."

Nach einer langen Pause sagte Proctor: „Sie wissen, daß ich die Prinzessin heiraten werde."

Goodmaker nickte ernst.

„Es wäre freundlich von Ihnen, wenn Sie für einige Minuten Ihre Stellung vergessen und mir raten wollten, was ich in dieser Filmgeschichte, die mir unangenehm ist, unternehmen soll."

Goodmaker wagte, kurzentschlossen, einen Vorstoß. „Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, Mr. Proctor, so müßte in erster Linie verhindert werden, daß dieser Film nach Amerika gelangt, denn ich nehme an, daß es Ihnen peinlich sein wird, Mrs. Proctor in amerikanischen Kinos vorgeführt zu sehen."

„Das ist natürlich ausgeschlossen."

„Ich höre aber, Mr. Proctor, daß ein amerikanischer Agent sich für den Film interessiert. Ich möchte Ihnen empfehlen, daß Sie den Film für Amerika kaufen."

„Das ist ein ausgezeichneter Rat", entgegnete Proctor erfreut. „Was wird der Mann für den Film verlangen?"

Goodmaker überlegte. „Ich denke, daß wir die Lizenz für fünftausend Dollar bekommen können."

„Sie können auch das Doppelte bezahlen, wenn es notwendig ist. Schließen Sie noch heute ab, natürlich nicht unter meinem Namen."

„Ich werde den Film durch den Agenten Toombs kaufen lassen."

„Sehr gut. Ich danke Ihnen, Goodmaker."

Kipmans Vetter verneigte sich.

*

Irina erzitterte, als sie Proctors Stimme im Vorzimmer hörte. Mary öffnete die Tür, meldete und ließ Proctor eintreten. „Guten Tag", sagte er freudig und betrachtete forschend dieses Gesicht, von dem er erfüllt war.

„Guten Tag, Mr. Proctor", antwortete sie bedrückt und reichte ihm die Hand. „Sie sind magerer geworden."

„Ich wäre beinahe gestorben, Prinzessin. Die Grippe ist eine heimtückische Angelegenheit."

„Ich freue mich, daß Sie wieder gesund geworden sind, Mr. Proctor." Sie deutete auf einen Sessel.

„Ich glaube bestimmt, daß mich nur der feste Wille, Sie wiederzusehen, gerettet hat."

Irina lächelte verzweifelt. Tränen würgten sie.

„Haben Sie Kummer, Prinzessin?" fragte er herzlich. „Ihre Augen sind traurig."

„Ich habe keinen Kummer, Mr. Proctor. Mein Kopf schmerzt mich ein wenig."

„Strengt Sie das Filmen an?"

„Nein, Mr. Proctor."

„Ich habe gehört, daß Sie in einem neuen Film gespielt haben."

„Ja."

„Darf ich fragen, Prinzessin, was Sie jetzt zu tun beabsichtigen?"

„Ich möchte, wenn Sie erlauben, noch weiter filmen, Mr. Proctor", sagte sie ängstlich.

„Ich habe kein Recht, zu erlauben oder zu verbieten, Prinzessin. Das wissen Sie genau. Macht Ihnen das Filmen so viel Freude?"

„Nein, aber — aber — ich habe mich der Gesellschaft verpflichtet."

„Für welche Zeit?"

„Für — zwei Jahre."

Er verlor die Haltung und sprang auf. „Das ist unmöglich. Der Vertrag ist ungültig. Sie sind minderjährig. Sie können gültige Verträge nicht abschließen."

„Das mag sein, Mr. Proctor, aber ich will den Vertrag einhalten. Ich bin Herrn Kipman großen Dank schuldig."

„Ich werde Herrn Kipman entschädigen."

„Ich kann nicht undankbar sein, Mr. Proctor."

Proctor ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Dann blieb er vor Irina stehen und fragte angstvoll: „Was soll mit mir geschehen?"

„Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, Mr. Proctor."

„Ich kann nicht zwei Jahre lang Geduld haben. Ich kann nicht."

„Sie dürfen mit mir nicht schreien, Mr. Proctor. Sie setzen sich ins Unrecht, wenn Sie brutal werden."

„Verzeihen Sie, Prinzessin", bat er demütig. „Ich habe die Besinnung verloren. Ich weiß nicht, was ich rede. Haben Sie Mitleid." Er nahm wieder Platz und starrte sie an. „Sagen Sie, was ich tun soll, Prinzessin!"

„Sie müssen ein wenig Geduld haben, Mr. Proctor."

Er machte eine verzweifelte Gebärde. „Ich bin nur ein Mensch, ein schwacher Mensch mit Blut in den Adern. Sie verlangen Unmögliches, Prinzessin."

Sie schwieg hartnäckig.

„Wünschen Sie, daß ich aus Ihrem Leben verschwinde?"

„Nein", antwortete sie leise und errötete vor Scham über ihr unehrliches Spiel.

Sein Gesicht erstrahlte. „Ich danke Ihnen, Prinzessin."

Er dachte angestrengt nach und fragte behutsam: „Wenn es mir gelingt, Ihren Vertrag mit Herrn Kipman zu annullieren, wären Sie dann bereit, meine Frau zu werden?"

In diesem Augenblick erkannte Irina voll Entsetzen, daß sie Kipmans nicht sicher war. Er war arm und konnte der Lockung des Geldes nicht widerstehen. Wenn ihm Not die Kehle zusammenpreßte, verkaufte er sie um ein Linsengericht.

„Der Kampf ist zu ungleich, Mr. Proctor", erwiderte sie, nach Worten ringend. „Es ist für Sie ein leichtes, Herrn Kipman, der ein armer Teufel ist, zum Verzicht auf den Vertrag zu zwingen. Sie können ihn vernichten, wenn er von dem Vertrag nicht absteht."

„Herr Kipman ist nicht der Mann, den Cyrus Proctor vernichtet."

„Ich muß Ihnen erzählen, warum ich Herrn Kipman zu tiefstem Dank verpflichtet bin. Sie werden mich dann leichter begreifen." Sie berichtete von jenem Hamburger Abend, da ihr ein Unbekannter zweihundert Mark in die Hand gedrückt hatte und, ohne Dank zu erwarten, im Nebel verschwunden war. „Dieser fremde Mensch ist Kipman gewesen, Mr. Proctor. Er hat mich vor Elend, Schande und Tod bewahrt. Wenn er nicht gewesen wäre, hätte ich kaum Gelegenheit, jetzt mit Ihnen hier zu sprechen. Können Sie mein Gefühl der Dankbarkeit begreifen?"

„Jawohl, Prinzessin, aber was soll ich tun, da Sie mir nicht gestatten wollen, Herrn Kipman zu entschädigen?"

Irina, in Todesangst, fand den Ausweg. „Helfen Sie Herrn Kipman, Mr. Proctor. Ich weiß nicht, welche Pläne er hat, aber unterstützen Sie sie. Wenn er dank Ihnen eine gesicherte Position erreicht hat und dann auf meine weitere Mitwirkung verzichtet, so bin ich von jeder Dankesverpflichtung frei und werde Ihre Frau."

„Das gilt?" fragte er ein wenig ungläubig, denn die Aufgabe erschien ihm lächerlich leicht.

„Es gilt, Mr. Proctor", sagte sie mit tonloser Stimme.

*

Der erste Kipman-Film wurde in einem großen Theater geladenen Gästen vorgeführt.

Die Inszenierung dieser Vorstellung war ein Meisterstück des Dichters Lákátós, der, angefeuert von der Prämie, die Kipman nach Erhalt des Dollarschecks sofort zu bezahlen nicht versäumte, sich selber übertraf. Der Propaganda, die er vorausgeschickt hatte, war es gelungen, Neugier zu erwecken und Leute in das Theater zu ziehen, die sich derartigen Veranstaltungen stets fernhielten. Sogar Herr Generaldirektor Szilaghi, der eine Idiosynkrasie gegen die Kinos hatte, war mit stattlichem Gefolge erschienen, in dem Generaldirektor Goggeisl, Direktor Blaufuß, der die Verleihabteilung leitete, Hofrat Jubs, Regisseur Eigenschein und andere Prominente zu bemerken waren. Andreij Kipman, bescheiden, unterwürfig, geringster aller Filmmenschen, stand neben Lákátós im Foyer und ließ sich von dem Dichter, der alle kannte, den Leuten von Rang und Einfluß vorstellen.

Irina erschien in Gesellschaft Proctors, der darauf bestanden hatte, die Prinzessin zu begleiten, um zu verhindern, daß sie in der Künstlerloge Platz nehme. Kipman ging ein wenig befangen auf Irina zu, die ihn Cyrus Proctor vorstellte. Proctor vermochte seinen unerklärbaren Widerwillen zu verbergen, den er gegen diesen allzu demütigen jungen Menschen empfand, und sagte einige freundliche Worte.

Nachdem drei Akte unter ansteigenden Beifallskundgebungen abgerollt waren, schaltete Lákátós eine kleine Pause ein und versprühte das Gerücht von dem Verkauf dieses Films an Amerika durch den Saal. In den Kreisen der Filminteressenten entstand eine lebhafte Beunruhigung, die durch skeptisches Kopfschütteln bewährter Leiter von Auslandsabteilungen kaum gedämpft werden konnte.

„Was soll Amerika an diesem Filmchen kaufen?" rief Direktor Blaufuß so laut, daß es jeder hören konnte. „Mir kann man solche Opern nicht erzählen. Ich kenne das amerikanische Geschäft."

„Sie kennen das amerikanische Geschäft, lieber Blaufuß," sagte Generaldirektor Szilaghi leise, „aber Kipman verkauft seinen Film nach Amerika."

Direktor Blaufuß gab sich nicht geschlagen und schickte den Reporter einer Filmzeitung zu Kipman, um Zuverlässiges zu erfahren. Der Reporter kam zwei Minuten später zurück und berichtete, daß er den amerikanischen Vertrag gesehen habe. Toombs habe den Film für Amerika gekauft.

„Verstehen Sie das?" rief Blaufuß aufgeregt und wischte sich den Schweiß von der Stirn, die von anschwellenden Adern gesprengt zu werden drohte.

„Ich verstehe es sehr gut", erwiderte Generaldirektor Szilaghi höhnisch und schleuderte vernichtende Blicke gegen Jubs und Eigenschein. „Der Film ist ausgezeichnet. Ich wollte, wir hätten jemals einen solchen Film herausgebracht."

Hofrat Jubs und Eigenschein erbebten.

Nach dem vierten Akt begab sich Direktor Blaufuß zu Kipman und bot ihm für Deutschland, Österreich, Tschechoslowakei, Schweiz und Polen vierhunderttausend Mark. „Achthunderttausend, Herr Direktor", antwortete Kipman unterwürfig.

„Sie sind verrückt!"

Kipman bat mit flehenden Blicken, ihn verrückt sein zu lassen.

Am nächsten Tag, nachdem Kritiken erschienen waren, kaufte die Firma Sternschuß & Cie. den Film für neunhunderttausend Mark. Die Kritiken waren durchaus freundlich, denn es schien nicht leicht möglich zu sein, einen deutschen Film zu verreißen, den Amerika anzukaufen geruht hatte. Kipmans Bild erschien in vielen Fachzeitungen. Kipman wurde über seine nächsten Pläne befragt. Kipman erhielt sehr günstige Anträge von Generaldirektor Szilaghi und anderen Generaldirektoren, die dem Erfolg nachliefen.

Kipman wurde wie ein Gott verehrt in Turobin, Kroschnik, Krinitza, Plonsk, Narowl und in den andern Städtchen, die in den Straßen am Schönhauser Tor sich angesiedelt hatten. Es war ein nie erlebtes Volksfest, als Kipman die ausgegebenen Anteilscheine ohne Abzug einlöste. Fremde Menschen umarmten sich. Alte Männer segneten Kipman, der eine Stunde lang

der Auszahlung beiwohnte. Kinder tanzten in den Straßen. Frauen lächelten, die geglaubt hatten, nie mehr lächeln zu können.

*

Zu der Unterredung, die Cyrus Proctor veranlaßt hatte, begab sich Kipman mit der ruhigen Sicherheit eines Mannes, der alle Trümpfe in der Hand zu halten glaubte. Er besaß eine Million Mark und einen zweijährigen Vertrag mit der Prinzessin Suwarin, der wahrscheinlich noch viel wertvoller war als sein Vermögen. Er war sowohl von Irina als von Goodmaker über alles informiert, während Proctor zum Teil im Dunkeln tappte. Das Spiel war für Kipman niemals zu verlieren.

Nachdem Proctor den jungen Mann, der ihm körperliches Unbehagen bereitete, kühl begrüßt hatte, fragte er ohne Umschweife: „Sie wissen, warum ich Sie zu dieser Unterredung eingeladen habe?"

„Ich glaube es zu wissen, Herr Proctor. Sie wollen sich an meiner Gesellschaft beteiligen."

„In erster Linie will ich eine Form suchen, um den Vertrag zu lösen, den Sie mit der Prinzessin abgeschlossen haben."

„Das ist mir neu, Herr Proctor."

„Sie wissen, daß dieser Vertrag ungültig ist. Die Prinzessin ist minderjährig."

„Das weiß ich natürlich, aber das ist doch ziemlich belanglos.. Ich glaube nicht, daß die Prinzessin den Vertrag mit dieser Begründung anfechten wird."

„Das wird sie nicht. Sie haben vollkommen recht. Was verlangen Sie, wenn Sie freiwillig von dem Vertrag zurücktreten?"

Kipman lächelte bescheiden und antwortete: „Dieser Vertrag ist nicht zu verkaufen."

„Eine Sache ist nur so lange nicht verkäuflich, als der gebotene Preis unter dem Wert bleibt. Ich biete Ihnen zwei Millionen."

„Dollar?" fragte Kipman unterwürfig.

Proctor beherrschte sich. „Ich meinte natürlich Mark."

„Wenn Sie gestatten, wollen wir über die Vertragssache nicht weiter sprechen, Herr Proctor. Ich nahm an, daß Sie Interesse für meine Filmgesellschaft haben."

Proctor begriff, daß dieser junge Mensch augenblicklich der weitaus Stärkere war, und lenkte ein. „Bitte, wollen Sie mir Ihre Vorschläge machen."

„Ich habe die Absicht, meine Gesellschaft auf breiteste Grundlage zu stellen. Das ist heute nur mit amerikanischem Kapital möglich."

„Welchen Betrag stellen Sie sich vor?"

„Mindestens zweihundert Millionen."

„Dollar?" fragte Proctor, ohne den Mund zu verziehen.

„Nein, Mark, Herr Proctor."

Jetzt lachte Proctor herzlich. „Sie geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Darf ich fragen, wozu Sie zweihundert Millionen brauchen?"

„Ich wundere mich ein wenig, daß Sie diese Frage stellen, Herr Proctor. Eine halbe Million Dollar kann unmöglich ein Betrag sein, der Sie aus der Fassung bringt."

„Ich bin nicht fassungslos, Herr Kipman. Ich möchte nur wissen, wozu Sie zweihundert Millionen benötigen."

„Ich kann es Ihnen in wenigen Sätzen erklären. Bisher wurden neue Filmgesellschaften so gegründet, daß man ein Atelier mietete oder kaufte und einen Film machte. Das ist natürlich idiotisch. Einen Film machen kann jeder Seifensieder oder Damenkonfektionär. Die Kunst beginnt beim Verkauf eines Films. Ich muß daher, bevor ich den ersten Film mache, gesicherten Absatz haben."

„Das ist klar", sagte Proctor, unwillkürlich interessiert.

„Ich muß also zuerst Theater erwerben, wenn möglich in allen großen Städten Deutschlands. Ich weiß zum Beispiel, daß das Berliner Goethe-Theater vor der Pleite steht. Wir werden das Theater kaufen und daraus ein Kino machen."

Proctor ging sofort auf den Plan ein, denn er hatte überlegt, daß er nur gewinnen konnte, wenn er seine riesigen Markguthaben in Sachwerte verwandelte. „Sie werden begreifen, Herr Kipman, daß ich eine Transaktion in diesem Umfang nicht allein unternehmen will. Wir müssen eine Aktiengesellschaft machen und auch fremdes Kapital heranziehen. Um eine Aktiengesellschaft zu gründen, müssen wir aber vorerst Grundlagen schaffen."

„Das ist klar, Herr Proctor."

„Wir werden also vorerst ein Direktionsgebäude in bester Lage und das Goethe-Theater kaufen. Dann können wir Schritt für Schritt weitergehen."

„Ja, sehr schön. Wie wollen Sie mich sicherstellen?"

„Ich verstehe Sie nicht."

Kipman lächelte schlau. „Doch, Herr Proctor, Sie verstehen mich. Ich habe kein Interesse daran, daß Sie Gebäude kaufen, ohne daß ich in irgendeiner Form beteiligt werde."

„Ich kaufe nicht für mich, sondern für die zu gründende Aktiengesellschaft. Diese Gebäude bringe ich als Einlagen ein."

„Und meine Einlage?"

„Ihre Einlage ist der Vertrag mit der Prinzessin Suwarin, über dessen Bewertung wir uns leicht einigen werden. Sobald Sie auf die Mitwirkung der Prinzessin verzichten, erhöht sich die Bewertung um das Doppelte. Wir können darüber einen Vorvertrag bei meinem Rechtsanwalt abschließen."

„Und ich werde Generaldirektor der zukünftigen Gesellschaft?"

„Sie werden natürlich Generaldirektor."

Andreij Kipman ging als Sieger aus Proctors Zimmer.

*

Eines Tages kam Tina Vermonte zu Irina auf Besuch.

„Wenn ich Sie störe, sagen Sie es mir ohne weiteres, liebe Irina."

„Ich freue mich, Sie zu sehen", erwiderte Irina herzlich.

„Wie geht es Ihnen, liebes Kind? Man sieht und hört nichts von Ihnen. Wie leben Sie?"

Irina machte eine unentschiedene Handbewegung.

„Sie sind traurig oder müde. Was ist mit Ihnen, Kindchen?"

„Ich bin nicht traurig, Frau Vermonte. Der Frühling macht mich ein bißchen matt. Aber Sie sehen ausgezeichnet aus."

„Die Scheidung bekommt mir gut", lachte Tina vergnügt.

„Wie geht es Graf Diedorff?"

„Noch besser als mir. Christoph Bernhard ist zur Natur zurückgekehrt und fühlt sich glücklich. Er hat sich sehr zu seinem Vorteil geändert. Wir haben nach dem ersten Termin zusammen gespeist und uns famos unterhalten."

Irina lächelte.

„Er liebt mich, weil ich ihn freigegeben habe. Aber sagen Sie, liebe Irina, was wird mit Ihnen? Wann heiraten Sie?"

„Sie reden mir zur Heirat zu, nachdem Sie die Freuden der Scheidung geschildert haben?"

„Ich tauge nicht zur Ehe, aber Sie sollten heiraten."
„Warum, Frau Vermonte?"
„Mein Gefühl sagt es mir. Sie werden als Mrs. Proctor großartig sein."
„Ich bin dessen nicht so sicher wie Sie, Frau Vermonte."
Die Vermonte blickte in die Luft. Nach einer Weile sagte sie: „Sagen Sie, liebe Irina, wie ist das eigentlich mit dem kleinen Kipman? Stimmt es, daß Proctor an seinem Unternehmen sich beteiligt?"
„Das stimmt, Frau Vermonte."
„Haben Sie Proctor mit Kipman zusammengebracht?"
„Ja", antwortete Irina zögernd. „Es ergab sich so."
„Der Junge hat viel Glück. Mir ist nur rätselhaft, warum Sie ihn protegieren."
„Ich protegiere ihn?"
„Na, hören Sie, Irina, das ist doch klar. Ohne Ihre Einwirkung wäre ein Mann wie Cyrus Proctor niemals mit einem Kipman zusammengegangen. Ich will Ihnen etwas sagen, Irina, aber Sie dürfen mir nicht böse sein."
„Ich werde nicht böse sein", antwortete Irina und spannte alle Nerven an, um das Kommende ertragen zu können.
„Ich bildete mir eine Zeitlang ein — verzeihen Sie —, daß Sie in Kipman verliebt seien. Mein Gott, wir Frauen sind ja unberechenbar. Wenn die Männer eine Ahnung hätten, wie wir sind, würden sie uns im Bogen ausweichen. Also das bildete ich mir ein. Aber vor einigen Tagen besuchte ich Kipman in seinem neuen feudalen Bureau — er will mich nämlich engagieren — und sah mir den Jungen genau an. Das ist kein Mensch, den die Prinzessin Suwarin lieben kann, sagte ich mir und bat Sie in Gedanken um Verzeihung."
„Ich habe über diese Möglichkeit wirklich noch nicht nachgedacht," erwiderte Irina sehr gefaßt und hochmütig, „aber ich kann mir wohl vorstellen, daß sich eine Frau in ihn verliebt."
Die Vermonte schüttelte den Kopf. „Nein, liebes Kind. Das ist schlechte Rasse. Glauben Sie mir. Auf diesen Typ fällt keine Frau hinein."
„Als ich Kipman verließ, konnte ich mir noch weniger erklären, warum Sie ihn protegieren."
„Aus Dankbarkeit, Frau Vermonte. Er hat mir einmal einen großen Dienst geleistet."
„Das ist etwas anderes. Jetzt begreife ich. Aber wenn Sie von einer Frau, die Ihre Mutter sein könnte, einen Rat

annehmen wollen, übertreiben Sie Ihre Dankbarkeit nicht. Dankbarkeit ist gefährlicher als Liebe."

„Ich hoffe, nicht zu übertreiben, aber ich danke Ihnen jedenfalls für Ihren Rat. Haben Sie mit Kipman abgeschlossen?"

„Noch nicht, liebe Irina, ich wollte mich vorerst bei Ihnen über die tatsächlichen Verhältnisse der Firma erkundigen, die mir ein wenig zu großartig erschienen sind. Ihre Auskünfte sind allerdings sehr beruhigend."

„Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie Star der Kipman-Gesellschaft würden, Frau Vermonte."

Um Tinas Lippen spielte ein zweifelndes Lächeln.

Als die Vermonte weggegangen war, rief Irina Kipman an: „Andrjuscha, mein Lieber, komm heute zu mir. Ich bitte dich."

Andrjuscha konnte nicht. Es war vollkommen unmöglich. Er hatte wichtige Konferenzen.

Irina bat nicht weiter und hängte an. Ihr Gesicht erstarrte.

*

Kipman zog aus seiner bescheidenen Wohnung in der Novalisstraße nicht aus. Kipman grüßte wie sonst den Vizewirt, der vor dem Grünkramkeller stand. Kipman kaufte sich kein Auto, sondern fuhr mit der Straßenbahn. Kipman ließ sich keine neuen Anzüge machen, er lernte nicht reiten, er war auf den Rennplätzen nicht zu sehen, er trug nicht mal ein Monokel.

Niemals hatte es einen Mann gegeben, dem sein schwindelnder Erfolg weniger zu Kopf gestiegen war, als Andrew Kipman, wie er sich jetzt auf Goodmakers Rat nannte, um die amerikanische Note des Unternehmens zu betonen. Cyrus Proctor und Andrew Kipman, das klang gut. Der einzige Genuß, den Kipman sich vergönnte, war der Besuch des Filmkaffeehauses. Er kam jeden Nachmittag hin, blieb zehn Minuten sitzen und erwärmte sich an den demütig-bewundernden Blicken, die an ihm hingen. Nach zehn Minuten erhob er sich, dankte freundlich für die Grüße, die ihn zur Tür begleiteten, und ging in das Bureau zurück.

Die Bureaus der Kipman-Film-Gesellschaft befanden sich im ersten Stockwerk eines stattlichen Hauses in der Französischen Straße, das Proctor gekauft hatte. Die Zimmer der Chefs waren von Jens Boyesen mit großem Geschmack eingerichtet worden. Den schönsten Raum allerdings hatte der Dichter

Lákátós inne, der als Presse- und Propagandachef der Gesellschaft verpflichtet war. Aus diesem prachtvollen Bureau wurden die Notizen geschleudert, die wie Dolche in das Herz der fassungslosen Filmbranche drangen. Man wehrte sich mit kümmerlichen Mittelchen, die nicht wirken konnten, denn der Kampf gegen den Dollar war zu ungleich. Der erste, der die Aussichtslosigkeit des Kampfes erkannte, war Generaldirektor Szilaghi, der eines Tages sondieren ließ, ob eine Fusion seiner und der Kipman-Gesellschaft möglich wäre.

Die Konferenz Kipman-Szilaghi war ein Höhepunkt in der Karriere des kleinen Hilfsregisseurs aus Turobin. Es kam natürlich zu keiner Einigung, sondern nur zu unverbindlichen Vorbesprechungen, denn Kipman hatte Zeit, abzuwarten, was andere Gesellschaften bieten würden, die nicht zögern konnten, ihre Anträge zu machen.

Proctor beteiligte sich nicht an diesen Verhandlungen, die ihn kaum interessierten. Er arbeitete fieberhaft mit einem Stab von Leuten an der Gründung der Aktiengesellschaft, um so bald wie möglich von Kipman sich zurückziehen und mit der losgekauften Prinzessin nach Amerika reisen zu können.

Kipman wäre glücklich gewesen, wenn ihn nicht in manchen Stunden der Gedanke an Irina bedrückt hätte. Er war sich keiner Schuld bewußt. Er hatte die Prinzessin nicht verführt. Er hatte sich zu nichts verpflichtet und keine Versprechungen gemacht. Wenn die Prinzessin die italienische Episode überschätzte, die zu wiederholen er sich hütete, so war es ihre Sache. Aber so gute Gründe er auch vorzuführen hatte, es war ihm nicht wohl zumute, wenn er an die drohende Auseinandersetzung dachte. Er konnte die Geschichte drehen wie er wollte, um die Tatsache eines Betruges kam er nicht herum. Er hörte die Worte, die er gesagt hatte: „Wenn wir Erfolg haben, brauchen wir uns nicht mehr zu demütigen." Das war ein unbestimmtes Versprechen, das man nicht einklagen konnte, aber wer es nicht hielt, war ein Schuft.

Es gab Tage, da ihm so bittere Angst das Herz zusammenpreßte, daß er einen Menschen suchte, um sich ihm anzuvertrauen. Aber wer konnte dieser Mensch sein? Er dachte an den alten Gutmacher, an seinen Bruder Eli, sogar an Goodmaker, doch sein Verstand verwarf alle. Mit keinem von diesen durfte er sich beraten.

Aber an einem Abend im Frühling, nach einem telephonischen Gespräch mit Irina, aus dem nackte Verzweiflung der wartenden Frau schrie, verließ Kipman die Kraft. Das Un-

ausgesprochene erwürgte ihn. Er mußte reden. Wie ein Dieb schlich er in der Dämmerung nach der Straße am Schönhauser Tor, wo Turobin hauste. Er tastete sich durch den schmalen, dunklen Gang und pochte aufs Geratewohl an die Tür, die zu dem Laden des alten Gutmacher führte. Borik, der Schlächter, öffnete.

Als Kipman den Schlächter erblickte, der ihn freudig begrüßte, kam es wie Erleuchtung über ihn. Diesem einfachen Menschen, der ihn liebte und von Kind an kannte, durfte er sein Herz ausschütten.

„Gutmacher ist nicht hier", sagte der Schlächter.

„Sehr gut. Borik, sperr' die Tür zu. Ich muß dir was erzählen." Der Riese gehorchte.

„Setz dich nieder, Borik, und hör' mich an." Kipman begann zu beichten, erst langsam und zögernd, dann in fiebernder Hast. Borik saß regungslos und lauschte. Er hatte traurige Hundeaugen.

„Borik, was sagst du?" fragte Kipman angstvoll, nachdem er geendet hatte, und erwartete sein Urteil.

„Es ist schlimm, Kipman. Es ist sehr schlimm. Gott hat dich geschlagen."

„Was soll ich tun, Borik?" schrie Kipman, von Not zermalmt.

„Ich bin ein dummer, ungebildeter Mensch. Wie soll ich dir raten, Kipman?"

„Sag' nur, was du dir denkst, Borik."

Der Schlächter überlegte lange. Schweiß brach aus allen Poren seines großen Gesichts. Endlich fragte er schüchtern: „Wen liebst du? Estherka oder die andere?"

„Estherka!" rief Kipman, ohne zu zaudern.

„Dann möchte ich sagen, daß du schuld hast und daß die andere schuld hat, aber daß Estherka unschuldig ist wie ein neugeborener Vogel."

„Ja, Borik. Und weiter?"

„Und dann möchte ich sagen, daß du alles ertragen mußt, was Gott in seiner Gnade über dich verhängt, aber Estherka darf nicht leiden."

„Ja, Borik, du hast recht. Estherka darf nicht leiden."

„Ich weiß nicht, ob ich recht habe", antwortete der Riese unbeholfen. „Denn wenn ich an die andere denke, tut mir das Herz weh."

„Estherka darf nicht leiden", sagte Kipman leise und hatte ein hartes Gesicht.

*

Wie verbrachte Irina Suwarin diese Tage, Wochen, Monate?

Sie hatte alle Zeitbegriffe verloren. Sie lebte in nie erhellter Dämmerung dahin und wartete, bis allmählich auch das Ziel dieses Wartens hinter Schleiern versank. Sie saß am liebsten allein in ihren Zimmern und war nur schwer zu bewegen, mit Proctor ins Freie zu fahren. Wenn sie im Wagen saß, erblickte sie knospende Zweige, roch den Frühling und wunderte sich über die schnell verrinnende Zeit. An Proctor, der fast täglich erschien, gewöhnte sie sich. Er störte nicht durch Fragen und achtete ihre Versunkenheit. Niemals überschattete ihn der Gedanke, daß zwischen der Prinzessin und Kipman eine zärtliche Verbindung bestehen könnte. Diese Möglichkeit lag außerhalb des Bereichs seiner Denkfähigkeit. Er war aber fest überzeugt, daß Irina unter dem Einfluß einer Suggestion stand, die gewaltsam nicht zu lösen war.

Jeden Tag versuchte Irina mit Kipman zu sprechen. Sie rief fünf- oder sechsmal in seinem Bureau an. Oft ließ Kipman sich verleugnen. Wenn es ihm nicht gelang, sich zu entziehen, wechselte er mit ihr belanglose Worte, die ihr Blut erstarren ließen. Ein einziges Mal war er in Irinas Wohnung erschienen, scheu, zerfahren, unruhig, bei jedem Geräusch erschreckend, und gab unbestimmte Antworten, wenn Irina fragte, wie lange er sie noch zwingen wolle, dieses schmähliche Doppelspiel zu spielen, das ihre Selbstachtung zerbrach. Als Kipman die Wohnung verließ, schwor er sich zu, niemals mehr seinen Fuß dorthin zu setzen. Sein Plan war, zu verreisen, sobald die Aktiengesellschaft gegründet war, und Irina durch einen freundlich-vernünftigen Brief mitzuteilen, daß er auf ihre weitere Mitwirkung verzichten müsse.

In diesem sehr klugen Plan war ein kleiner Berechnungsfehler. Kipman überschätzte die Fähigkeit des menschlichen Herzens, Druck zu ertragen. Der Augenblick, da das Herz gegen einen täglich stärker werdenden Druck sich wehren mußte, kam früher, als Kipman ahnen konnte.

An einem sehr sonnigen Apriltag kehrte Irina von einer Spazierfahrt mit Proctor zurück. Als Proctor sich verabschiedete, sagte er: „Ich hoffe sehr, daß wir Anfang Mai nach Neuyork werden reisen können.“ Es gelang ihm nicht, ein glückliches Lächeln zu unterdrücken.

Irina trat wie betäubt in ihre Wohnung, setzte sich auf einen Sessel und starrte in ein Lichtband, das die Sonne durch das Fenster warf. So saß sie lange und stand erst auf, um einen kleinen Kalender zu suchen. Sie hatte keine Ahnung,

welcher Tag heute war. Nach einigem Suchen fand sie den kleinen Kalender, der in der Schublade ihres Nachttischchens lag. Sie blätterte in dem Büchlein und stellte fest, daß heute der 20. April war. Ihr Herz wurde aufgerissen.

Als sie den Kalender in die Lade zurücklegte, erblickte sie den kleinen, mit Tulasilber beschlagenen Revolver. In dieser Sekunde erwachte Irina Suwarin. Die Nebel versanken. Grelle Klarheit war um sie. Irina sah das Ziel. Ich muß Andrjuscha erschießen, dachte sie mit kühler Entschlossenheit. Ich muß Andrjuscha, den lieben, erschießen, wenn er mir heute nicht die Wahrheit sagt.

Sie steckte die Waffe ein, verließ, ohne eine Minute zu zögern, ihre Wohnung und fuhr nach der Französischen Straße. Als sie das Haus der Kipman-Gesellschaft betrat, strömten ihr die Angestellten entgegen. Es war Bureauschluß. In dem Vorzimmer saß ein alter Diener. „Ist Herr Kipman hier?"

„Ja", antwortete der Diener zögernd. „Aber jetzt wird niemand mehr empfangen, meine Dame."

„Melden Sie mich. Die Prinzessin Suwarin."

Der Diener entfernte sich zweifelnd. Er glaubte nicht an Prinzessinnen, die nach Bureauschluß kamen.

Kipman kam eilig aus seinem prachtvollen Zimmer und begrüßte Irina. Sein Gesicht war blaß. „Was verschafft mir das Vergnügen?" fragte er leichthin, als sie im Bureau standen.

Sie sah ihn an. Seine Augen ertrugen diesen Blick nicht und flackerten unruhig. „Du mußt jetzt sprechen", sagte sie mit fester Stimme. „Ich kann nicht mehr warten."

„Was willst du wissen?"

„Die Wahrheit! Du mußt dich entschließen, zu sagen, was du mit mir vorhast."

„Was sollte ich mit dir vorhaben?"

„Das will ich wissen. Du mußt jetzt sprechen. Verstehst du nicht? Du — mußt — jetzt — sprechen."

Er überlegte, daß die Stunde der Abrechnung noch nicht da sei, und entschied sich für Zärtlichkeit. Lächelnd streckte er ihr eine Hand entgegen. „Liebe Irina —"

„Du mußt jetzt sprechen", rief sie drohend und wich der Hand aus, die nach ihr tastete. „Ich fürchte, daß du ein Lügner bist."

Seine Wangen röteten sich wie unter einem Peitschenhieb. „Du bist nicht sehr freundlich, Irina."

Sie schrie auf. „Weißt du denn, was ich leide? Weißt

du, was für ein Leben ich führe? Weißt du, was du aus mir gemacht hast? Weißt du das?"

„Es ist nicht nötig, daß du schreist", bat er voll Angst, denn er war unsicher, ob Proctor nicht in seinem Bureau war, das sich nebenan befand.

„Oh, ich muß schreien, denn deine Ohren sind taub."

„Wenn du nicht ruhig sprechen kannst, werde ich das Zimmer verlassen."

„Du wirst das Zimmer nicht verlassen!" rief sie und stellte sich vor die Tür.

Sein Blut entzündete sich. „Ich finde die Szene ein wenig lächerlich."

„Sie ist lächerlich, mein Lieber, jawohl, aber du mußt sie bis zu Ende spielen."

„Ich muß gar nichts!"

„Doch! Du mußt!"

Seine Augen strömten Haß gegen sie aus. „Was willst du eigentlich von mir?"

„Die Wahrheit! Ich will aus deinem Mund erfahren, daß du ein Schuft bist, Andrjuscha, mein Lieber!"

Kipman verlor die Macht über seine Nerven. „Habe ich dich verführt?"

„Nein, ich habe mich dir an den Hals geworfen."

„Habe ich dir Versprechungen gemacht?"

„Nein."

„Also, was willst du eigentlich?"

„Du hast mich glauben gemacht, daß du mich liebst", sagte sie tonlos.

„Das ist nicht wahr!"

„Und in Pavia? Und in Gargnano?"

„Ich habe dir niemals Liebe versprochen."

Irina wankte. Sie hatte Liebe gegeben, Liebe über alle Maßen, und nichts dafür empfangen. „Du weißt nicht, was du sprichst, Andrjuscha. Ich sehe jetzt, daß du ein kleiner, armseliger Mensch bist, aber mache dich nicht schlechter als du bist. Damals hast du mich geliebt, Andrjuscha. Gib doch zu, daß du mich damals geliebt hast."

Eine dämonische Gier, jetzt die Wahrheit zu sagen, erpreßte ihm die Worte: „Ich habe immer nur meine Frau geliebt."

Irina starrte ihn verständnislos an. Endlich begriff sie. „Dann mußt du sterben, Andrjuscha", sagte sie traurig und richtete den Revolver gegen ihn.

Kipman stieß einen markerschütternden Schrei aus und ver=

kroch sich hinter dem breiten Schreibtisch. Irina lachte wie eine Wahnsinnige. Dieser kümmerliche Feigling war der Kugel unwürdig. Solche Menschen erschoß man nicht. Sie begriff, daß sie allein ihre Schuld zu bezahlen hatte und setzte den Revolver an die Schläfe. Dann drückte sie los.

Die Waffe versagte.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Irina ließ den Revolver sinken. Cyrus Proctor trat in das Zimmer.

Wenn ein Mensch bereit war zu sterben, so hat er die Verwandlung des Todes erlitten, auch wenn ihn ein äußerlicher Anlaß ins Leben zurückreißt.

Als Irinas Seele vom Tod auferstand, kehrte sie in den Leib der Prinzessin Suwarin zurück. Alles, was sie erniedrigt und aus dem Leben getrieben hatte, war ausgelöscht.

Ein armseliger Junge aus Turobin, dem man eins mit der Reitpeitsche gab, wenn er nicht schnell genug auswich, kroch unter dem Schreibtisch hervor.

Cyrus Proctor blickte die Prinzessin an. „Dieser Bursche hat versucht, mich zu beleidigen", erklärte Irina, von Ekel geschüttelt.

Proctor preßte die Zähne so fest zusammen, daß seine Wangenmuskeln zitterten.

Kipman sah flehend die Prinzessin an, aber seine strahlenden, blauen Augen bezauberten niemanden mehr.

„Werfen Sie diesen Burschen hinaus, Mr. Proctor", sagte Irina verächtlich.

Proctor machte schweigend die Tür auf.

Kipman zögerte, wollte sprechen, blickte von Proctor zu Irina, erkannte, daß er knapp vor dem Ziel gescheitert war, weil sein Hochmut ihn verführt hatte, die Wahrheit zu sagen, und ging, ein klägliches Lächeln auf den Lippen, aus dem prachtvollen Bureau der Kipman-Film-Gesellschaft.

Proctor schloß die Tür und schritt zu einem Fenster, das er öffnete. Dann sagte er herzlich: „Nun können wir früher nach Neuyork reisen, als ich gehofft hatte."

„Jawohl, Mr. Proctor", antwortete die Prinzessin Suwarin und sah ihn mit einem festen, großen Blick an.